

F. M. Dostojewsky

# Die Brüder Karamasoff

Ins Deutsche übertragen  
von Fr. Scharfenberg

Dritter Band



J. C. C. Bruns' Verlag, Minden (Westf.)

Dieser Band wurde hergestellt in der  
Buchdruckerei und Buchbinderei von  
J. G. C. Bruns in Minden (Westfalen)

---

---

## Zehntes Buch

### Die Knaben

---

---

5

#### An Iljuschas Bettchen

**I**n dem Zimmer, das der Hauptmann Snegireff mit seiner Familie bewohnte, war die Luft ebenso drückend, wie der Raum durch die zahlreichen kleinen Gäste enge wurde. Wieder saßen mehrere Knaben bei Iljuscha. Zwar wollten alle gleich Smuroff es nicht wahr haben, daß Iljoscha Karamasoff sie Iljuscha zugeführt und alles getan hatte, um es zu einer aufrichtigen Freundschaft zwischen ihnen kommen zu lassen; aber es war doch so. Seine ganze Kunst bestand nur darin, daß er sie einzeln ohne irgendwelchen Zwang herbrachte, ganz als geschehe es durchaus unabsichtlich, ja sogar halb aus Versehen. Es war für Iljuscha eine große Freude gewesen, als er die beinahe zärtliche Teilnahme seiner ehemaligen Widersacher sah.

Nur Kolja Krassotkin fehlte noch. Das lag wie eine drückende Last auf seinem Herzen. Gab es in seinen bitteren Erinnerungen etwas besonders Bitteres, so war es gerade dieser Vorfall mit Kolja, seinem früheren einzigen Freunde und Beistand, auf den er sich damals mit dem Messer gestürzt hatte. Das sagte sich auch der aufgeweckte kleine Smuroff, der zuerst Iljuscha aufgesucht hatte. Kolja Krassotkin hatte jedoch auf eine verborgene Andeutung, daß Iljoscha in einer gewissen Angelegenheit zu ihm kommen werde, jeden Annäherungsversuch kurz mit dem Auftrage an Smuroff zurückgewiesen: er solle Karamasoff sagen: Kolja Krassotkin wisse selbst, wie er sich zu verhalten habe; er verlange niemals Rat;

5

und werde er zum Kranken gehen, so werde er es tun, wenn er es für passend halte.

Das war vor etwa zwei Wochen gewesen. Aljoscha hatte daraufhin seine ursprüngliche Absicht aufgegeben, zu Krassotkin zu gehen. Selbst Smuroff hatte noch am Sonnabend nicht gewußt, daß Kolja die Absicht hatte, am Sonntag Iljuscha zu besuchen. Erst als sie am Abend auseinandergingen, hatte Kolja ihm aufgetragen, er solle am nächsten Tage ihn auf dem Hof erwarten; er werde mit ihm zusammen zu Snegireffs gehen. Doch hatte er ihm streng verboten, zu irgend jemandem über sein Kommen zu sprechen. Der Gedanke, daß er auch den verlorenen Hund mitbringen werde, war Smuroff auf Grund einiger von Kolja flüchtig hingeworfenen Andeutungen gekommen. Er hatte nämlich geäußert: „Sie sind alle Esel, daß sie den Hund nicht finden können, vorausgesetzt, daß er noch am Leben ist.“ Als aber Smuroff später schüchtern darauf angespielt hatte, war Krassotkin höllisch wütend geworden.

„Ich bin doch nicht so dumm, daß ich mich durch die ganze Stadt auf die Suche nach einem fremden Hunde mache, wenn ich meinen Pereswonn habe! Wie kann man nur so albern sein und sich einbilden, daß ein Hund, der eine Stecknadel hinuntergeschluckt hat, noch am Leben ist! Das sind Torheiten, weiter nichts!“

Inzwischen verging die Zeit. Iljuscha hatte sein Bettchen in der Ecke unter den Heiligenbildern volle zwei Wochen nicht mehr verlassen. Seit jenem Tage, an dem er Aljoscha in den Finger gebissen hatte, war er nicht mehr in die Schule gegangen. An demselben Tage war er erkrankt. Doch konnte er im ersten Monat noch allein aufstehen und etwas im Zimmer oder auch auf dem Flur umhergehen. Aber schließlich nahmen die Kräfte so ab, daß er sich ohne Mithilfe seines Vaters kaum noch fortbewegen konnte. Der Vater ängstigte sich um ihn; er ließ das Trinken gänzlich und wurde geradezu tief sinnig, wenn ihm der Gedanke kam, er solle den Jungen verlieren. Hatte er ihn bei einem kurzen Gang durch die Stube unter den Armen gestützt und dann wieder in sein Bett gelegt, so lief er jedesmal in die dunkelste Ecke des Flurs,

preßte die Stirn gegen die Wand und weinte kaum vernehmbar, damit es Iljuscha nicht höre. Doch klang aus diesem Weinen seine ganze ohnmächtige Verzweiflung heraus.

Wenn er dann wieder ins Zimmer trat, machte er sich gewöhnlich daran, seinen lieben Jungen irgendwie zu zerstreuen. Er erzählte ihm Märchen oder lustige Geschichten oder ahmte komische Menschen nach, denen er begegnet war, oder selbst Tiere. Doch Iljuscha tat es weh, wenn sein Vater sich so verstellte und Narrenpossen trieb. Er gab sich alle Mühe, sein Empfinden zu verbergen; aber immer wieder stieg ihm ein heißer Schmerz im Herzen auf, daß sein Vater nichts mehr bedeute in der Gesellschaft, und immer wieder erinnerte er sich jenes furchtbaren Tages.

Auch Ninotschka, Iljuschas gelähmte, bescheidene, stille Schwester — Warwara Nikolajewna war längst wieder nach Petersburg gegangen, um dort weiter Vorlesungen zu hören — sah das Treiben ihres Vaters nicht gerne. Dafür hatte aber die geistesschwache Mutter ihre helle Freude daran und lachte von ganzem Herzen, wenn ihr Mann wie ein Possenspieler sich benahm. Nur auf diese Weise konnte man sie zerstreuen und trösten, sonst weinte sie den ganzen Tag und beklagte sich launenhaft, daß alle sie vergäßen, daß niemand sie achte, daß alle sie beleidigten.

In der letzten Zeit war aber mit ihr eine Veränderung vor sich gegangen. Sie sah öfter in die Ecke zu Iljuscha hinüber und schien nachdenklicher zu sein. Sie wurde viel stiller und ruhiger; und wenn sie weinte, so weinte sie still vor sich hin, damit die anderen es nicht hörten. Der Hauptmann wunderte sich über diese Veränderung; sie belebte und erschreckte ihn zugleich. Die Besuche der Knaben waren anfangs gar nicht nach ihrem Sinn. Allmählich jedoch fand sie immer mehr Gefallen an den fröhlichen Kindergesichtern und dem lauten Geplapper, und bald freute sie sich so sehr über jeden Besuch, daß sie in Tränen ausgebrochen wäre, wenn die Jungen sich nicht mehr eingestellt hätten. Erzählten sie etwas oder spielten sie, so lachte sie vor Freude und klatschte in die Hände. Bisweilen rief sie einzelne zu sich und küßte sie. Besonders schloß sie den kleinen Smuroff ins Herz.

Der Hauptmann war entzückt über die Besuche der Kinder, die in sein Haus kamen, Iljuscha zu zerstreuen und aufzuheitern. Ja, er gab sich der Hoffnung hin, Iljuscha werde sich nicht mehr grämen und schneller gesund werden. Trotz seiner Angst um Iljuscha zweifelte er keinen Augenblick daran, daß sein Junge plötzlich wieder gesund werde. Fast andächtig nahm er die kleinen Gäste auf, tat alles für sie, was nur im Bereiche der Möglichkeit war, bediente sie und ließ sie sogar auf seinem Rücken reiten; doch gefiel Iljuscha dieses Spiel nicht, und deshalb gab man es sogleich wieder auf. Er kaufte Konfekt für sie, Pfefferkuchen, Nüsse, veranstaltete wirkliche Teekränzchen für die Kleinen und strich ihnen selig Butterbrote.

Geld hatte er in dieser Zeit übergenuß. Die zweihundert Rubel von Katerina Iwanowna hatte er genau so angenommen, wie Iljoscha es vorausgesagt hatte. Als Katerina Iwanowna näheres von Iljuschas Erkrankung und den Verhältnissen der Familie erfahren hatte, war sie selbst zu ihnen gegangen, hatte die ganze Familie kennen gelernt und selbst das schwach sinnige Mütterchen ganz bezaubert. Seit der Zeit hörten ihre Unterstützungen nicht mehr auf, und der Hauptmann, der in seiner Angst um Iljuscha seine früheren Ehrbegriffe vollkommen aus den Augen verloren hatte, nahm das Geld gehorsam hin. Auf Katerina Iwanownas Ersuchen kam der Arzt jeden zweiten Tag zu ihnen, um den Kleinen zu untersuchen; doch kam bei seinen Besuchen wenig Gescheites heraus, wengleich er ihn mit Arzneien geradezu vollstopfte. Dafür wurde an diesem Sonntage ein anderer Arzt erwartet, ein berühmter Professor aus Moskau. Katerina Iwanowna hatte ihn für viel Geld aus Moskau verschrieben, wenn auch nicht eigentlich für Iljuscha. Bei seiner Ankunft hatte sie ihn gebeten, diesen zu untersuchen, und auch den Hauptmann davon unterrichtet.

Daß Kolja Krassoffin kommen werde, wußte dieser dagegen nicht und vermutete es auch gar nicht, obwohl er ihn schon seit langem sehnsüchtig herbeiwünschte. Denn er sah nur zu gut, wie sehr es Iljuscha wehtat, daß gerade Kolja nicht kam. Als Kolja die Thür aufmachte, standen der Hauptmann

und alle Knaben an Njuschas Bettchen und betrachteten eingehend den kleinen Bullenbeißer, den der Vater kurz zuvor gebracht hatte. Das sollte ein Ersatz sein für Sutschka, den von Njuscha umgebrachten Hund. Njuscha hatte bereits vor drei Tagen gehört, daß er einen Hund erhalten werde, keinen gewöhnlichen, sondern — was natürlich sehr wichtig war — einen echten Bullenbeißer.

Jetzt lag er da und tat aus Zartgefühl, als freue er sich über das Geschenk, doch alle, der Vater wie die Knaben, bemerkten recht gut, daß dieses neue Hündchen die Erinnerung an Sutschka noch mehr in ihm aufleben ließ. Er lag neben ihm auf dem Bette und krabbelte mit seinen dicken Beinchen. Njuscha lächelte müde und streichelte ihn mit der kleinen, abgezehrten Hand. Das Tierchen gefiel ihm sehr, doch es war nicht Sutschka. Ja, wenn man Sutschka und das Kleine ihm zusammen gebracht hätte, dann wäre sein Glück vollkommen gewesen!

„Krassotkin!“ rief einer von den Knaben, der Kolja zuerst bemerkt hatte. Alle erschrakten anfänglich. Die Knaben traten auseinander und blieben zu beiden Seiten des Bettes stehen, so daß Njuscha plötzlich Kolja erblickte. Der Hauptmann stürzte ihm sofort dienstbeflissen entgegen.

„Bitte gefälligst — unser werter Gast!“ brachte er stotternd hervor. „Njuscha, Herr Krassotkin ist zu dir zu Besuch gekommen.“

Doch Krassotkin reichte ihm nur eilig die Hand. — Er bewies sofort seine gute Erziehung. Von der Tür aus wandte er sich gleich zu der Frau des Hauses, zu der gelähmten Gattin des Hauptmanns, die in ihrem großen Lehnstuhl saß und sich gerade darüber ärgerte, daß die Knaben so dichtgedrängt Njuschas Bett umstanden und sie den Hund nicht beobachten konnte. Er machte eine tadellose Verbeugung, trat dann zu Ninotschka und begrüßte sie als Dame in derselben höflichen Weise. Dieses Benehmen verfehlte seinen Eindruck nicht auf die kranke Frau.

„Da sieht man sofort die gute Erziehung,“ sagte sie mit einem Neigen des Kopfes und tat die Hände auseinander.

„Unsere übrigen Gäste kommen einer auf dem anderen angeritten!“

„Wie meinst du das, Mamachen: einer auf dem anderen angeritten?“ fragte freundlich, aber doch etwas verwundert und betreten der Hauptmann.

„Sie kommen eben hereingeritten. Draußen setzt sich der eine auf die Schultern des anderen, und so kommen sie kreuzbeinig auf dem anderen in eine anständige Familie hereingeritten. Was ist das für ein Gast?“

„Aber Mamachen, wer ist denn so hereingekommen?“

„Dieser ist auf jenem hereingekommen, und der da auf dem andern.“

Aber Kolja stand schon an Njuschas Bett. Der Kranke wurde blaß. Er richtete sich in seinem Bette auf und sah Kolja starr ins Gesicht. Dieser hatte seinen früheren kleinen Freund seit zwei Monaten nicht wiedergesehen und blieb daher bei seinem Anblick betroffen stehen. Er hatte nicht vermutet, daß er ein so eingefallenes, gelbes Gesichtchen, so brennende, übernatürliche Augen, so abgemagerte Händchen sehen werde. Mit tiefer Trauer gewahrte er, daß Njuscha schwer und schnell atmete und seine Lippen trocken waren.

„Wie geht es dir, mein Freund?“

Aber die Stimme versagte ihm. Er vermochte seine Ungezwungenheit nicht zu bewahren. Ein Zucken flog über seine Züge, und seine Lippen bebten. Schmerzlich lächelte ihm Njuscha zu; aber kein Wort konnte er erwidern. Da hob Kolja plötzlich seine Hand und strich Njuscha über das Haar.

„Zut nichts!“ flüsterte er ihm leise zu. Ein Trost sollte es sein. Er mußte selbst nicht, was ihn diese Worte sagen ließ. Einen Augenblick schwiegen beide wieder.

„Du hast einen jungen Hund?“ fragte Kolja im gleichgültigsten Ton.

„Ja,“ antwortete Njuscha tonlos leise, als sei er außer Atem.

„Eine schwarze Nase hat er; also gehört er zu den bösen Hunden, den Kettenhunden,“ sagte ernst und wichtig Kolja, als handle es sich nur um den Hund und seine schwarze Nase. In Wirklichkeit kämpfte er noch immer gegen seine Ergriffen-

heit an, um nicht wie ein Kleiner in Tränen auszubrechen; er vermochte sich immer noch nicht zu fassen. „Wenn er herangewachsen ist, muß er an die Kette gelegt werden; das weiß ich jetzt schon.“

„Er wird riesig groß werden,“ rief einer von den Knaben.

„Sicher!“

„Ein Bullenbeißer wird so groß wie ein Kalb,“ erklangen mehrere Stimmen durcheinander.

„Wie ein wirkliches Kalb!“ fiel der Hauptmann ein. „Ich habe absichtlich den allerbösesten ausgesucht; auch seine Eltern sind groß und böse, ungefähr so hoch vom Fußboden. Setzen Sie sich hierher aufs Bett zu Iljuscha, oder wenn nicht dorthin, dann hier auf die Truhe. Wir bitten ergebenst, lang-ersehnter Gast. Waren Sie mit Alexei Fedorowitsch zusammen?“

Krassotkin setzte sich aufs Bett zu Iljuschas Füßen. Er hatte sich unterwegs überlegt, wie er die Unterhaltung beginnen wollte; aber jetzt hatte er ganz den Faden verloren.

„Mein, ich bin mit Pereswonn . . . ich habe jetzt einen Hund, Pereswonn. Ein slawischer Name. Er wartet draußen; wenn ich pfeife, stürzt er sofort herein. Erinnerst du dich,“ wandte er sich plötzlich an Iljuscha, „Suttschka, Freund?“ Wie Feuer fuhr die Freude Iljuscha durch Mark und Bein. Iljuschas Gesicht verzog sich schmerzlich, und in bitterer Herzensqual sah er Kolja in die Augen. Aljoscha, der an der Tür stand, runzelte die Stirn und wollte Kolja heimlich zuwinken, daß er nicht von Suttschka zu sprechen anfange. Doch dieser bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken.

„Wo ist Suttschka?“ Iljuscha versagte die Stimme.

„Suttschka ist hin. Der ist nicht mehr zu finden.“

Iljuscha schwieg. Aber noch einmal sah er lange und unverwandt Kolja an. Aljoscha fing einen Blick von Kolja auf und winkte ihm nochmals zu. Aber der drehte sich um und tat, als habe er nichts bemerkt.

„Fortgelaufen ist er und umgekommen. Nach einem solchen Frühstück mußte er auch umkommen,“ sagte Kolja in schneidendem und unbarmherzigem Ton; indes schien ihm seine Stimme

nicht recht zu gehorchen. „Dafür habe ich Pereswonn . . . ein altslawischer Name. Ich habe ihn dir mitgebracht und will ihn dir zeigen.“

„Das brauchst du nicht,“ unterbrach ihn Njuscha.

„Du mußt ihn durchaus sehen; er wird dich zerstreuen. Ich habe ihn mit Absicht hergebracht. Er ist ebenso langhaarig wie der andere. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich meinen Hund ins Zimmer rufe?“ wandte er sich erregt an Frau Snegireff.

„Nein, nein!“ rief Njuscha traurig. Vorwurfsvoll blickten seine Augen.

„Wollen Sie vielleicht“ — der Hauptmann eilte von der Kiste, auf der er gefessen hatte, zu Kolja — „nicht zu einer anderen Zeit?“

Doch Kolja ließ sich nicht mehr halten. Er rief Smuroff zu: „Öffne die Tür!“ und piff dem Hunde. Pereswonn stürzte ins Zimmer.

„Hopp, Pereswonn, mach den Diener!“ befahl Kolja und zog den Hund, der sich auf den Hinterbeinen aufgerichtet hatte, an Njuschas Bett heran.

Da ereignete sich etwas Unerwartetes. Njuscha fuhr zusammen, beugte sich mit dem ganzen Körper vor und sah wie erstarrt Pereswonn an.

„Das ist ja Sutschka!“ rief er auf einmal mit einem vor Freude und Leid zitternden Stimmchen aus.

„Was dachtest du denn?“ rief Krassotkin laut, beugte sich zum Hunde nieder, ergriff ihn und hob ihn zu Njuscha aufs Bett.

„Sieh, Freund, dies Auge fehlt, und hier das linke Ohr ist eingerissen, genau wie du es mir angegeben hast. Nach diesen Merkmalen habe ich ihn damals schnell gefunden. Er war ja herrenlos, gehörte niemandem!“ erklärte er dem Hauptmann, dessen Frau, Njoscha und wandte sich dann wieder an Njuscha. „Er trieb sich bei Fedotoffs auf dem Hofe herum und hoffte vielleicht, daß dort etwas für ihn abfalle; doch die fütterten ihn nicht. So ist er ein rechter Landstreicher, einer vom Dorf. In dieser Verfassung habe ich ihn aufgefunden. Er hat also deinen Bissen damals nicht hinuntergeschluckt.“

Denn hätte er das getan, so wäre er sicherlich draufgegangen. Er muß ihn noch zur rechten Zeit wieder herausgebracht haben, ohne daß du es bemerkt hast. Die Stecknadel hat ihn jedenfalls in die Zunge gestochen. Deshalb hat er auch so gewinselt. Und du dachtest, er hätte das Brot hinuntergeschluckt! Er muß arg gewinselt haben; denn die Zunge ist beim Hunde sehr zart, viel zarter als beim Menschen!" versicherte Kolja mit großem Eifer und vor Begeisterung strahlenden Augen.

Aljuschka konnte kein Wort hervorbringen. Mit großen, erschrockenen Augen, offenem Munde und weiß wie ein Handtuch starrte er Kolja an. Hätte der harmlose Krassotkin gewußt, wie gefährlich eine solche Aufregung für die Gesundheit des Knaben war, so hätte er sich wohl gehütet, in dieser Weise seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Doch von allen im Zimmer Anwesenden erkannte dies nur Aljoscha. Der Hauptmann dagegen wurde ganz und gar zum Kinde.

„Also das ist Sutschka?" rief er übergücklich. „Aljuschka, das ist dein Sutschka. Mamachen, das ist Sutschka!" Das Weinen war ihm nahe.

„Und ich habe nicht darauf kommen können," rief Smuroff bekümmert. „Das ist wieder ganz Krassotkin. Ich wußte, daß er ihn finden werde, und er hat ihn auch gefunden!"

„Er hat ihn wirklich gefunden!" jubelte ein anderer.

„Ein feiner Kerl, ein feiner Kerl!" fielen alle ein und wollten schon Beifall klatschen.

„Halt!" versuchte Krassotkin sie zu überschreien. „Ich will euch erzählen, wie alles geschah. Ich habe ihn aufgesucht, mit mir genommen, versteckt, einfach eingeschlossen und bis zum heutigen Tage niemandem gezeigt. Smuroff allein hat ihn alle zwei Wochen gesehen. Doch ich erklärte ihm jedesmal, es sei Pereswonn, und so hat er ihn nicht erkannt. In der Zwischenzeit habe ich ihm alle die Stückchen beigebracht. Seht nur, was er alles kann! Ich habe ihn alles gelehrt, um ihn dir, Freund, so gut abgerichtet zu bringen. Habt ihr nicht ein Stückchen Fleisch; er wird euch gleich ein Stückchen vormachen, daß ihr vor Lachen umfallt. Ein Stückchen nur — ist hier wirklich keines zu haben?"

Der Hauptmann stürzte über den Flur in die Stube der Wirtsleute, wo man das Essen kochte. Kolja aber wollte die kostbare Zeit nicht ungenutzt verstreichen lassen und gab Pereswonn den Befehl: „Stirb!“ Sogleich warf sich der Hund auf den Rücken, streckte alle Viere von sich und lag unbeweglich da. Die Jungen lachten; Iljuschka sah mit seinem trüben Lächeln auf den Hund; am meisten gefiel es dem Mamachen, daß Pereswonn gestorben war. Sie lachte von Herzen und rief dem Hunde schmeichelnd zu:

„Pereswonn, Pereswonn!“

„Er steht nicht auf!“ rief Kolja stolz, „wenn auch die ganze Welt ihn ruft. Ich aber brauche ihn nur einmal zu rufen, und sogleich springt er auf. Hierher, Pereswonn!“

Der Hund sprang auf, an ihm in die Höhe und heulte vor Freude. Der Hauptmann kam mit einem Stück Rindfleisch wieder in die Stube gestürzt.

„Ist es nicht zu heiß?“ fragte besorgt Kolja und nahm das Stück an sich. „Hunde lieben nichts Heißes. Nein, es geht an. Sieh doch, Iljuschka! Warum siehst du nicht her? Ich habe ihn dir gebracht, und jetzt willst du ihn nicht sehen!“

Das neue Kunststück bestand darin, daß er dem unbeweglich dastehenden Hunde das Stück Fleisch gerade auf die Nase legte. Das arme Tier mußte so unbeweglich stehen bleiben, wie sein Herr ihm befohlen hatte. Doch dauerte die Qual für Pereswonn nur eine kleine Minute.

„Nimm!“ rief Kolja, und das Stück flog im Nu von der Schnauze ins Maul.

Begeistert gaben die Zuschauer ihrer Bewunderung Ausdruck.

„Sind Sie wirklich nur deshalb die ganze Zeit über nicht gekommen, weil Sie den Hund abrichten wollten?“ fragte Iljuschka vorwurfsvoll.

„Nur deshalb!“ gestand Kolja gutmütig ein. „Ich wollte ihn in seinem Glanze zeigen.“

„Pereswonn, Pereswonn!“ rief Iljuschka schmeichelnd dem Hunde zu und schnippte mit seinen abgemagerten Fingern, wie man es tut, wenn man einen Hund locken will.

„Was ruffst du ihn! Er soll zu dir ins Bett springen. Hopp, Pereswonn!“

Kolja schlug mit der flachen Hand aufs Bett.

Wie ein Pfeil flog Pereswonn zu Iljuschka aufs Bett. Dieser umschlang mit beiden Armen den Kopf des Hundes, und Pereswonn fuhr ihm sogleich mit der Zunge über die Backe. Iljuschka drückte ihn an sich und versteckte vor den anderen sein Gesicht im langhaarigen Fell des Tieres.

„Mein Gott, mein Gott!“ murmelte der Hauptmann.

Kolja setzte sich nieder aufs Bett zu Iljuschka.

„Ich kann dir noch etwas zeigen, Iljuschka. Die kleine Kanone habe ich dir mitgebracht. Weißt du noch, wie ich dir von ihr erzählte und du riefst: ‚Wenn ich sie doch sehen könnte!‘ Jetzt habe ich sie dir mitgebracht.“

Kolja holte aus seinem Schulranzen die kleine Kanone hervor, die er auch schon den kleinen Knirpsen gezeigt hatte. Er hatte es sehr eilig; fühlte er sich doch selbst sehr glücklich. Zu einer anderen Zeit würde er so lange gewartet haben, bis der wirkungsvolle Eindruck, den Pereswonn gemacht hatte, nachgelassen hätte. Aber jetzt beeilte er sich. „Wenn sie das schon glücklich macht, will ich ihr Glück noch erhöhen,“ dachte er hingerissen von seinem Glücksempfinden.

„Das Ding habe ich schon lange beim Beamten Morosoff gesehen und ihm jetzt abgenommen für dich, Freund! Niemand bei ihm machte sich etwas aus dem Dinge. Er hatte es von seinem Bruder bekommen. Ich habe es gegen ein Buch aus meines Vaters Schrank eingetauscht: ‚Der Verwandte Mohammeds oder die heilende Dummheit‘. Vor hundert Jahren ist das Buch in Moskau erschienen, als es noch keine Zensur gab. Morosoff sammelt solche Sachen. Er dankte mir noch.“

Kolja hielt die kleine Kanone hoch, daß alle sie sehen konnten. Iljuschka richtete sich im Bette auf und betrachtete, den rechten Arm um Pereswonn's Hals geschlungen, mit Entzücken das Spielzeug. Der Jubel erreichte den höchsten Grad, als Kolja erklärte, er habe auch Pulver bei sich und werde sofort schießen, wenn die Damen nichts dagegen hätten.

Mamachen verlangte natürlich, sie wolle das Spielzeug näher betrachten; ihr Wunsch wurde sofort erfüllt. Die kleine Kanone auf den blanken Rädern machte ihr riesige Freude, und sie rollte sie auf ihren Knien hin und her. Zum Schießen gab sie ohne weiteres ihre Einwilligung, ohne übrigens zu begreifen, um was es sich eigentlich handle.

Kolja zeigte Pulver und Schrot. Der Hauptmann übernahm als früherer Offizier das Laden und schüttete nur ganz wenig Pulver in die Kanone; das Schrot bat er für ein andermal aufzubewahren. Die Kanone wurde auf den Fußboden gestellt und auf eine Wand gerichtet. Darauf stopfte man ins Zündloch drei kleine Pulverkörner und zündete sie mit einem Streichhölzchen an.

Ein glänzender Schuß erfolgte. Mamachen fuhr zusammen, lachte aber sogleich auf vor Freude. Die Knaben hatten in stummem Entzücken zugeschaut. Am glücklichsten von allen war aber der Hauptmann. Das mußte seinem Iljuscha Freude bereiten! Kolja nahm die Kanone und übergab sie sofort Iljuscha zusammen mit Pulver und Schrot.

„Das ist für dich!“ sagte er in seiner Freude.

„Ach, schenken Sie sie mir! Schenken Sie die kleine Kanone lieber mir!“ bat Mamachen plötzlich wie ein kleines Kind.

Auf ihrem Gesichte prägte sich eine ängstliche Unruhe aus; sie fürchtete, man werde ihr nichts schenken. Kolja war ganz verwirrt. Der Hauptmann wurde besorgt.

„Mamachen!“ rief er und eilte zu ihr, „die Kanone gehört dir. Aber wir lassen sie bei Iljuscha. Denn er hat sie geschenkt bekommen; sonst gehört sie dir. Iljuscha wird sie dir zum Spielen geben; sie wird euch beiden gehören.“

„Nein, ich will nicht mit einem andern teilen; sie soll mir gehören und nicht Iljuscha!“ bestand Mamachen auf ihrem Willen und wollte anfangen zu weinen.

„Nimm sie für dich, Mama!“ rief da Iljuscha. „Kraffotkin, darf ich sie meiner Mutter schenken?“ wandte er sich mit bittender Miene an diesen. Denn er fühlte, jener werde beleidigt sein, wenn er sein Geschenk einem andern gab.

„Gewiß darfst du das,“ willigte Krassotkin sofort ein, nahm die Kanone aus Njuschas Hand und überreichte sie mit der höflichsten Verbeugung dem Mamachen.

Diese weinte fast vor Rührung.

„Njuscha, mein Herzchen, da sieht man, wer sein Mamachen liebt!“ sagte sie gerührt und fing sogleich wieder an, die Kanone auf ihren Knien hin und her zu rollen.

„Mamachen, laß mich deine Hand küssen!“

Damit lief der Hauptmann zu ihr hin und führte seine Absicht aus.

„Der gute Junge ist doch ein lieber junger Mann!“ sagte Mamachen und wies auf Krassotkin.

„Pulver bringe ich dir soviel wie du nur haben willst, Njuscha. Wir machen jetzt selbst Pulver.“

„Mir hat Smuroff schon von eurem Pulver erzählt. Aber Papa meint: es sei kein wirkliches Pulver,“ versetzte Njuscha.

„Wieso kein wirkliches?“ Kolja wurde rot. „Es brennt doch. Ich weiß übrigens nicht.“

„Mein, ich sagte nur so,“ fiel der Hauptmann schuld- bewusst ein. „Freilich habe ich erklärt: das echte Pulver werde nicht so hergestellt. Doch das will nichts heißen. Es kann auch so . . .“

„Sie müssen es besser wissen. Wir haben es in einem steinernen Pomadentopf angebrannt. Es brannte vorzüglich und ganz ab; nur ein bißchen Ruß blieb übrig. Es war ja nur eine weiche Masse. Wenn man sie aber durch das Leder reibt . . . Sie wissen es übrigens besser. Aber den Bulkin hat sein Vater wegen des Pulvers verhauen. Hast du davon gehört?“ wandte er sich wieder an Njuscha.

„Ja, ich habe davon gehört,“ antwortete Njuscha. Mit ungemeiner Spannung und Freude hatte er Kolja zugehört.

„Wir haben auch von Ihrem Stückchen gehört,“ fiel der Hauptmann ein. „Fürchteten Sie sich denn gar nicht, als Sie unter dem Eisenbahnzug lagen? War es nicht furchtbar?“

Der Hauptmann wollte sich bei Kolja einschmeicheln.

„Nicht besonders,“ erwiderte Kolja geringschätzig. „Aber meinen Ruhm hat mir diese verfluchte Geschichte mit der Gans verdorben,“ wandte er sich an Iljuschka.

Während der Unterhaltung bemühte er sich, eine gleichgültige Miene zur Schau zu tragen. Aber wie sehr er sich auch anstrengte, es wollte ihm nicht so recht gelingen.

„Von der Gans habe ich auch gehört,“ rief Iljuschka lachend. Er strahlte über das ganze Gesicht. „Aber wie war es eigentlich. Ich wurde nicht recht klug daraus. Haben die Richter dich wirklich verurteilt?“

„Es war eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, ein dummer Scherz, den man wieder zum Elefanten aufgemüht hat,“ begann Kolja selbstzufrieden. „Ich ging nämlich einmal über den Markt, als gerade Gänse angetrieben wurden. Natürlich blieb ich stehen und betrachtete sie. Da bemerke ich, daß neben mir ein Bursche steht, Wischnätkoff — er ist jetzt Laufbursche bei Plotnikoffs — und mich ansieht. Plötzlich fragt er mich: ‚Warum siehst du so auf die Gänse?‘ Ich blicke ihn an: ein dummes, rundes Gesicht; der Kerl ist vielleicht zwanzig Jahre alt. Sie müssen wissen, ich wende mich nicht von den Leuten ab, sondern lasse mich gern mit ihnen ein. Jedenfalls sind wir zurückgeblieben im Vergleich zum Volke. Das läßt sich nicht bestreiten. Sie lächeln, Karamasoff?“

„Gott bewahre! Ich bin ganz Ohr!“ antwortete Aljoscha mit der offenherzigsten Miene, und der argwöhnische Kolja beruhigte sich.

„Mein Grundsatz ist klar und einfach,“ fuhr er wieder aufgeräumt fort. „Ich glaube an das Volk und bin stets bereit, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne es im geringsten zu beschönigen. . . . Ja, richtig, ich erzählte von der Gans. Ich wende mich also diesem dummen Menschen zu und antwortete ihm: ‚Ich überlege eben, was die Gans sich wohl denken mag.‘ Er sieht mich völlig blöde an. ‚Was kann sich eine Gans denken?‘ fragte er. — ‚Sieh,‘ erwidere ich, ‚dort steht eine Fuhre mit Hafer. Aus dem einen Sack fallen Haferkörner heraus, und die Gans streckt den Hals genau vor

dem Rade ganz unten nach den Körnern aus. Siehst du sie?' — ‚Jawohl,‘ sagt er. — ‚Wenn man den Wagen ein ganz klein wenig vorschiebt,‘ sage ich, ‚wird dann das Rad der Gans den Hals abquetschen oder nicht?‘ — ‚Selbstverständlich,‘ sagt er und grinst dabei über das ganze Gesicht, vergeht einfach vor Wonne. — ‚Los denn, Junge!‘ sage ich. — ‚Los!‘ sagt er. Wir brauchten uns nicht sehr anzustrengen. Er stellte sich ganz unauffällig an den Kopf des Pferdes und ich trat zur Seite, um die Gans richtig hinzusteuern. Der Bauer gähnte gerade und sprach mit einem anderen, so daß ich schließlich gar nichts zu tun brauchte. Die Gans streckte ganz von selbst wieder den Hals nach den Haferkörnern aus, genau vor dem Rade. Ich zwinkerte dem Burschen zu. Er zog unmerklich den Zaum an, und krach! ging das Rad der Gans über den Hals. Natürlich war sie hin. Der Zufall mußte es gerade fügen, daß in demselben Augenblick alle uns ansahen. Da war natürlich das Geschrei groß. ‚Das hat er absichtlich getan!‘ sagt der Bursche. Was bleibt übrig. ‚Zum Friedensrichter!‘ schreien sie. Auch mich packten sie. ‚Du warst auch dabei,‘ hieß es, ‚du bist der Anstifter; dich kennt schon der ganze Markt!‘ ‚Mich kennt tatsächlich der ganze Markt,‘ fügte Kolja selbstgefällig hinzu.

„So pilgerten wir denn allesamt zum Friedensrichter. Auch unser Opfer, die Gans, mußte mit. Dem Burschen fiel inzwischen das Herz in die Hose. Er weinte wie ein altes Weib. Als wir beim Friedensrichter ankommen, schreit der Viehhändler: ‚Auf diese Weise kann man alle Gänse einen Kopf kürzer machen!‘ Nach dem Zeugenverhör erledigte der Friedensrichter die Sache sofort. Für die Gans sollte dem Viehhändler ein Rubel gezahlt werden; die Gans dürfte der Junge behalten. Und in Zukunft sollten derartige Scherze nicht mehr vorkommen. Der Bursche weinte immer noch wie ein altes Weib und jammerte: ‚Ich bin unschuldig; er hat mich dazu verleitet!‘ und wollte die ganze Schuld auf mich schieben. In aller Ruhe antwortete ich ihm: ich hätte ihn durchaus nicht verleitet, nur den Grundgedanken hätte ich angegeben. Der Friedensrichter Kefedoff mußte über meine Antwort lächeln,

ärgerte sich aber im nächsten Augenblick, daß er gelächelt hatte. „Ich werde Sie bei Ihrem Schuldirektor zur Anzeige bringen,“ sagte er zu mir, „damit Sie die Lust verlieren, ähnliche Grundgedanken anzugeben, und sich dafür hinter die Schulbücher sehen.“

„Das hat er zwar nicht getan; doch hat sich die Geschichte mit der Zeit herumgesprochen und ist auch unseren Schuloberen zu Ohren gekommen. Die Herren haben bekanntlich sehr lange Ohren! Am meisten entrüstet sich darüber unser Klassiker Kolbasnikoff. Indes ist Dardaneloff nochmals für mich eingetreten. Darüber ist Kolbasnikoff wütend wie ein grüner Esel. Weißt du schon, Iljuschka, daß er sich verheiratet hat? Von Michailoff's hat er tausend Rubel Mitgift erhalten; die Braut aber hat einen Küffel, sage ich dir, prima Qualität und in höchster Vollkommenheit. Die Quintaner haben sofort ein Gedicht losgelassen. Fürchtbar komisch! Ich bringe es dir einmal bei Gelegenheit. Gegen Dardaneloff habe ich nichts. Er ist ein Mensch mit Kenntnissen, mit wirklichen Kenntnissen. Solche Menschen achte ich. Das hat natürlich nichts damit zu tun, daß er mich in Schutz genommen hat.“

„Aber du hast ihm doch mit deiner Frage nach dem Gründer Trojas ein Bein gestellt!“ bemerkte Smuroff, der auf seinen Freund Krassotkin ungemein stolz war. Die Gänsegeschichte hatte ihm sehr gefallen.

„Also ist es wirklich wahr“, fiel der Hauptmann ein, „mit der Frage, wer Troja gegründet hat? Ich habe auch davon gehört. Iljuschka hat es mir damals erzählt.“

„Er weiß alles, Papa, er weiß am meisten von uns allen!“ meldete sich jetzt Iljuschka stolz und freudig; „er tut nur so, als ob er einer sei wie wir; und doch ist er bei uns in allen Fächern der Erste.“

Iljuschka blickte Kolja in grenzenlosem Glück mit strahlendem Lächeln an.

„Ach, die Geschichte mit Troja war nur ein Scherz; ich halte die Frage selbst für müßig,“ meinte Kolja in stolzer Bescheidenheit.

Mit der Zeit war es ihm gelungen, in den richtigen Ton hineinzukommen, wenn er auch noch eine leichte Unruhe verspürte. Er empfand es selbst, daß er sehr aufgereggt war und von der Gans gar zu lebhaft erzählt hatte. Mjoscha hatte während der Erzählung geschwiegen und war unerschütterlich ernst geblieben. Das war nicht nach dem Herzen des selbstgefälligen Knaben.

„Schweigt er vielleicht,“ fragte er sich, „weil er auf mich herabsieht und glaubt, ich wolle von ihm gelobt sein? Sollte er wagen, so etwas zu denken, dann werde ich . . .“

„Ja, ich halte diese Frage unbedingt für müßig,“ wiederholte er und brach stolz ab.

„Ich weiß, wer Troja gegründet hat,“ sagte unerwartet ein Kerlchen, das bis dahin noch kein Wort gesprochen hatte, überhaupt schweigsam und ersichtlich schüchtern war. Er sah sehr nett aus und war anscheinend elf Jahre alt. Sein Name war Kartaschew.

Kolja blickte sich verwundert und wichtig nach dem Kleinen um, der bei der Tür saß. Die Frage, wer eigentlich der Gründer Trojas war, hatte sich zu einem interessanten Rätsel für die Jungen entwickelt. Um die Namen der Gründer zu erfahren, mußte man in dem betreffenden Geschichtswerke nachlesen. Dieses Buch besaß indes außer Kolja niemand. Der kleine Kartaschew hatte einmal, während Kolja mit anderen Dingen beschäftigt gewesen war, schnell das Buch, das in Koljas Schulranzen gelegen hatte, aufgeschlagen und zufällig gerade die Stelle gefunden, die von Trojas Gründung handelte. Das war schon vor ziemlich langer Zeit gewesen. Doch hatte er sich immer geschaut, den anderen Jungen zu sagen, daß er es gleichfalls wisse. Teilweise fürchtete er sich auch, weil ihm leicht Unannehmlichkeiten daraus erwachsen mochten und Kolja ihm sein Mitwissen vergelten konnte. Aber jetzt hatte er nicht mehr an sich halten können und war mit seinen Worten herausgeplatzt.

„Wer denn?“ fragte ihn Kolja von oben herab. Doch sah er es dem Kleinen am Gesicht an, daß er es wußte, und bereitete sich natürlich sofort auf die Folgen vor.

In die allgemeine heitere Stimmung war ein Miston gekommen.

„Troja gründeten Teukros, Dardanos, Illys und Tros,“ sagte der Junge langsam, laut und deutlich. Aber kaum hatte er es ausgesprochen, so erröthete er schon und zwar so sehr, daß er einem leidtat, wenn man ihn ansah. Die Augen aller Knaben richteten sich unverwandt auf ihn etwa eine Minute lang, und dann auf Kolja. Dieser sah noch immer mit verächtlicher Ruhe den Kleinen an.

„Wie haben sie die Stadt gegründet?“ fragte er endlich. „Was bedeutet es überhaupt: eine Stadt oder ein Reich gründen? Sind sie etwa hingegangen und hat jeder von ihnen vielleicht einen Ziegelstein hingelegt?“

Alle lachten. Der schuldbewußte Kleine wurde noch röther. Er schwieg und war dem Weinen nahe. Aber Kolja kannte so leicht kein Erbarmen.

„Um über solche geschichtlichen Ereignisse wie die Gründung einer Stadt oder eines Reiches reden zu können, muß man sich vor allem darüber klar werden, was es bedeutet,“ belehrte er mit strengem Ton. „Überdies lege ich diesen Fabeln keinerlei Bedeutung bei und halte überhaupt nicht viel von der Weltgeschichte,“ schloß er nachlässig, indem er sich wieder an alle wandte.

„Von der Weltgeschichte?“ entfuhr es fast entsetzt dem Hauptmann.

„Ja, von der Weltgeschichte. Es handelt sich dabei doch nur um das Erlernen einer ganzen Reihe von menschlichen Dummheiten und weiter nichts. Achtung habe ich vor der Mathematik und den Naturwissenschaften,“ sagte Kolja vornehm und warf einen flüchtigen Blick nach Aljoscha hinüber. Seine Meinung allein fürchtete er.

Aljoscha jedoch schwieg die ganze Zeit über und war nach wie vor ernst. Hätte er etwas dagegen geäußert, so wäre es bei seinen Worten geblieben. Er schwieg indes, und das konnte sehr wohl aus Verachtung geschehen. Der Gedanke an diese Möglichkeit machte Kolja geradezu wild.

„Und dann die klassischen Sprachen. Sie sind nichts

weiter als Blödsinn. Sind Sie wieder anderer Ansicht, Karamasoff?"

„Ja,“ erwiderte Aljoscha lächelnd.

„Nach meiner Ansicht sind die klassischen Sprachen nur eine polizeiliche Maßnahme; nur als solche sind sie in den Schulen eingeführt!“ Kolja geriet allmählich wieder in Hise. „Sie sind eingeführt, weil sie langweilig sind und die geistigen Fähigkeiten abstumpfen. Es war bereits an und für sich langweilig; wie konnte man es noch langweiliger machen? Es war stumpfsinnig, wie konnte man es noch stumpfsinniger machen? Da griff man zu den klassischen Sprachen. Das ist meine Ansicht über sie. Hoffentlich werde ich sie nie ändern,“ schloß Kolja schroff.

Auf seinen Backen zeichneten sich zwei rote Flecken ab.

„Das ist wahr,“ sagte der kleine Smuroff, der aufmerksam zugehört hatte, mit heller, überzeugter Kinderstimme.

„Und er ist selbst der Erste im Lateinischen,“ rief ein anderer Junge.

„Ja, Papa, er sagt es nur so; aber er ist selbst der Erste im Lateinischen,“ sagte gleich darauf auch Aljoscha.

„Was ist denn dabei?“ Kolja hielt es für nötig, sich zu rechtfertigen, obgleich ihm das Lob nicht zuwider war. „Ich lerne Lateinisch, weil man es lernen muß, weil ich meiner Mutter versprochen habe, das Gymnasium durchzumachen. Denn was man einmal tut, muß man gründlich tun. Im Herzen habe ich jedoch für den ganzen Klassizismus nur die tiefste Verachtung übrig. Es ist und bleibt eine Gemeinheit. Sind Sie nicht mit mir einverstanden, Karamasoff?“

„Warum soll es eine Gemeinheit sein?“ fragte Aljoscha wieder lächelnd.

„Aber ich bitte Sie! Sämtliche Klassiker sind doch in alle Sprachen übersetzt. Folglich brauchen wir, um die Klassiker zu studieren, kein Latein, sondern . . . es geschieht nur wegen der polizeilichen Maßnahme, zur Gewöhnung an das: ‚Du mußt, wenn du auch nicht weißt warum und wozu.‘ Und dann vor allem zur Abstumpfung der geistigen Fähigkeiten. Und das soll keine Gemeinheit sein?“

„Wer hat Ihnen alles das eingeredet?“ fragte Mjoscha verwundert.

„Erstens kann ich mir wohl selbst ein Urteil darüber bilden, ohne mir etwas einreden zu lassen, und zweitens hat dasselbe, was ich soeben von den übersehten Klassikern sagte, auch der Lehrer Kolbasnikoff in der Quinta gesagt.“

„Der fremde Professor ist angekommen!“ unterbrach ihn Minotischka, der bisher geschwiegen hatte.

An der Hofspforte hielt Frau Chochlakoffs Wagen. Der Hauptmann, der den berühmten Arzt den ganzen Morgen erwartet hatte, stürzte Hals über Kopf hinaus. Das Mamachen richtete sich auf und nahm eine feierliche Miene an. Mjoscha trat an Mjuschas Bett und versuchte, die Kissen etwas in Ordnung zu bringen. Die Knaben verabschiedeten sich eilig; einige versprachen, noch am Abend wiederzukommen. Kolja rief seinen Pereswonn, und der sprang mit einem Satz vom Bett herab.

„Ich gehe nicht fort; ich bleibe noch hier!“ flüsterte Kolja eilig Mjuscha zu. „Im Flur warte ich und komme mit Pereswonn wieder herein, wenn der Professor fortgefahren ist.“

Da trat der Professor bereits ein — eine stattliche Erscheinung im Löwenpelz mit langem, dunklem Backenbart und glänzend rasiertem Kinn. Als er die Schwelle überschritt, blieb er zuerst ganz verduzt stehen. Wahrscheinlich meinte er, sich in der Tür versehen zu haben.

„Was soll das bedeuten? Wohin bin ich geraten?“ brummte er. Verständnislos blieb er an der Tür stehen, ohne den Pelz abzuwerfen oder die Eisbärmütze abzunehmen. Die vielen Menschen, das Armliche der Stube, die in der Ecke auf einem Bände hängende Wäsche verstimmten und befremdeten ihn sichtlich. Der Hauptmann bog sich vor ihm fast das Rückgrat krumm.

„Sie sind hier bei uns,“ stotterte er untertänig, „jamohl, bei uns, zu denen Sie . . .“

„Herr Snegireff?“ fragte der Professor laut und wichtig. „Sind Sie das?“

„Ja, ich.“

„Ah!“

Nochmals sah sich der Professor angewidert im Zimmer um und warf dann seinen Pelz ab. An seinem Halse blühte ein hoher Orden, der allen sofort in die Augen fiel. Der Hauptmann fing den Pelz auf, und der Professor nahm die Mütze ab.

„Wo ist der Patient?“ fragte er laut.

6

## Frühe Entwicklung



Was wird ihm der Professor sagen? Was meinen Sie?“ fragte Kolja hastig. „Was für ein unangenehmes Gesicht der Mensch hat! Finden Sie nicht auch? Ich kann die Medizin mit allem Drum und Dran nicht ausstehen.“

„Aljoscha wird sterben. Das ist so gut wie sicher,“ antwortete Aljoscha niedergeschlagen.

„Diese Mediziner taugen alle nichts! Aber es freut mich aufrichtig, daß ich Sie kennen gelernt habe, Karamasoff. Schon lange wollte ich Ihre Bekanntschaft machen. Es tut mir nur leid, daß wir uns unter so traurigen Umständen getroffen haben.“

Kolja wollte gern noch etwas Herzlicheres hinzufügen; aber er stand Zwie unter einem Drucke. Aljoscha bemerkte es wohl und drückte ihm lächelnd die Hand.

„Ich habe schon längst gelernt, in Ihnen einen seltenen Menschen zu schätzen,“ sagte Kolja in seiner Verwirrung und Erregung. „Ich weiß, Sie sind ein Mystiker und haben im Kloster gelebt. Aber das hält mich weiter nicht ab. Die Berührung mit dem wirklichen Leben wird Sie auf andere Gedanken bringen. Mit Naturen wie der Ihren ist es immer so.“

„Wen nennen Sie einen Mystiker? Wie auf andere Gedanken bringen?“ fragte Mjoscha leise verwundert.

„Ich meine Gott und das übrige.“

„Glauben Sie etwa nicht an Gott?“

„Im Gegenteil, ich habe nichts gegen ihn. Gott ist natürlich nur etwas Gedachtes. Doch gebe ich zu, daß er sein muß zur Ordnung und Erhaltung der Weltordnung und so weiter. Wenn es Gott nicht gäbe, müßte man ihn sich ausdenken,“ versetzte Kolja, dem das Blut ins Gesicht stieg. „Ich bin durchaus nicht gegen Christus. Er war durch und durch Menschenfreund; wenn er in unserer Zeit lebte, würde er sich sofort den Revolutionären anschließen und vielleicht eine große Rolle spielen. Das ist gewiß.“

„Wo haben Sie das nur wieder aufgeschnappt? Mit welchem Dummkopf sind Sie zusammengerauten?“ fragte Mjoscha verwundert.

„Ich bitte Sie! Die Wahrheit läßt sich nicht verheimlichen. Ich komme öfter in einer bestimmten Angelegenheit mit Herrn Rakitin zusammen. Übrigens glauben Sie bitte nicht, daß ich schon durch und durch Revolutionär bin. Oft genug bin ich anderer Ansicht wie der Herr Rakitin. So bin ich auch nicht für Gleichberechtigung der Frau. Meiner Meinung nach ist das Weib ein untergeordnetes Wesen und muß gehorchen. Weiter finde ich es verachtenswert, sein Vaterland zu verlassen und nach Amerika zu flüchten; es ist mehr als gemein, es ist sogar dumm. Warum nach Amerika, wenn man im eigenen Lande der Menschheit viel Nutzen bringen kann? Gerade jetzt ist die Zeit für fruchtbringende Tätigkeit! In dem Sinne fiel auch meine Antwort aus.“

„Ihre Antwort? Hat Sie jemand aufgefordert, nach Amerika auszuwandern?“

„Man wollte mich dazu bereden; aber ich lehnte es ab. Das bleibt natürlich unter uns, Karamasoff; sagen Sie keinem Menschen ein Wort davon. Nur Ihnen teile ich es mit. Ich habe durchaus keine Lust, der Polizei in die Finger zu geraten und an der Kettenbrücke mir eine Lektion erteilen zu lassen.“

Man vergift es nicht so leicht,  
das Haus an jener Hängebrücke.

Sie kennen doch das famose Gedicht! Worüber lachen Sie? Glauben Sie, daß ich Ihnen alles vorgelogen habe?" —

„Wenn er aber erfährt, daß ich in Papas Bücherschrank nur ein Heft der Sturmglöcke gefunden und mehr als das nicht darin gelesen habe?" fuhr es ihm flüchtig durch den Sinn, und er erschrak.

„Ich lache gar nicht und denke auch nicht, daß Sie mir etwas vorgelogen haben. Denn alles, was Sie sagen, ist ja leider nicht erlogen!"

„Sagen Sie mal, Karamasoff, Sie verachten mich jetzt wohl sehr?" fragte Kolja plötzlich und richtete sich vor Aljoscha stramm auf. „Antworten Sie mir offen und frei."

„Ich soll Sie verachten?" Aljoscha sah ihn verwundert an. „Weswegen? Es tut mir nur leid, daß ein prächtiger Mensch, wie Sie es sind, der noch nicht einmal recht angefangen hat zu leben, schon von diesem blöden Unsinn verdorben ist."

„Meinetwegen seien Sie ganz unbesorgt!" unterbrach ihn Kolja eitel; „ich bin allerdings sehr argwöhnisch, geradezu dumm argwöhnisch. Sie lächelten vorhin. Da glaubte ich sogleich . . ."

„Ich lächelte über etwas ganz anderes und will es Ihnen auch sagen. Kürzlich las ich die Äußerung eines Ausländers, eines Deutschen, der in Rußland gelebt hat, über unsere jetzige lernende Jugend. ‚Zeigen Sie‘, schreibt er, ‚einem russischen Schüler die Himmelskarte mit allen Sternen darauf, von der er bis dahin keine Ahnung gehabt hat; morgen schon wird er Ihnen dieselbe Karte verbessert zurückgeben.‘ Der Deutsche wollte damit sagen: keine Kenntnisse, aber ein grenzenloser Eigendünkel!"

„Das ist vorzüglich!" Kolja lachte vergnügt auf. „Bravo! Doch ist dem Deutschen die gute Seite der Sache entgangen, meinen Sie nicht? Eigendünkel! Das hängt mit der Jugend zusammen und vergeht mit den Jahren. Dafür haben Sie

aber den unabhängigen Geist von Kindheit an, die Kühnheit der Gedanken und Überzeugungen anstelle ihrer knechtischen Unterwürfigkeit vor den Geistesgrößen. Aber gut gesagt hat der Deutsche es doch. Bravo, Deutscher! Trotzdem muß man den Deutschen den Hals umdrehen. Mögen sie in ihren Wissenschaften so Großes leisten, wie sie wollen, unterkriegen müssen wir sie!“

„Warum?“ sagte Aljoscha mit feinem Lächeln.

„Ich habe es nur so gesagt. Vielleicht auch nicht. Ich bin ein furchtbarer Junge. Wenn ich mich über etwas freue, kann ich mich nicht mehr beherrschen und schwaze womöglich den größten Unsinn zusammen. Doch wir schwazen hier über gleichgültige Dinge — und drinnen ist der Doktor. Warum sitzt der Kerl so lange bei Aljoscha? Vielleicht untersucht er auch noch das Mamachen und Niofschka. Diese Niofschka hat mir übrigens sehr gefallen. Als ich beim Hinausgehen an ihr vorüberging, flüsterte sie mir zu: ‚Warum sind Sie nicht früher zu uns gekommen?‘ Und das in so vorwurfsvollem Tone! Ich glaube, sie ist ein furchtbar gutmütiges, armes Wesen.“

„Ja, ja! Wenn Sie öfter kommen, werden Sie erkennen, was für ein Wesen sie ist. Es wird Ihnen sehr von Nutzen sein, wenn Sie solche Menschen kennen lernen. Erst dann können Sie vieles andere schätzen. Das werden Sie im Verkehr mit diesem Mädchen lernen,“ sagte Aljoscha warm. „Das wird Sie besser als alles andere erziehen.“

„Wie es mir leidtut, und wie ich mich selber strafen möchte, daß ich nicht früher gekommen bin!“ sagte Kolja erregt.

„Es ist sehr schade. Sie haben jetzt gesehen, wie sehr der Junge sich freute und wie sehr es ihn bedrückte, daß er Sie vergeblich erwartete!“

„Sprechen Sie nicht davon! Sie zerreißen mir das Herz. Es geschieht mir ganz recht. Aus dummer Eigenliebe und niedrigster Selbstsucht bin ich nicht früher gekommen; von der werde ich mich mein ganzes Leben lang nicht losmachen können,

wie sehr ich mich auch darum bemühe! Ich bin in vielem ein Schuft, Karamasoff."

"Nein, Sie sind ein prächtiger Mensch, wenn Sie auch schon früh auf Irrwege geführt worden sind. Ich verstehe nur zu gut, warum Sie einen so großen Einfluß auf Iljuscha gewinnen konnten. Er ist ein krankhaft empfängliches Kind."

"Das sagen Sie mir?" fragte Kolja ganz verdukt. „Und ich glaubte heute mehr als einmal: Sie verachteten mich! Wenn Sie wüßten, wieviel ich auf Ihr Urteil gebe!"

"Sind Sie wirklich so argwöhnisch? Als Sie drinnen im Zimmer erzählten, beobachtete ich Sie, und da kam mir derselbe Gedanke: daß Sie sehr argwöhnisch sein müssen."

"Also das haben Sie schon gedacht? Wie Sie zu beobachten verstehen. Ich möchte wetten: es war in dem Augenblick, als ich von der Gans erzählte. Gerade da vermutete ich, daß Sie mich tief verachteten, weil mir anscheinend sehr daran lag, mich als tapferen Burschen aufzuspielen. Deswegen haßte ich Sie sogar. Und als ich hier im Flur sagte: 'Wenn es Gott nicht gäbe, müßte man ihn sich ausdenken,' glaubte ich wieder, daß Sie mich verachteten, weil mir wieder sehr daran lag, meine Bildung hervorzukehren, und umsomehr, als ich die Redensart in einem Buche gelesen habe. Aber ich tat es, weiß Gott! nicht aus Ruhmsucht, sondern vielleicht aus einem unbewußten Gefühl der Freude, obgleich es ein tief beschämender Zug ist, wenn ein Mensch vor lauter Freude sich anderen aufdrängt. Das weiß ich sehr wohl. Dafür bin ich indes jetzt überzeugt, daß Sie mich nicht verachteten, daß diese Befürchtung nur ein dumme Einbildung vor mir war. Ich bin tief unglücklich, Karamasoff! Bisweilen kommen mir die seltsamsten Gedanken, daß alle über mich lachen, und dann wieder möchte ich die ganze Ordnung der Dinge zerstören."

"Und tun beide Ihren Nächsten weh," warf Aljoscha lächelnd ein.

"Ganz recht, besonders meiner Mutter. Mache ich mich jetzt sehr lächerlich, Karamasoff?"

"Denken Sie doch nicht immer daran! Was heißt lächerlich? Als ob der Mensch selten lächerlich ist oder scheint!"

Heutzutage fürchten sich fast alle tüchtigen Menschen am meisten vor der Lächerlichkeit und sorgen sich und sind unglücklich. Mich wundert nur, daß Sie es schon in so jungen Jahren empfinden. Doch ist es mir auch an anderen in Ihren Jahren aufgefallen. Es ist beinahe wie eine geistige Störung. In dieser Eigenliebe hat sich der Teufel verkörpert und ist in dieser Gestalt in unser junges Geschlecht hineingetroffen; niemand anders als der Teufel ist es," fügte Aljoscha hinzu, ohne dabei zu lächeln, wie Kolja eigentlich erwartet hatte. „Sie sind genau so wie viele, Kolja," schloß er, „nur soll man nicht sein, wie viele sind."

„Selbst wenn alle so sind?"

„Ja, selbst dann. Es ist schon viel, wenn Sie allein nicht so sind. Im Grunde sind Sie auch gar nicht so einer wie alle; denn Sie haben sich nicht geschemt, etwas Schlechtes und Lächerliches von sich einzugestehen. Das tut heutzutage niemand. Man hält eine Selbsteinkehr bei sich nicht einmal mehr für nötig. Werden Sie nicht, wie alle sind, selbst wenn Sie als einziger anders bleiben."

„Großartig! Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie verstehen zu trösten! Sie wissen gar nicht, wie es mich zu Ihnen gedrängt hat, Karamasoff, wie lange schon ich ein Begegnen mit Ihnen herbeigesehnt habe! Ist es wirklich wahr, daß auch Sie an mich gedacht haben? Vorhin sagten Sie es."

„Ja, ich hatte von Ihnen gehört und habe mir daher auch meine Gedanken über Sie gemacht. Es tut nichts, wenn Sie Ihre Frage auch aus Eigenliebe stellen."

„Unsere Auseinandersetzung gleicht beinahe einer Liebeserklärung, Karamasoff," sagte Kolja etwas leiser, gleichsam verschämt. „Ist das nicht lächerlich?"

„Durchaus nicht. Und sollte es lächerlich sein, so macht es nichts; denn es ist gut," sagte Aljoscha herzlich lächelnd.

„Sie müssen mir doch zugeben, Karamasoff, daß Sie sich jetzt ein wenig vor mir schämen. Das sehe ich Ihren Augen an."

Kolja lachte leise. Viel Schelmerei und ein besonderes Glücksempfinden sprach aus diesem Lachen.

„Warum soll ich mich schämen?“

„Warum sind Sie denn jetzt rot geworden?“

„An dem Erröten sind Sie schuld!“ sagte Aljoscha lachend, und wurde wirklich über und über rot. „Ein wenig schäme ich mich wirklich, weiß aber nicht weshalb,“ stotterte er in leichter Verwirrung.

„Wie sehr schätze und liebe ich Sie gerade deshalb, weil Sie sich wirklich vor mir schämen, weil auch Sie genau so sind wie ich!“ rief Kolja in heller Begeisterung.

Seine Backen glühten, und seine Augen glänzten.

„Sie werden im Leben einmal sehr unglücklich sein, Kolja,“ sagte plötzlich Aljoscha.

„Ich weiß, ich weiß,“ bestätigte Kolja sofort. „Wie Sie alles vorauswissen!“

„Aber im ganzen werden Sie das Leben preisen.“

„Hurra! Sie sind ja ein Prophet! Wir treten uns noch näher, Karamasoff. Am meisten gefällt mir an Ihnen, daß Sie mit mir wie mit einem Gleichaltrigen umgehen. Und doch sind wir es nicht; Sie stehen weit über mir! Aber wir werden schon gute Freunde. Während des ganzen letzten Monats habe ich mir gesagt: Wir werden entweder sofort für immer gute Freunde oder gehen gleich nach dem ersten Begegnen als Todfeinde auseinander.“

„Und als Sie sich das sagten, liebten Sie mich schon!“

Aljoscha lachte fröhlich auf.

„Ja, da liebte ich Sie schon aufrichtig und dachte nur an Sie! Wie können Sie alles so vorauswissen? — Da kommt der fremde Professor. Was wird er sagen? Sehen Sie doch, was für ein Gesicht er macht!“

## Iljuscha

**D**er fremde Professor trat aus der Stube im Pelz und mit der Mütze auf dem Kopf. Er sah sehr verdrießlich und angewidert aus, als habe er sich irgendwie beschmutzt. Flüchtig blickte er über den Flur und sah Iljoscha und Kolja unwirsch an. Iljoscha trat heraus und winkte den Kutscher heran. Der Wagen fuhr sofort an der Hofspforte vor. Der Hauptmann folgte eilig dem Professor mit gekrümmtem Rücken und murmelte anscheinend Entschuldigungen. Er sah aus wie ein zum Tode Verurteilter; sein Blick kündete nur Schrecken und völlige Verständnislosigkeit.

„Erzellenz, ich kann nicht glauben!“ Mehr konnte er nicht herausbringen. In seiner Verzweiflung breitete er die Arme wie suchend aus, und flehend hing sein starrer Blick an dem Arzte, als könne dieser seinen Spruch über den armen Jungen noch ändern.

„Wie gesagt, ich bin kein Gott,“ antwortete leichtthin der Professor und legte gewohnheitsmäßig den Ton auf jede Silbe.

„Herr Professor . . . Erzellenz . . . wird er bald . . .?“

„Machen Sie sich auf alles gefaßt,“ erwiderte in gleicher Weise der Professor. Er senkte den Blick und machte Miene hinauszugehen.

„Erzellenz, um Christi willen!“ rief der Hauptmann entsetzt und hielt ihn nochmals zurück. „Also nichts, gar nichts kann ihn retten?“

„Das hängt nicht von mir ab,“ erklärte ungeduldig der Arzt. „Indessen, hm!“ sagte er plötzlich und blieb stehen: „wenn Sie Ihren Kranken sofort und ohne Zögern“ — die letzten Worte wurden mit besonderer Betonung fast herausgestoßen, daß der Hauptmann zusammenfuhr — „nach Syrakus schicken könnten, so würde infolge der wohlthuenden klimatischen Veränderung . . . so könnte es vielleicht geschehen . . .“

„Nach Syrakus?“ entfuhr es dem Hauptmann, als ver-  
stehe er ihn nicht.

„Syrakus liegt in Sizilien,“ erläuterte Kolja.

Der Professor sah ihn an.

„Nach Sizilien! Um Gotteswillen, Erzellenz,“ sagte ganz  
niedergeschmettert der Hauptmann. „Sie haben doch gesehen!“  
Er zeigte mit beiden Händen nach dem Zimmer. „Und  
Mamachen und die Familie?“

„Die Familie nicht nach Sizilien. Ihre Familie muß in  
den Kaukasus, aber erst im Frühjahr. Ihre Tochter muß in  
den Kaukasus. Ihre Gemahlin . . . nach dem auch sie im  
Kaukasus eine Kur gegen ihren Rheumatismus durchgemacht  
hat, müßte sie dann sofort in eine Irrenanstalt nach Paris;  
ich könnte ihr ein Schreiben mitgeben. Da könnte sie vielleicht  
Besserung . . .“

„Aber Herr Professor! Sie sehen doch!“

Der Hauptmann zeigte wieder in seiner Verzweiflung mit  
beiden Händen auf die nackten Holzwände des Flurs.

„Das ist nicht mehr meine Sache,“ sagte lächelnd der  
Arzt. „Ich habe Ihnen nur sagen können, was die Wissen-  
schaft auf Ihre Frage nach den letzten Hilfsmitteln sagen  
kann. Das übrige aber vermag ich zu meinem Bedauern . . .“

„Haben Sie keine Angst, Herr Mediziner, mein Hund  
beißt Sie nicht,“ fiel ihm Kolja, als er den etwas unruhigen  
Blick auf Pereswonn bemerkte, der auf der Türschwelle stand,  
laut ins Wort. Eine verhaltene Erbitterung klang in Kojas  
Stimme durch. Absichtlich gebrauchte er das Wort „Medi-  
ziner“, nicht „Doktor“ oder „Professor“; er wollte beleidigen,  
wie er später selbst zugab.

„Was soll das?“ fragte der Professor, hob den Kopf und  
sah Kolja erstaunt an. „Wer ist das?“ wandte er sich an  
Mjoscha, als müsse dieser Rechenschaft geben.

„Das ist der Besitzer des Pereswonn, Herr Mediziner;  
machen Sie sich meiner Wenigkeit wegen keine Sorgen!“  
spöttelte Kolja.

„Swonn?“ wiederholte der Arzt, ohne zu verstehen, was  
der Name bedeute.

„Er scheint nicht zu wissen, wo er sich befindet. Leben Sie

wohl, Herr Mediziner. Wir werden uns vielleicht in Syrakus wiedersehen."

"Wer ist dieser . . .?" brauste der Arzt wütend auf.

"Das ist ein hiesiger Schüler, Herr Professor, ein Wildfang; achten Sie nicht auf ihn," sagte Aljoscha ärgerlich.

"Kolja, schweigen Sie!" rief er diesem zu. "Achten Sie nicht auf ihn, Herr Professor!" wiederholte er noch ungehaltener.

"Die Rute muß er haben — die Rute!" schrie der Arzt Krassotkin an und stampfte auf.

"Herr Mediziner, mein Pereswonn versteht auch zu beißen!" rief Kolja drohend, blaß und mit blitzenden Augen.

"Hierher, Pereswonn!"

"Wenn Sie noch ein Wort sprechen, ist es mit unserer Freundschaft für immer vorbei!" sagte Aljoscha streng.

"Herr Mediziner, nur ein Mensch auf der Welt darf Nikolai Krassotkin befehlen, und das ist der junge Mensch da", — Kolja zeigte auf Aljoscha — „ihm gehorche ich. Leben Sie wohl!"

Damit drehte er sich um, öffnete die Stubentür und trat schnell ein. Pereswonn lief ihm sofort nach. Der Arzt stand noch längere Zeit wie versteinert da und starrte Aljoscha an. Dann spuckte er aus und ging zum Wagen. Dabei sprach er laut vor sich hin: „Dieser, dieser . . . ich weiß nicht, was das für einer ist!"

Der Hauptmann lief ihm nach, ihm in den Wagen zu helfen. Aljoscha trat ins Zimmer. Kolja stand schon an Iljuschas Bett. Iljuscha hielt ihn an der Hand und rief nach seinem Vater. Bald kehrte auch der Hauptmann zurück.

"Papa, komm her, wir . . ." stammelte Iljuscha in ungewöhnlicher Erregung. Er konnte nicht fortfahren, umarmte beide mit seinen dünnen Armchen und preßte sie so fest an sich, wie er mit seinen geringen Kräften nur konnte.

Der Hauptmann bebte am ganzen Körper vor Schluchzen, und Kolja zitterten Lippen und Kinn.

"Wie tust du mir leid, Papa!" stöhnte Iljuscha.

"Iljuscha, mein Liebling! Der Professor sagte, du wirst gesund. Wir werden glücklich sein," brachte der Hauptmann mühsam hervor.

„Ach, Papa! Ich habe doch gemerkt, was der fremde Professor von mir gesagt hat!“ rief Iljuscha und preßte wieder beide mit aller Kraft an sich, wobei er sein Gesicht an des Vaters Schultern verbarg.

„Weine nicht, Papa! Wenn ich sterbe, nimm einen anderen guten Jungen zu dir! Wähle von allen den besten aus, nenne ihn Iljuscha und liebe ihn statt meiner!“

„Schweig! Du wirst gesund werden,“ unterbrach ihn beleidigend und geradezu schroff Krassotkin.

„Aber mich darfst du nicht vergessen, Papa!“ fuhr Iljuscha fort. „Komm zu meinem Grabe. Beerdige mich bei jenem großen Stein, zu dem wir beide so oft gegangen sind. Besuche mich des Abends mit Krassotkin und auch Pereswonn. Wie werde ich auf euch warten!“

Die Stimme versagte ihm; alle schwiegen. Ninotscha weinte leise in ihrem Lehnstuhl. Da begann auch Mamachen zu weinen, als sie die anderen weinen sah.

„Iljuscha!“ rief sie klagend. Krassotkin machte sich aus Iljuschas Umarmung los.

„Leb wohl! Meine Mutter erwartet mich zum Mittagessen. Ich habe ihr leider keinen Bescheid hinterlassen. Sie wird sich sehr beunruhigen. Doch nach dem Essen komme ich sogleich wieder zu dir, bleibe den ganzen Abend und werde dir viel erzählen. Pereswonn bringe ich selbstverständlich mit. Doch jetzt nehme ich ihn mit nach Hause, sonst heult er und stört dich nur. Auf Wiedersehen!“

Er lief hinaus auf den Flur, um sich auszuweinen. So fand ihn Iljoscha, als er hinaustrat.

„Kolja, Sie müssen bestimmt wiederkommen; sonst wird er sehr traurig sein.“

„Gewiß! Wie zürne ich mit mir, daß ich nicht eher gekommen bin!“ sagte weinend Kolja, der sich jetzt nicht seiner Tränen schämte.

In diesem Augenblick kam der Hauptmann aus der Tür gestürzt und schloß diese sofort hinter sich. Er sah aus, als habe ihn der Wahnsinn gepackt; seine Lippen bebten. Wie geistesabwesend stand er vor den beiden jungen Leuten und fuhr mit seinen Armen in der Luft herum:

„Ich will keinen anderen Jungen!“ flüsterte er wild vor sich hin und knirschte mit den Zähnen. „Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, so möge ich . . .“

Er konnte nicht zu Ende sprechen. Die Stimme stockte ihm. Kraftlos sank er von der Holzbank in die Knie. Den Kopf presste er mit beiden Fäusten und schluchzte und winselte wie ein Hund, versuchte sich aber mit aller Kraft zusammenzunehmen, daß ihn drinnen niemand hörte. Kolja lief auf die Straße hinaus.

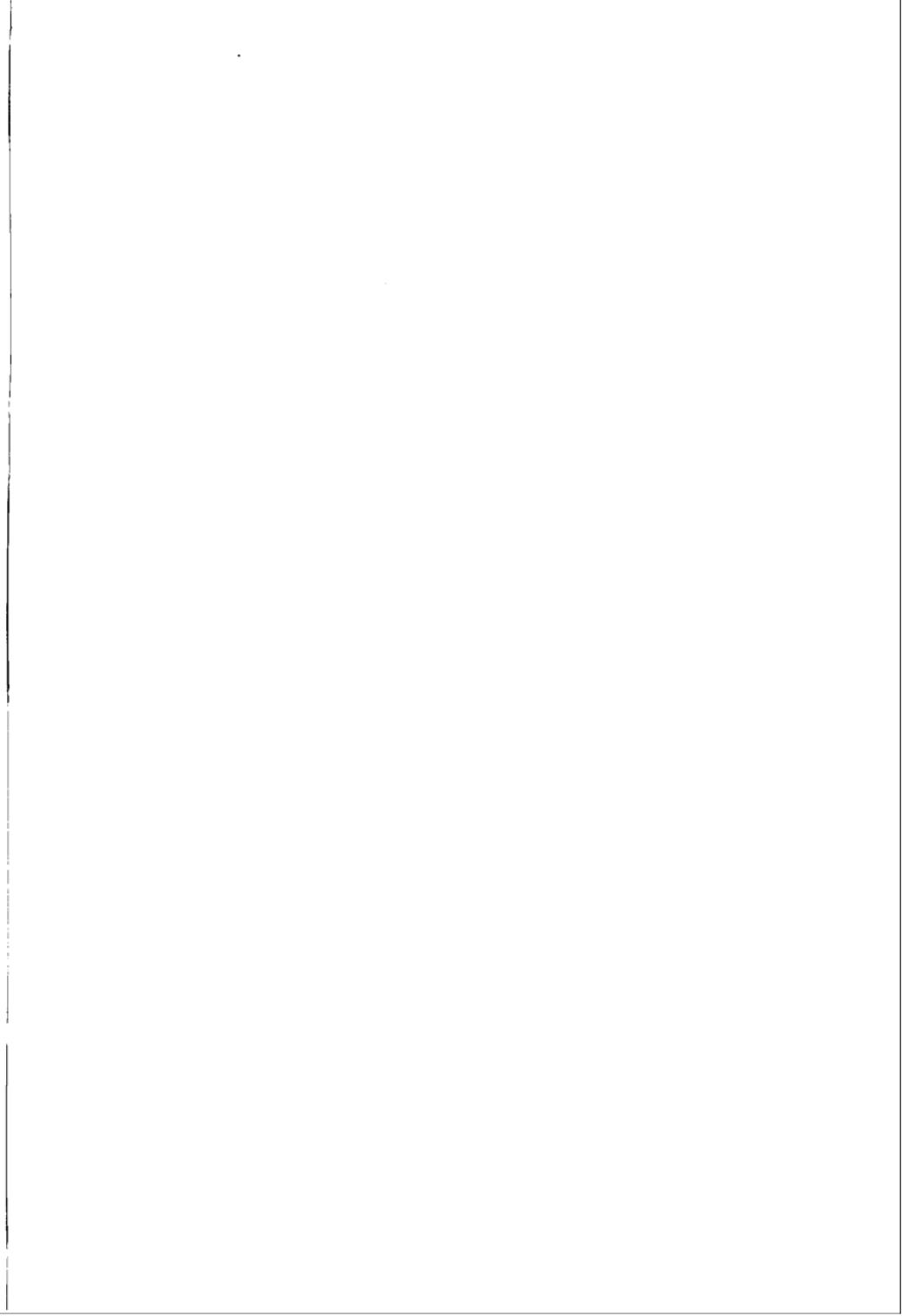
„Leben Sie wohl, Karamasoff! Sie kommen doch bestimmt?“ rief er Aljoscha zu.

„Am Abend komme ich bestimmt.“

„Was sagte er da von Jerusalem? Was sollte das bedeuten?“

„Das war aus der Bibel. Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, das heißt: wenn ich vergessen sollte, was für mich auf Erden das Liebste ist, dann möge ich . . .“

„Genug! Ich verstehe. Kommen Sie bestimmt! Hierher, Pereswonn!“ rief er unfreundlich dem Hunde zu und eilte mit großen Schritten nach Hause.





---

## Elftes Buch

# Iwan Fedorowitsch

---

1

### Bei Gruschenka

**A**ljoscha ging in der Richtung nach der Kathedrale. Dort am Platz lag das Haus der Kaufmannswitwe Morosoff. Gruschenka hatte nämlich am Morgen Fenja mit der dringenden Bitte geschickt, er möge noch heute bei ihr vorsprechen. Auf seine Fragen hatte Aljoscha von Fenja erfahren, daß ihre Herrin seit gestern abend in ganz besonderer Aufregung sei.

In den beiden Monaten nach Mitjas Verhaftung war Aljoscha in das Haus der Morosowa gegangen, teils aus freiem Willen, teils mit Aufträgen von Mitja. Am dritten Tage nach den Geschehnissen in Mokroje war Gruschenka erkrankt. Fünf Wochen lang hatte sie das Bett hüten müssen, und eine Woche war sie überhaupt ohne Besinnung gewesen.

Sie hatte sich inzwischen sehr verändert. Ihr Gesicht war abgemagert und hatte immer noch einen gelblichen Schein, obshon sie seit vierzehn Tagen wieder ausgehen durfte. Für Aljoscha hatte ihr Gesicht nur gewonnen. Er freute sich stets darauf, beim Eintreten ihrem ersten Blick zu begegnen. Er verriet eine seelische Umwandlung und eine gewisse ergebene, aber zugleich gütige und feste Entschlossenheit. Auf der Stirn zwischen den Brauen zeichnete sich ein senkrechtcs Fältchen ab, das ihrem Gesicht einen nachdenklichen Ausdruck verlieh, wenngleich diese Nachdenklichkeit auf den ersten Blick etwas Abweisendes, Herbes haben konnte. Von der früheren Oberflächlichkeit war keine Spur zurückgeblieben.

Auch wunderte sich Aljoscha, daß sie als Braut eines Mannes, der in demselben Augenblick verhaftet war, als sie sich miteinander verlobt hatten, trotz allem, was sie betroffen hatte und was ihr noch bevorstand, nicht ihren jugendlichen Frohsinn einbüßte. In ihren früher stolzen Augen lag jetzt eine gewisse Ruhe; doch konnte in ihnen manchmal ein böses Feuer aufflammen, wenn eine alte Sorge sie wieder heimsuchte — eine Sorge, die in ihrem Herzen nicht erstorben, sondern noch sehr gewachsen war.

Der Gegenstand der Sorge blieb immer derselbe: Katerina Iwanowna. Von ihr hatte Gruschenka während ihrer Krankheit fast dauernd phantasiert. Aljoscha begriff sehr wohl, daß sie Mitjas wegen eifersüchtig war auf seine frühere Braut, obwohl Katerina Iwanowna ihn während seiner Haft nicht ein einziges Mal besucht hatte, was ihr zu jeder Zeit erlaubt worden wäre.

Das alles machte Aljoscha seine Aufgabe, sie zu trösten, nur noch schwieriger. Denn sie vertraute niemandem als ihm. Nur ihn fragte sie beständig um Rat. Aber er wußte wirklich manchmal nicht, was er ihr sagen sollte.

Besorgt trat er bei ihr ein. Vor einer halben Stunde hatte sie Mitja im Gefängnis verlassen. Schon aus der schnellen Bewegung, wie sie von ihrem Lehnstuhl am Tisch aufsprang und ihm entgegeneilte, erlah er, mit welcher Ungeduld sie ihn erwartet hatte. Auf dem Tisch lagen Spielkarten, die zu „Schafskopf“ ausgegeben waren. Auf dem Ledersofa an der anderen Seite des Tisches war ein Bett hergerichtet, auf dem in Schlafrock und Nachtmütze, sichtlich krank und schwach, aber freundlich lächelnd halb liegend Maximoff saß.

Dieses heimatlose Kerlchen war vor zwei Monaten mit Gruschenka aus Mokroje zurückgekehrt und seit der Zeit bei ihr geblieben. Als sie damals durch Schmutz und Regen bei ihr angelangt waren, hatte er sich durchnäßt und verschüchtert auf das Sofa gesetzt und sie schweigend und schüchtern bittend angesehen. Gruschenka, die von ihrem eigenen Leid und dem Fieber der beginnenden Krankheit völlig zerschlagen war, hatte ihn in der ersten halben Stunde über ihren Anordnungen

und Sorgen gänzlich vergessen. Plötzlich hatte sie sich seiner erinnert. Sie wandte sich ihm zu und sah ihn durchdringend an. Da hatte er nichts anderes zu tun gewußt, als ganz verloren und mitleiderregend zu lächeln. Gruschenka hatte Fenja gerufen und ihm etwas zu essen bringen lassen. An jenem Tage war er mäuschenstill, ohne sich zu rühren, auf derselben Stelle sitzen geblieben, so daß Fenja bei Dunkelwerden ihre Herrin fragte:

„Wird er auch zur Nacht hier bleiben?“

„Ja, richte ihm ein Bett auf dem Sofa her,“ sagte Gruschenka.

Später erklärte er ihr auf Befragen, daß er gerade jetzt nicht wisse, wohin er solle.

„Herr Kalganoff, mein Wohltäter, hat mir geradezu gesagt, daß er mich nicht mehr bei sich behalten könne, und mir fünf Rubel geschenkt.“

„Dann bleibst du bei mir,“ entschied Gruschenka in ihrem Kummer und lächelte ihm teilnahmvoll zu. Dem Alten schnitt dieses Lächeln wie ein Messer ins Herz, und seine Lippen zitterten, als halte er gewaltsam die Tränen zurück.

So blieb der obdachlose Alte bei Gruschenka. Selbst während der Krankheit verließ er sie nicht. Fenja und ihre Großmutter schickten ihn nicht fort, sondern gaben ihm jeden Tag zu essen und richteten ihm allabendlich sein Bett auf dem Sofa her. Später gewöhnte sich Gruschenka an ihn. Wenn sie von Mitja, den sie täglich besuchte, sobald sie nach ihrer Krankheit das Zimmer wieder verlassen durfte, nach Hause zurückkam, setzte sie sich immer zu Maximoff an den Tisch und begann mit dem Alten über alle möglichen dummen Dinge zu scherzen, nur um nicht an ihr Leid denken zu müssen. Bei der Gelegenheit stellte es sich auch heraus, daß Maximoff kleine Geschichten zu erzählen verstand. So wurde er ihr zuguterletzt ganz unentbehrlich. Empfing sie doch außer Aljosscha, der nicht einmal an jedem Tage sie aufsuchen konnte, keinen Menschen.

Ihr Kaufmann lag während der Zeit schwerkrank darnieder. Er ging hinüber, wie man in der Stadt sagte, und starb auch bald darauf, eine Woche nach der Gerichtsitzung, die

über Mitjas Schicksal entschied. Drei Wochen vor seinem Tode ließ er eines Tages in der Vorahnung seines nahen Endes seine Söhne mit ihren Frauen und Kindern zu sich rufen und befahl ihnen, bei ihm zu bleiben. Den Diensthoten verbot er aber aufs strengste, Gruschenka zu ihm zu lassen. Wenn sie komme, solle man ihr sagen: sie möge lange in Freuden leben und ihn vergessen. Indes schickte Gruschenka fast täglich in sein Haus, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Endlich!“ rief sie aufatmend, als sie Aljoscha erblickte, warf die Karten hin und begrüßte ihn herzlich. „Maximoff hat mir die ganze Zeit Angst gemacht; er behauptete, du würdest nicht kommen. Wenn du wüßtest, wie nötig du mir bist! Setze dich hierher an den Tisch. Was soll ich bestellen? Kaffee?“

„Meinetwegen,“ sagte Aljoscha und rückte seinen Stuhl an den Tisch. „Ich habe guten Appetit!“

„Das freut mich. Fenja, schnell, Kaffee!“ rief Gruschenka. „Er wartet schon lange auf dich. Fenja, bringe auch die kleinen Pasteten, aber die ganz heißen! Ich muß dir doch erzählen, Aljoscha, welch Donnerwetter ich wegen dieser Pasteten habe heute über mich ergehen lassen müssen. Ich brachte ihm nämlich eine ganze Portion davon ins Gefängnis; er aber wies sie zurück und aß sie nicht. Eine schleuderte er sogar auf den Fußboden und zerstampfte sie mit dem Fuße. Darauf sagte ich zu ihm: ‚Ich werde sie dem Aufseher geben; wenn du sie nicht zum Abend aufgegessen hast, zeigst du, daß du von deiner Bosheit satt geworden bist.‘ Wir haben uns schon wieder gezankt. Sobald ich hinkomme, zanken wir uns.“

Gruschenka sprudelte es nur so heraus. Maximoff wurde ängstlich, lächelte und schlug die Augen nieder.

„Worüber habt ihr euch diesmal gezankt?“ fragte Aljoscha.

„Ich habe nie geglaubt, daß wir uns deshalb zanken könnten. Denk dir nur: er war auf den Früheren eifersüchtig. ‚Warum unterstützst du ihn?‘ fragte er mich; ‚du hast angefangen, ihn zu unterstützen.‘ Immer muß er eifersüchtig sein; ohne Eifersucht geht es schon gar nicht mehr bei ihm. Mag er schlafen oder essen — eifersüchtig ist er immer.“

„Aber er wußte schon lange von dem Früheren?“

„Selbstverständlich! Vom ersten Tage an hat er darum gewußt. Heute muß es ihm einfallen, darüber zu schimpfen. Ich schäme mich, seine Worte zu wiederholen; sie sind zu dumm. Als ich fortging, kam Rakitka zu ihm. Vielleicht heßt der ihn auf. Was meinst du?“

„Er liebt dich eben sehr; das ist es. Dazu ist er sehr gereizt.“

„Wie sollte er nicht, da sich morgen alles entscheidet. Ich ging heute zu ihm in der bestimmten Absicht, ihm wegen morgen von mir aus ein Wort zu sagen. Denn ich mag gar nicht daran denken, was morgen sein wird. Er ist gereizt, und ich soll nicht gereizt sein? Und jetzt kommt er mit dem Polacken! So ein Dummer! Wenn dieser Polacke doch überhaupt nicht wäre! Jetzt ist es ihm eingefallen, krank zu werden. Ich war bei ihm, Aljoscha. Mitja zum Trost werde ich ihm einige Pasteten schicken. Nichts hätte ich ihm geschickt. Da mir aber Mitja so ungerechte Vorwürfe macht, schicke ich sie ihm erst recht zum Trost! Ach, da kommt Jenja mit einem Brief! Natürlich! Wußte ich es doch! Wieder von den Polacken, wieder betteln sie um Geld!“

Es war tatsächlich ein Brief von Mußjälowitzsch, ein sehr langes, verschnörkeltes Schreiben, in dem er bat, ihm drei Rubel zu leihen. Dem Schreiben lag ein Zettel bei: beide Polen bescheinigten den Empfang des Geldes und verpflichteten sich, das Geld in drei Monaten zurückzuzahlen. Solche Briefe mit Beilagen hatte Gruschenka von ihrem Früheren bereits in größerer Anzahl erhalten. Sie wußte, daß beide während ihrer Krankheit vorgeschrieben hatten, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Der erste Brief, den sie von ihm erhalten hatte, war sehr lang gewesen; ein Bogen Briefpapier größten Umfanges war dazu benutzt, ein riesengroßes Familiensiegel war darunter gesetzt, der Sinn war dunkel gehalten, der Stil hochtrabend. Gruschenka hatte sich kaum bis zur Mitte des Briefes durchgearbeitet und ihn dann fortgeworfen, ohne von dem ganzen Wortschwall etwas verstanden zu haben. Auch hatte sie das Schreiben nicht weiter beachtet.

Auf den ersten Brief folgte am nächsten Tage ein zweiter mit der Bitte Muffjälowitschs, ihm auf ganz kurze Zeit zweitausend Rubel zu leihen. Diesen Brief hatte Gruschenka gleichfalls unbeantwortet gelassen. Später war ihr noch eine ganze Reihe Briefe zugegangen, jeden Tag einer, alle gleich würdevoll und unverständlich gehalten, nur daß die erbetene Summe stufenweise abnahm und schließlich bei hundert anlangte, dann bei fünfundzwanzig, fünfzehn, zehn Rubel; und eines Tages erhielt Gruschenka einen Brief, in dem sie um einen Rubel gebeten wurde unter Beifügung der von beiden unterschriebenen Versicherung der Rückzahlung. Da hatten sie ihr leid getan, und sie hatte sich in der Dämmerung entschlossen, selbst zu ihnen zu gehen.

Sie hatte beide Polen in der größten Bedrängnis vorgefunden, ohne Holz, ohne Zigaretten und in tiefer Schuld bei der Hauswirtin. Die zweihundertfünfzig Rubel, die sie in Mokroje ergaunert hatten, waren — unbekannt wofür — draufgegangen. Indes wurde sie zu ihrer großen Verwunderung von beiden Polen hochmütig und selbstbewußt empfangen, mit peinlicher Beachtung aller Höflichkeitsformeln und mit hochtönenden Redensarten. Gruschenka hatte ihnen ins Gesicht gelacht und ihrem Früheren zehn Rubel gegeben.

Gleich darauf war sie zu Mitja gegangen, und dieser hatte gleichfalls über die beiden gelacht, als ihm Gruschenka den ganzen Vorfall erzählte. Aber seit dem Tage ließen die stolzen Herren ihr keine Ruhe. Täglich sandten sie ihr Briefe, die alle stets die gleiche verschnörkelte Bitte um Geld enthielten; und jedesmal schickte sie einige Rubel. Auf einmal war es Mitja in den Sinn gekommen, eifersüchtig zu werden.

„Ich war so dumm, auf dem Wege zu Mitja für einen Augenblick bei ihm vorzusprechen; denn er sitzt jetzt krank zu Hause, mein Früherer,“ erzählte Gruschenka eifrig; „und ich sagte es lachend Mitja, um ihn zu zerstreuen. ‚Denk nur,‘ sagte ich, ‚mein Pole wollte mir wieder auf der Gitarre vorspielen und die alten Lieder, vielleicht hoffte er, es werde mich erweichen und bestimmen, ihn zu heiraten.‘ Da springt Mitja wie rasend auf, und das Schimpfen geht los. Jetzt schicke ich aber dem Polen die Pastetchen aus Troß. Fensja, haben sie

wieder das kleine Mädchen geschickt? Gib ihr die drei Rubel, und zehn Pastetchen kannst du in Papier einwickeln und gleichfalls mitgeben. Du aber, Aljoscha, mußt Mitja unbedingt mitteilen, daß ich ihnen die Pastetchen geschickt habe."

"Das werde ich bestimmt nicht tun," antwortete Aljoscha lächelnd.

"Du glaubst, es wird ihm wehtun. Aber er hat doch absichtlich so gehandelt. Ich soll glauben, daß er eifersüchtig ist. Ihm selbst ist es doch vollständig gleichgültig," sagte Gruschenka bitter.

"Wieso absichtlich gehandelt?" fragte Aljoscha.

"Das verstehst du wieder nicht trotz deines Verstandes. Sieh, es kränkt mich nicht, daß er meinetwegen eifersüchtig ist. Viel mehr würde es kränken, wenn er nicht eifersüchtig wäre. Nicht die Eifersucht kränkte mich; ich bin selbst hartherzig und selbst eifersüchtig. Mich kränkt, daß er mich überhaupt nicht liebt und jetzt absichtlich den Eifersüchtigen spielt. Bin ich denn blind? Da fängt er an, mir von der Katja zu erzählen: ‚Dies tut sie und jenes und noch etwas; sie hat sogar einen berühmten Arzt aus Moskau gerufen, um mich zu retten, hat auch den berühmtesten Advokaten verschrieben.‘ Daraus ersehe ich doch, daß er nur sie liebt, wenn er sie so unverschämt in meinem Beisein lobt. Er weiß ganz genau, daß er sich mir gegenüber vergangen hat, und jetzt will er alle Schuld auf mich abwälzen. Da heißt es: ‚Du hast zuerst mit dem Polacken angefangen.‘ Ich kenne die Männer! Absichtlich hat er die Eifersuchtszene gespielt. Nun werde ich —"

Gruschenka vollendete den Satz nicht. Sie senkte den Kopf auf den Arm, der auf dem Tisch lag, und weinte krampfhaft.

"Dimitri liebt Katerina Iwanowna nicht," sagte Aljoscha überzeugt.

"Ob er sie liebt oder nicht, werde ich bald erfahren," versetzte Gruschenka, und ihre Stimme klang drohend. Sie erhob den Kopf wieder, und ihr Gesicht war fast entstellt. Es tat Aljoscha weh, als er ihr sanftes, ruhig heiteres Gesicht jetzt so finster und böse sah.

"Laß uns nicht mehr von diesen Dummheiten sprechen!" brach sie plötzlich ab. „Deswegen habe ich dich nicht herbitten

lassen. Was wird morgen sein, Aljoscha? Nur dieser eine Gedanke quält mich. Wenn ich euch alle ansehe, muß ich mir sagen, daß ich allein daran denke. Denkst du wenigstens daran? Morgen wird sein Urteil gesprochen! Erzähle mir: wie geht es eigentlich zu in einer Gerichtsverhandlung? Wie wird man das Urteil fällen? Es war der Smerdjäkoff, der Diener, der den Mord begangen hat. Man wird doch nicht ihn statt des Dieners verurteilen? Wird denn niemand für ihn eintreten? Den Diener haben sie wahrscheinlich noch gar nicht vernommen?"

„Man hat ihn sehr scharf verhört,“ sagte Aljoscha nachdenklich. „Doch scheinen sie alle zu der Ansicht gekommen zu sein, daß er mit dem Morde nichts zu tun hat. Smerdjäkoff ist seit dem epileptischen Anfall an jenem Tage noch immer krank. Er ist wirklich krank,“ schloß Aljoscha.

„Geh du wenigstens zu dem Advokaten und erzähle ihm alles unter vier Augen. Er soll doch für dreitausend Rubel aus Petersburg hergekommen sein.“

„Das haben wir drei getan: Iwan, Katerina Iwanowna und ich. Den Doktor aber hat sie allein für zweitausend Rubel aus Moskau verschrieben. Der Advokat Fetjukowitsch hätte jedenfalls mehr verlangt. Dieser Prozeß ist indes in ganz Rußland bekannt geworden; alle Zeitungen und Zeitschriften schreiben über ihn. So hat er des Ruhmes wegen eingewilligt herzukommen; es ist ein gar berühmter Fall geworden. Ich habe ihn gestern gesprochen.“

„Hast du ihm alles gesagt?“ fragte Gruschenka sofort erregt.

„Er hörte mich an und sagte nichts; das heißt, er sagte nur: er habe sich bereits seine Meinung gebildet. Doch versprach er mir, meine Angaben zu berücksichtigen.“

„Berücksichtigen? Das sind nur Redensarten. Redensarten von bezahlten Spitzbuben! Sie werden ihn nur ins Verderben stürzen. Aber wozu hat sie den Doktor verschrieben?“

„Als Sachverständigen. Sie wollen beweisen, daß Dimitri verrückt sei, also ohne klaren Verstand, ohne Bewußtsein erschlagen habe.“ Aljoscha lächelte still vor sich hin. „Nur

ist Dimitri nicht damit einverstanden. Er wird es um keinen Preis zugeben.“

„Aber es ist doch wahr, wenn er ihn wirklich erschlagen hat!“ rief Gruschenka lebhaft. „Er war ja damals nicht bei klarem Verstande, er war wirklich wahnsinnig; und ich Schlechte war an allem schuld! Nur ist es nicht wahr, daß er ihn erschlagen hat. Er hat es gar nicht getan! Und alle beschuldigen ihn: er sei es gewesen. Selbst Fenja hat so ausgesagt, daß schließlich herauskommt, er habe es getan. Und die Aussagen der Angestellten Plotnikoffs und jenes Beamten! Und im Gasthause haben alle gehört, wie er gedroht hat! Alle sind gegen ihn und schwagen und schnattern wie die Gänse.“

„Ja, die unsinnigsten Aussagen haben sich unglaublich vermehrt,“ sagte Aljoscha finster.

„Dazu Grigori Wassiljewitsch! Der behauptet immer noch: die Tür habe offen gestanden. Er behauptet es steif und fest und läßt sich in seinen Aussagen nicht beirren. Ich war selbst einmal bei ihm, um mit ihm zu sprechen. Er schimpft einen noch obendrein aus!“

„Grigoris Aussage ist vielleicht am verhängnisvollsten für Mitja,“ meinte Aljoscha.

„Und daß Mitja verrückt sein soll, das scheint jetzt wirklich der Fall zu sein,“ sagte plötzlich Gruschenka mit ganz besonders besorgter, geheimnisvoller Miene. „Ich wollte schon lange mit dir darüber reden, Aljoscha. Jeden Tag gehe ich zu ihm und muß mich immer mehr über ihn wundern. Wie denkst du über ihn? Worüber redet er jetzt immer? Zuweilen kommt er ins Sprechen und spricht und spricht . . . ich weiß nicht, wovon, und denke dir: es muß etwas sehr Kluges sein, das zu hoch für mich ist, und halte mich für zu dumm. Er spricht jetzt immer von einem Kindichen, von einem kleinem Kinde, das er Kindichen nennt. Warum, fragt er, ist das Kindichen arm? Für das Kindichen muß ich jetzt nach Sibirien gehen; ich habe nicht erschlagen, aber ich muß nach Sibirien gehen. Was das bedeuten soll, was das für ein Kindichen ist — davon habe ich keine Ahnung! Mir rollten die Tränen über

die Backen, während er sprach. Denn es klang so eigenartig; er wollte anscheinend selbst weinen. Als er sah, daß ich weinte, küßte er mich und bekreuzte mich mit der rechten Hand. Was hat das zu bedeuten, Aljoscha? was ist das für ein Kindichen?"

„Kakitin ist jetzt darauf verfallen, ihn zu besuchen,“ meinte Aljoscha lächelnd. „Doch kann es nicht von Kakitin herrühren. Gestern war ich nicht bei Dimitri; aber heute gehe ich hin.“

„Nein, nicht Kakitin, sondern sein Bruder Iwan Fedorowitsch verwirrt ihn, seitdem er zu ihm geht. Das ist es . . .“ Gruschenka stockte. Ganz verdußt sah sie Aljoscha an.

„Iwan geht zu ihm? Ist er jemals bei ihm gewesen? Mitja hat mir doch selbst gesagt, daß Iwan noch kein einziges Mal ihn aufgesucht hat.“

„Das war wieder ein Streich von mir! Ich habe mich versprochen!“ Gruschenka war etwas betreten und erröthete. „Habe ich mich einmal verplappert, will ich lieber die ganze Wahrheit sagen. Iwan Fedorowitsch ist bis heute nur zweimal bei Mitja gewesen: das erstemal gleich nach seiner Rückkehr aus Moskau — er kam damals sogleich wieder; ich war noch krank. Das zweitemal ist er vor einer Woche bei ihm gewesen. Mitja hat er aber gebeten, dir nichts davon zu sagen und überhaupt niemandem. Es sollte ein Geheimnis bleiben.“

Aljoscha saß in Gedanken versunken und schien über etwas zu grübeln. Die Mitteilung hatte ihn offenbar nicht wenig stutzig gemacht.

„Iwan hat nie mit mir über Mitja gesprochen,“ sagte er langsam. „Überhaupt hat er in diesen beiden Monaten wenig mit mir gesprochen. Ging ich einmal zu ihm, so war er ungehalten über mein Kommen, so daß ich ihn seit drei Wochen nicht mehr aufgesucht habe,“ sagte er gleichsam vor sich hin. „Wenn er vor einer Woche bei Mitja gewesen ist, so — in dieser Woche ist auch mir eine gewisse Veränderung an Mitja aufgefallen.“

„Nicht wahr?“ fiel ihm Gruschenka lebhaft ins Wort.

„Sie haben sicher ein Geheimnis! Mitja hat mir selbst gesagt, daß sie miteinander ein Geheimnis haben, daß Mitja sich nicht mehr darüber beruhigen kann! Früher war er doch so lebensfroh. Er ist es ja auch jetzt noch. Nur wenn er so den Kopf schüttelt und so auf und ab geht und sich mit der rechten Hand in die Haare fährt und an den Haaren auf der rechten Schläfenseite zupft, dann weiß ich, daß er etwas auf dem Herzen hat, das ihm keine Ruhe läßt. Ich kenne ihn doch!“

„Sagtest du nicht, er sei gereizt gewesen?“

„Das war er auch; aber dann war er wieder heiter. Jetzt ist er eigentlich dauernd gereizt; für eine Minute wird er wohl heiter, aber dann ist er auf einmal wieder gereizt. Ich muß mich immer über ihn wundern, Aljoscha. Denke daran, was ihm bevorsteht; er aber kann zuweilen über die geringfügigsten Dinge lachen, ganz als sei er ein kleines Kind.“

„Hat er dir vielleicht verboten, mir etwas von Zwans Besuch zu sagen? Hat er sich wirklich dahin geäußert: ‚Sage ihm nichts davon‘?“

„Mit genau denselben Worten. Dich fürchtet Mitja am meisten. Denn hier handelt es sich um ein Geheimnis, das hat er mir selbst gesagt. Geh hin, Aljoscha, und suche herauszubekommen, was für ein Geheimnis sie miteinander haben, und dann komm her und sag es mir!“ bat Gruschenka Aljoscha mit flehender Stimme. „Nimm die Ungewißheit von mir, damit ich wenigstens weiß, was meiner wartet! Du weißt nicht, wie es ist, sein böses Geschick zu ahnen und doch nichts zu wissen! Nur deswegen habe ich dich herbitten lassen!“

„Du glaubst, es handelt sich um dich? Dann hätte er dir nichts von dem Geheimnis gesagt.“

„Ich weiß nicht, um was es sich handelt. Vielleicht möchte er es mir sagen, wagt es aber nicht und will mich nur vorbereiten. Ein Geheimnis soll es sein nach seiner Rede. Aber was für ein Geheimnis, das hat er mir nicht gesagt.“

„Was vermutest du denn?“

„Was soll ich vermuten? Mein Ende ist gekommen, das vermute ich. Das haben sie mir alle drei bereitet. Denn Katja steckt dahinter. Von ihr geht alles aus. Katja tut

dies, und Katja tut jenes,' sagt er. Das bedeutet, ich tue nicht dieses und jenes. Das sagt er absichtlich, schickt es voraus, um mich vorzubereiten. Verlassen will er mich, das ist sein ganzes Geheimnis. Das haben sie alle drei ausgedacht: Mitja, Katja und Iwan Fedorowitsch. Ich wollte dich schon lange fragen, Aljoscha . . . Vor einer Woche teilte er mir auf einmal mit, daß Iwan Fedorowitsch in Katerina Iwanowna verliebt sein soll und deshalb so oft zu ihr hingehet. Hat er mir die Wahrheit gesagt, oder hat er gelogen? Sage es mir auf dein Gewissen und schone mich nicht."

"Ich werde dir die Wahrheit sagen. Iwan ist nicht in Katerina Iwanowna verliebt. So denke ich wenigstens."

"Das habe ich mir damals auch gleich gedacht! Er belügt mich einfach schamlos. Darum spielt er auch jetzt den Eifersüchtigen, um später alles auf mich abwälzen zu können. Er ist ein dummer Junge; nichts versteht er zu verheimlichen. Aber ich werde ihn! 'Du glaubst,' sagte er zu mir, 'daß ich ihn erschlagen habe.' Das sagt er zu mir, das wirst er mir vor! Meinetwegen! Aber diese Katja wird von mir noch etwas zu hören bekommen vor Gericht! Da werde ich alles sagen!"

Wieder weinte sie verzweifelt.

"In einem Punkte kann ich dich aufs bestimmteste beruhigen, Gruschenka," sagte Aljoscha und erhob sich. "Er liebt dich mehr als alles auf der Welt und zwar nur dich allein; das kannst du mir glauben. Ich weiß es ganz gewiß. Über das Geheimnis werde ich ihn nicht ausforschen. Wenn er es mir heute mitteilt, werde ich ihm offen sagen, daß ich dir versprochen habe, dich davon zu unterrichten. Dann werde ich noch heute zu dir kommen, um dir alles zu sagen. Daß Katerina Iwanowna dabei im Spiele ist, glaube ich nicht; ich bin sogar fest davon überzeugt. Es sieht schon gar nicht so aus, als könne es sich um Katerina Iwanowna handeln. Wenigstens scheint es mir nicht so. Jetzt lebe wohl! Auf Wiedersehen!"

## Das franke Süßchen

**B**uerst mußte er zu Chochlakoffs gehen. Er beeilte sich hinzukommen, um sich nicht bei Mitja zu verspäten. Frau Chochlakoff war schon seit drei Wochen krank; der eine Fuß war ein wenig geschwollen. Sie lag zwar nicht zu Bette, hielt sich aber in ihrem Schlafzimmer auf. Aljoscha war es aufgefallen, daß sie trotz ihrer Krankheit angefangen hatte, ganz besondere Sorgfalt auf ihr Äußeres zu verwenden. Mit harmlosem Lächeln glaubte er die Ursache dieser Veränderung zu erraten; doch verscheuchte er sofort alle ähnlichen Gedanken als müßig, nicht ohne über sich selbst unwillig zu werden. In den letzten zwei Monaten hatte sie nämlich außer den übrigen Bekannten ihres Hauses auch der junge Perchotin besucht.

Aljoscha war seit vier Tagen nicht bei Chochlakoffs gewesen. Als er jetzt eintrat, wollte er gerademwegs zu Lisa gehen; denn nur ibretwegen war er gekommen. Sie hatte schon am Tage vorher das Mädchen zu ihm geschickt und ihn dringend bitten lassen: er möge, so bald es nur angehe, zu ihr kommen; sie müsse ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen. Das interessierte aus gewissen Gründen Aljoscha nicht wenig.

Aber während das Mädchen zu Lisa ging, um ihn anzumelden, erschien der Diener mit der Bitte der Frau Chochlakoff, die inzwischen erfahren hatte, daß er gekommen war, nur auf einen Augenblick bei ihr vorzusprechen. Aljoscha überlegte, was er tun solle, hielt es indes für besser, zuerst die Bitte der Mutter zu erfüllen, weil sie sonst immer wieder zu Lisa schicken werde. Frau Chochlakoff ruhte in besonders schönem Kleide auf einem Ruhepolster in ihrem Schlafzimmer und schien erregt.

„Ganze Jahrhunderte habe ich Sie nicht mehr gesehen! Eine ganze Woche ist es her, schämen Sie sich! ach nein, richtig — Sie waren vor vier Tagen, am Mittwoch, hier.

Natürlich wollten Sie wieder auf den Fußspitzen zu Lisa schleichen, damit ich es nicht höre. Aber, lieber Alexei Fedorowitsch, welche Sorgen sie mir jetzt wieder bereitet! Doch davon später, wenn es auch die Hauptsache ist. Ihnen vertraue ich meine Lisa ganz und gar an, lieber Alexei Fedorowitsch. Nach dem Tode des Stareß Sossima — gib seiner Seele, Herr, Frieden und Ruh!“ — sie betkreuzte sich — „kommen Sie mir immer wie ein Einsiedler vor, so allerliebste Ihnen auch dieser neue Anzug steht. Wo haben Sie nur einen so vorzüglichen Schneider gefunden? Doch das ist nicht die Hauptsache, davon später. Verzeihen Sie, daß ich Sie Aljoscha nenne; ich bin eine alte Frau,“ fuhr sie mit kokettem Lächeln fort, „daher ist mir vieles erlaubt; doch auch davon wollen wir später sprechen. Wenn ich nur nicht immer die Hauptsache vergäße! Erinnern Sie mich daran; wenn ich mich wieder verliere, sagen Sie einfach: ‚Und die Hauptsache?‘ Wie soll ich wissen, was jetzt die Hauptsache ist! Seit dem Augenblick als Lisa ihr Gelöbniß zurücknahm — ihr kindisches Gelöbniß, Alexei Fedorowitsch, Sie zu heiraten — haben Sie natürlich eingesehen, daß alles nur kindische Gedanken eines kranken Mädchens waren, das zu lange im Fahrstuhl gefessen hat. Gott sei Dank, daß sie jetzt wieder gehen kann! Dieser neue Doktor, den Katja aus Moskau verschrieben hat für Ihren unglücklichen Bruder, der morgen . . . Ach, sagen Sie mir doch, was wird morgen sein? Ich sterbe schon beim bloßen Gedanken daran! Ich wollte sagen: dieser Doktor war gestern bei uns, um Lisa zu untersuchen. Doch das wollte ich gar nicht erzählen. Ich bin jetzt ganz aus dem Konzept gekommen, weil ich es immer so eilig habe. Warum — das weiß ich wirklich nicht. Ich höre schon völlig auf zu wissen. Für mich hat sich alles zu einem einzigen Knäuel verwirrt. Sie werden die Geduld verlieren und plötzlich hinauslaufen, und dann habe ich Sie zum letztenmal gesehen. Ach, mein Gott! Da sitzen wir und reden, und ich habe ganz vergessen . . . Kaffee, Julia, Glasira, Kaffee!“

Aljoscha dankte eilends für Kaffee. Er sagte, daß er soeben getrunken habe.

„Bei wem?“

„Bei Agrasena Alexandrowna.“

„Bei dieser Person? Sie allein hat alle zugrunde gerichtet; doch jetzt erzählt man, sie sei heilig geworden; nur finde ich, daß es damit etwas spät geworden ist. Besser wäre es gewesen, sie hätte es früher getan, als es nothat; denn welchen Nutzen kann es jetzt noch bringen? Schweigen Sie, Alexei Fedorowitsch! Ich will Ihnen nur soviel sagen, daß ich wahrscheinlich nichts sagen werde. Dieser schreckliche Prozeß! Ich werde unbedingt hinfahren, bereite mich schon jetzt darauf vor, man wird mich im Lehnstuhl hintragen. Ich kann die ganze Zeit sitzen. Sie wissen doch, daß ich als Zeugin vorgeladen bin? Wie soll ich nur reden? Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll. Man muß doch einen Eid ablegen, nicht wahr?“

„Ich glaube nicht, daß Sie werden erscheinen müssen.“

„Ich kann doch sitzen! Ach, Sie bringen mich wieder aus dem Konzept. Dieser entsetzliche Prozeß, und dann gehen die einen nach Sibirien, andere heiraten, und alles vergeht so schnell und verändert sich, und schließlich ist nichts, alle sind Greise und stehen vor dem Grabe. Meinetwegen, mögen sie es tun! Ich bin müde. Diese Katja hat all meine Hoffnungen vernichtet. Jetzt wird sie einem Ihrer Brüder nach Sibirien folgen, und Ihr anderer Bruder wird dann folgen und in der nächsten Stadt wohnen, und alle werden sich gegenseitig quälen. Das bringt mich um den letzten Verstand. Vor allen Dingen dieses Gerede! In allen Moskauer und Petersburger Blättern ist spaltenlang darüber gesprochen worden. Auch von mir ist dabei die Rede; ich soll die liebe Freundin Ihres Bruders gewesen sein! Können Sie sich so etwas vorstellen?“

„Das ist unmöglich. Wo hat man das geschrieben?“

„Ich will es Ihnen sogleich schwarz auf weiß zeigen. Gestern erhielt ich das Blatt, gestern las ich es zum erstenmal. Sehen Sie hier, in den Petersburger ‚Gerüchten‘. Das Blatt wird seit einem Jahre herausgegeben. Ich habe darauf abonniert; denn ich liebe Gerüchte sehr, und das habe ich

jetzt davon. Sehen Sie, was für Gerüchte das sind! Lesen Sie das!“

Sie reichte ihm ein Zeitungsblatt und zeigte ihm die Stelle.

Nicht nur verstört, ganz gebrochen schien sie zu sein. Vielleicht hatte sich infolge dieser Zeitungsgeschichte in ihrem Kopfe alles zu einem wirren Knäuel zusammengeballt. Die Zeitungsnachricht war allerdings nicht mißzuverstehen und nicht weniger verfänglich. Sie mußte Frau Chochlatoff empfindlich kränken. Doch war zum Glück Frau Chochlatoff an diesem Tage unfähig, nur an eine Sache zu denken. So konnte sie bereits nach einer Minute den Zeitungsklatsch vergessen und sich mit anderem beschäftigen.

Aljoscha wußte, daß man in ganz Rußland über den berühmten Karamasoff'schen Prozeß sprach. Er hatte in diesen beiden Monaten ganz unglaubliche Lügengeschichten gelesen, sowohl über die Karamasoffs im allgemeinen, als auch über sich besonders. Einmal hatte er gelesen: aus Angst sei er nach dem Verbrechen des Bruders Einsiedler geworden und habe sich gänzlich von der Welt abgeschlossen. Ein anderes Blatt hatte diese Nachricht in Abrede gestellt und geschrieben: er habe mit seinem Stares Sossima die Klosterkasse erbrochen und bestohlen und sei dann entflohen.

Die jetzt erwähnte Nachricht in den „Gerüchten“ trug die gewöhnliche Überschrift: „Aus Viehhofstadt“ — so heißt leider das Städtchen; sein Name ist lange genug verheimlicht worden. — „Zum Prozeß Karamasoff“. Es war nur eine kürzere Nachricht und über Frau Chochlatoff selbst nichts gesagt; es waren überhaupt keine Namen genannt.

Der Watermörder, hieß es in diesem Artikel, den man jetzt unter allgemeinem Aufsehen abzuurteilen sich anschickt, Hauptmann außer Dienst des Linienregiments so und so, habe in seinem untätigen Leben nichts anderes getan — abgesehen davon, daß er schon von Natur ein Verbrecher sei und für die Wiedereinführung der Leibeigenschaft eintrete — als daß er seine Zeit mit Liebeleien verbracht habe. Besonders habe er verstanden, Damen an sich zu fesseln, die sich in ihrem Allein-

sein langweilten. Eine von diesen sich langweilenden Witwen, die sich jünger mache, obgleich sie Mutter einer erwachsenen Tochter sei, habe sich dermaßen in ihm verliebt, daß sie ihm noch zwei Stunden vor der Ausführung des Verbrechens dreitausend Rubel angeboten habe, allerdings unter der Bedingung, daß er mit ihr nach Sibirien entfliehe und dort in den Goldgruben nach Gold grabe. Der Bösewicht habe aber vorgezogen, seinen Vater zu erschlagen und ihn genau um dreitausend Rubel zu berauben in der Hoffnung, ungestraft zu entkommen und nicht mit den Reizen seiner gelangweilten vierzigjährigen Witwe nach Sibirien ziehen zu müssen.

Der in scherzhaftem Ton gehaltene Artikel schloß, wie es sich gehört, mit Äußerungen eines gerechten Unwillens über das Unsitthliche des Vatermordes und der Leibeigenschaft. Als Aljoscha das Ganze durchgelesen hatte, faltete er das Blatt zusammen und gab es Frau Chochlakoff zurück.

„Das bin doch ich!“ rief sie ganz verzweifelt. „Ich habe ihm kaum eine Stunde vor dem Morde gesagt, er solle in die Goldgruben fahren – und jetzt schreibt der Mensch von den Reizen einer vierzigjährigen Witwe. Habe ich es deswegen getan? Möge ihm der ewige Richter diese Beleidigung verzeihen, wie ich sie ihm verzeihe. Aber abgesehen davon, es ist doch . . . Wissen Sie auch, wer das geschrieben hat? Es ist Ihr Freund Rakitin!“

„Das wäre möglich,“ sagte Aljoscha; „ich habe zwar nichts gehört . . .“

„Er ist es bestimmt; nur er kann es sein, ich weiß es genau. Habe ich ihm doch die Thür gewiesen. Sie kennen die ganze Geschichte?“

„Ich weiß, daß Sie ihm verboten haben, fernerhin Ihr Haus wieder zu betreten. Den Grund habe ich wenigstens von Ihnen nicht gehört.“

„Dann haben Sie es von ihm gehört? Ist er empört über mich?“

„Über wen zieht der nicht her? Warum Sie ihm eigentlich verboten haben, Sie zu besuchen, habe ich indes auch von

ihm nicht erfahren können. Überhaupt sehe ich ihn nur sehr selten. Ich stehe nicht besonders mit ihm . . .“

„Dann will ich Ihnen alles sagen; es ist ja nichts mehr daran zu ändern. Ich trage nämlich selbst in etwas die Schuld an der ganzen Sache. Aber nur in etwas, so daß überhaupt nicht die Rede davon sein kann. Sehen Sie, mein Liebling,“ — auf Frau Chochlakoffs Lippen erschien ein schelmisches und doch recht rätselhaftes Lächeln — „ich vermute . . . Sie verzeihen mir, Aljoscha, ich rede jetzt mit Ihnen wie eine Mutter . . . ach nein, im Gegenteil, wie mit meinem Vater . . . Mutter paßt ganz und gar nicht hierher. Also sagen wir: ich rede mit Ihnen, als wenn Sie der Starez Sossima wären und ich ihm beichtete; ja, das ist der beste Vergleich. Ich habe Sie ja schon vorher einen Einsiedler genannt. Nun also, dieser dumme Junge, Ihr Freund Rakitin — ich kann mich wirklich über ihn ärgern! Dieser leichtsinnige junge Mann läßt es sich plötzlich — denken Sie sich nur! — einfallen, sich in mich zu verlieben. Viel später erst bemerkte ich es; zuerst, vor ungefähr einem Monat, fing er an, mich häufiger zu besuchen; er kam fast täglich zu mir. Zuerst dachte ich mir nichts Arges. Dann kam es wie eine Erleuchtung über mich. Ich bemerkte hier und da etwas — zu meiner größten Verwunderung, wie Sie sich denken können.

„Seit einiger Zeit empfangt ich — Sie wissen jedenfalls davon — Herrn Pjotr Iljitsch Perchotin; Sie haben ihn auch schon hier angetroffen. Nicht wahr, er ist trotz seiner jungen Jahre ein ernster, würdiger Mann. In drei Tagen kommt er ungefähr nur einmal — und doch könnte er weit öfter kommen. Immer ist er elegant gekleidet. Ich bin überhaupt ein Freund unserer Jugend, Aljoscha, besonders wenn es begabte, wohl-erzogene Menschen sind wie Sie zum Beispiel. Er hat aber, glauben Sie mir, einen fast staatsmännischen Verstand. Und wie wundervoll er spricht! Unbedingt werde ich meinen ganzen Einfluß verwenden, um ihm die Stellung zu verschaffen, die ihm nach seinen Fähigkeiten zukommt. Er ist doch ein zukünftiger Diplomat! An jenem verhängnisvollen Tage hat er mich so gut wie vom Tode errettet, als er in der Nacht her-

kam! Ihr Freund Rakitin hingegen erscheint immer in so greulichen Stiefeln und schiebt sie obendrein so weit über den Teppich vor. Mit einem Wort: er begann bereits einige Andeutungen zu machen, und einmal drückte er mir beim Abschied ganz unglaublich fest die Hand. Kaum hatte er indes so schmerzhaft die Hand gedrückt, als mein Fuß krank wurde. Rakitin hatte auch früher schon Pjotr Iljitsch bei mir angetroffen. Stets gingen sie wie Kampfhähne aufeinander los; stets war Rakitin der Störenfried. Ich beobachtete sie nur in stillen und machte mir meine Gedanken.

„Eines schönen Tages sah ich nun allein oder vielmehr, ich lag auf meinem Ruhepolster, als mir unerwartet Michail Iwanowitsch Rakitin gemeldet wird. Er kommt und — stellen Sie sich vor! — überreicht mir ein Gedicht, das er auf meinen kranken Fuß gemacht hat! Er hat mein krankes Füßchen in Versen besungen! Warten Sie, wie war es gleich:

„Ach, wie ist doch dieses Füßchen,  
das jetzt krank ist, so entzückend . . .“

oder so ähnlich — ich kann alles andere eher als Verse behalten. Das Gedicht liegt irgendwo hier; ich zeige es Ihnen später. Nicht nur vom Füßchen war darin die Rede; es handelte sich auch um einen belehrenden Gedanken; nur habe ich das Nähere vergessen. Ich lobte natürlich das Gedicht, und er war offenbar sehr geschmeichelt.

„Da erscheint Pjotr Iljitsch, und Michail Iwanowitsch wird finster wie die Nacht. Ich bemerkte sofort, daß jener ihm sehr ungelegen kam, weil er wahrscheinlich nach Überreichung des Gedichtes noch etwas hatte sagen wollen. Da nahm ich denn das Gedicht und zeigte es Pjotr Iljitsch, ohne zu sagen, wer der Dichter sei, obgleich er auch jetzt noch immer behauptet, er habe es nicht erraten. Doch das tut er absichtlich. Pjotr Iljitsch lachte sofort hell auf, und dann begann er sein Urtheil über die Verse abzugeben. Es sei ein ganz erbärmliches Machwerk, wie es höchstens ein Seminarist verbrechen könne. Das sagte er so bestimmt und urtheilte so überlegen. Da aber geriet Ihr Freund außer sich, anstatt gleichfalls zu lachen. Ich bangte schon, sie würden sich in die Haare geraten.

„Ich habe dieses Gedicht verfaßt,“ sagt er plötzlich. „Es ist nur ein Scherz von mir; denn im allgemeinen halte ich es für unwürdig, Verse zu schreiben. Doch ist mein Gedicht gut. Ihrem Puschkin will man für ein Gedicht über die Frauenfüßchen ein Denkmal errichten; mein Gedicht dagegen bringt noch einen besonderen Gedanken zum Ausdruck. Im übrigen sind Sie schließlich nur ein Anhänger der alten, konservativen Partei, der gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft ist. Sie wissen überhaupt nichts von Menschenrechten; von den zeitgenössischen Bewegungen verstehen Sie nichts; die menschliche Entwicklung hat Sie vollständig unberührt gelassen. Sie sind nur ein höherer Beamter, der Schmiergelder nimmt!“

„Da unterbrach ich ihn; das war zuviel! Pjotr Iljitsch blieb jedoch ganz gleichmütig und kühl. Er warf ihm nur einen spöttischen Blick zu, hörte ihn mit Seelenruhe an und machte dann eine entschuldigende Bemerkung:

„Ich wußte nicht, daß Sie der Verfasser des Gedichtes sind,“ erwiderte er. „Hätte ich es gewußt, so hätte ich es natürlich gelobt und nicht getadelte. Die Dichter sind heutzutage alle sehr empfindlich.“

„Eine Reihe ähnlicher Bemerkungen schloß sich an unter dem Anschein der höflichsten Entschuldigungen. Später hat er mir gestanden, daß es nur Spott gewesen sei. Damals war ich der Meinung: er meine es wirklich ernst. Ich lag, wie ich jetzt hier liege, und überlegte: soll ich Michail Iwanowitsch die Tür weisen, weil er meine Gäste in dieser unverantwortlichen Weise zu beleidigen wagte? So lag ich, bedeckte die Augen mit der Hand und überlegte: Soll ich es tun oder nicht? Ich konnte mich nicht entscheiden, und ich sann hin und her, und das Herz klopfte mir: Soll ich, oder soll ich nicht? Die eine Stimme sagte ja, die andere nein. Kaum aber hatte die Stimme nein gesagt, so tat ich es. Gleich darauf fiel ich in Ohnmacht. Da gab es natürlich eine gewaltige Aufregung. Darauf erhob ich mich und sagte Michail Iwanowitsch: es tue mir leid, ihm sagen zu müssen, daß ich ihn nicht mehr in meinem Hause empfangen könne. Das war alles.“

„Ich weiß ja selbst, Alexei Fedorowitsch, daß ich unrecht

und unwahr gehandelt habe. Aber es schien mir plötzlich — gerade dieses Plötzliche war das ganze Verhängnis — daß es sich sehr schön machen werde, wenn ich es sagte. Die Szene war wirklich aufrichtig von mir; ich weinte sogar und habe später noch tagelang darüber geweint. Da stellte er denn seine Besuche ein. Seit zwei Wochen habe ich ihn nicht mehr gesehen und habe mich schon gefragt: Sollte er wirklich nicht wiederkommen? Das war noch gestern.

„Abends erhielt ich dann die ‚Gerüchte‘. Ich las sie und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Wer kann das geschrieben haben außer ihm? Er ist von mir nach Hause gegangen, hat sich hingesetzt, geschrieben und abgeschickt, und jetzt haben wir es hier gedruckt! Das war ja vor zwei Wochen! Ach, Aljoscha, es ist schrecklich, was ich rede! Und immer wovon ich garnicht reden will! Es spricht sich ganz von selbst.“

„Ich habe heute leider sehr wenig Zeit; ich muß mich beeilen, um noch rechtzeitig zu meinem Bruder ins Gefängnis zu kommen,“ stotterte Aljoscha und machte gleichzeitig den Versuch, sich von der redseligen Dame zu verabschieden. Doch wurde er sofort unterbrochen.

„Jetzt weiß ich es. Sie haben mich daran erinnert. Sagen Sie: was ist ein Affekt?“

„Was für einen Affekt?“ fragte Aljoscha verwundert.

„Ein gerichtlicher Affekt. Ich kann es nicht genau erklären; aber dann wird einem alles verziehen. Was Sie auch verbrochen haben — Ihnen wird alles verziehen.“

„Ich verstehe nicht recht, was Sie meinen.“

„Hören Sie! Diese Katja . . . Sie ist ein liebes Geschöpf; nur kann ich nicht dahinter kommen, wen sie eigentlich liebt! Vor gar nicht langer Zeit noch saß sie bei mir; ich vermochte aber nichts zu erraten; zumal sie jetzt anfängt, mit mir nur obenhin sich zu unterhalten; sie interessiert sich scheinbar nur noch für meine Gesundheit und sonst für nichts. Ich habe mir schon gesagt: Meinetwegen! mag sie . . . Ach ja, richtig, der Affekt! Dieser Doktor ist jetzt angekommen — wissen Sie es schon? Wie sollten Sie es nicht wissen, — der die Verrückten durchschaut, haben Sie ihn doch selbst herge-

rufen, das heißt, nicht Sie, sondern Katja. Immer Katja! Nun, das ist einfach so: Es ist ein ganz gesunder Mensch, der nicht die Spur verrückt ist, und auf einmal hat er einen Affekt. Er weiß sehr wohl, was er tut, ist vollkommen bei Sinnen; doch hat er einen Affekt. So hat auch Ihr Bruder bestimmt auch einen Affekt gehabt. Das hat man jetzt sofort nach Einführung des neuen Gerichtsverfahrens entdeckt. Das ist wieder eine Wohlthat der neuen Gerichte. Dieser Doktor war auch bei mir, um von mir zu erfahren, wie Ihr Bruder sich damals an jenem Abend kurz vor dem Morde bei mir aufgeführt habe. Wie soll er denn keinen Affekt gehabt haben? Er kommt ins Zimmer und schreit: „Geben Sie mir Geld, dreitausend Rubel, sofort“ — und dann läuft er wieder hinaus und erschlägt den Vater. „Ich will nicht erschlagen,“ sagt er womöglich noch; doch da ist es schon gegen seinen Willen geschehen. Deswegen wird man ihn jetzt auch freisprechen, weil er im Affekt, sozusagen gegen seinen Willen, erschlagen hat.“

„Aber er hat den Vater gar nicht erschlagen,“ unterbrach Aljoscha sie etwas schroff. Immer ungeduldiger und unruhiger wurde er.

„Ich weiß, ich weiß: Grigori hat Ihren Vater erschlagen.“

„Was? Grigori? Wieso?“ rief Aljoscha äußerst erstaunt.

„Selbstverständlich. Wer denn sonst? Nachdem ihn Ihr Bruder mit der Keule zu Boden geschlagen hat, lag er besinnungslos am Zaun; dann aber stand er auf, sah, daß die Tür offen war, ging hin und erschlug Ihren Vater.“

„Aber warum?“

„Ganz einfach, weil er einen Affekt hatte. Nach dem Schläge erlangte er sein Bewußtsein wieder, bekam einen Affekt, ging hin und erschlug. Er leugnet die That; also ist es sehr leicht möglich, daß er sich ihrer gar nicht mehr erinnert. Nur wäre es weit besser, wenn Dimitri Fedorowitsch es getan hätte. Und er hat es auch getan, ganz abgesehen davon, daß ich sage, Grigori habe es getan. Bestimmt ist Dimitri Fedorowitsch der Täter, und das ist auch weit besser! Ich meine nicht deswegen, weil dann der Sohn den Vater erschlagen hat. Kinder müssen im Gegenteile ihre Eltern immer achten. Nur

wäre es trotzdem besser, wenn er es getan hätte. Dann haben Sie keinen Grund mehr zu trauern; denn er hat, ohne zu wissen, was er tat, den Vater erschlagen; oder richtiger: er wußte alles, was er tat, wußte aber nur nicht, was mit ihm selbst geschah. Möge man ihn lieber auf Grund des Affekts freisprechen! Das wäre so menschlich; und zudem würde das Gute des neuen Gerichtsverfahrens sich im hellsten Lichte zeigen. Bisher ahnte ich nichts davon. Gestern erfuhr ich es, und es ging mir dermaßen nahe, daß ich sofort zu Ihnen schicken wollte, um Sie herzubitten. Wenn er freigesprochen ist, werde ich ihn unverzüglich zum Mittagessen einladen, ihn und alle meine Bekannten. Dann können wir auf das Wohl der neuen Gerichte trinken. Ich glaube nicht, daß er gefährlich sein wird, und zudem kann ich soviel Gäste einladen, daß es nicht schwer würde, ihn im Notfalle zu überwältigen. Dann könnte er in einer kleinen Stadt Friedensrichter werden oder etwas Ähnliches. Denn wer selbst vor Gericht gewesen ist, kann am besten andere richten. Sagen Sie mir doch: wer hat in unserer Zeit nicht einen Affekt? Wir alle ohne Ausnahme: Sie, ich, alle und wieviele andere noch! Selbst Lisa hat einen Affekt; noch gestern habe ich ihretwegen geweint, vorgestern gleichfalls. Erst heute wurde es mir klar, daß sie einen Affekt hat. Ach, Lisa, macht mir solche Sorgen! Ich glaube, sie ist ganz von Sinnen. Warum hat sie Sie hergerufen? Sie hat es doch getan, oder sind Sie von selbst zu ihr gekommen?"

„Sie hat mich gerufen, und ich werde jetzt zu ihr gehen,“ sagte Aljoscha und stand entschlossen auf.

„Lieber Alexei Fjedorowitsch, das ist ja vielleicht die Hauptsache!“ rief sofort Frau Chochlakoff mit Tränen in den Augen. „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich Ihnen meine Lisa von ganzem Herzen anvertraue. Es hat ja schließlich auch nichts weiter auf sich, daß sie Sie heimlich hinter meinem Rücken zu sich ruft. Aber Iwan Fjedorowitsch, Ihrem Bruder — verzeihen Sie, daß ich es Ihnen offen sage! — würde ich meine Tochter nicht so leichten Herzens anvertrauen, wenn ich ihn auch nach wie vor für den ritterlichsten jungen Mann halte.“

Denken Sie sich: jetzt ist er plötzlich bei Lisa gewesen, und ich habe nichts davon gewußt.“

„Wie? Was?“ fragte Aljoscha verwundert. Er setzte sich nicht wieder, sondern hörte stehend zu.

„Ich erzähle Ihnen sofort alles. Vielleicht habe ich Sie nur deswegen rufen lassen; denn ich weiß wirklich nicht mehr, warum ich es eigentlich tat. Also hören Sie! Iwan Fedorowitsch ist nach seiner Rückkehr aus Moskau im ganzen nur zweimal bei mir gewesen: das erstemal, um als Freund des Hauses seine Aufwartung zu machen, und das zweitemal vor kurzem trat er auf einen Augenblick bei mir ein, als er erfahren hatte, daß Katja bei mir sei. Ich habe natürlich kein Recht auf seine öfteren Besuche; denn ich weiß, wieviel Scherereien er ohnedies hat. — Sie wissen: wegen der ganzen Geschichte und des plötzlichen Todes Ihres Vaters.

„Da erfahre ich denn, daß er wieder hier war, und nicht bei mir, sondern bei Lisa! Das war vor ungefähr sechs Tagen. Er war gekommen, hatte fünf Minuten sich bei ihr aufgehalten und war dann wieder gegangen. Ich erfuhr es erst nach drei Tagen durch Glasira und wurde sofort stutzig. Lisa, die ich unverzüglich zu mir rief, lachte nur: er glaubte, du schliefst, und sprach bei mir vor, um sich nach deinem Befinden zu erkundigen. So war es natürlich auch gewesen. Und nun denken Sie sich! Ungefähr vor vier Tagen, gleich nachdem Sie hier gewesen und fortgegangen waren, hat sie auf einmal in der Nacht wieder einen Anfall. Warum habe ich nie solche Anfälle? Dann hatte sie noch am zweiten und auch am dritten Tage Anfälle, und dann — gestern war es — dieser Affekt! Mit einemmal schreit sie: ‚Ich hasse Iwan Fedorowitsch; ich will, daß du ihn überhaupt nicht mehr empfängst, sondern ihm verbietest, unser Haus zu betreten.‘ Ich war einfach starr. Und so auf einmal! ‚Warum soll ich denn,‘ fragte ich, ‚einen so prächtigen jungen Mann nicht empfangen, der einen so fabelhaften Verstand besitzt und soviel Unglück zu ertragen hat?‘ Denn alle diese Geschichten sind ein Unglück, aber nicht ein Glück, nicht wahr? Darauf lacht sie mir ohne weiteres, und dazu noch so beleidigend, ins Gesicht. Du kannst froh

sein, sagte ich mir, daß du sie aufgeheitert hast; jetzt werden wenigstens die Anfälle aufhören, zumal ich die Absicht hatte, Jwan Fedorowitsch selbst wegen seines Besuches bei meiner Tochter zur Rede zu stellen.

„Heute morgen erwacht Lisa, ärgert sich wegen einer Kleinigkeit über Julia und gibt ihr eine Ohrfeige. Das ist doch unerhört! Aber hören Sie weiter! Nach einer Stunde umarmt sie Julia, fällt vor ihr nieder und küßt ihr die Füße. Mir läßt sie sagen, daß sie nicht mehr zu mir kommen wolle. Als ich mich selbst, so gut es mir möglich war, in ihr Zimmer begab, stürzte sie mir entgegen und bedeckte mich mit Küssen; und unter Küssen drängte sie mich immer weiter zurück, daß ich schließlich wieder zur Thür hinaus mußte. Sie sprach indes kein Wort; und so war ich gerade so klug wie zuvor.

„Jetzt habe ich, lieber Alexei Fedorowitsch, meine ganze Hoffnung auf Sie gesetzt. Das Glück meines ganzen Lebens liegt in Ihren Händen. Ich bitte Sie ganz offen, zu Lisa hinzugehen. Versuchen Sie, etwas von ihr zu erfahren, wie nur Sie es verstehen, und dann kommen Sie wieder und sagen Sie es mir, der Mutter. Denn sonst muß ich sterben, wenn es so fortgeht. Oder ich werde aus dem Hause laufen. Ich kann es nicht mehr ertragen. Gewiß habe ich Geduld; doch auch ich kann sie einmal verlieren, und dann . . . und dann? Entsetzlich! — Endlich, Pjotr Iljitsch!“ rief plötzlich strahlend Frau Chochlakoff, als sie Perchotin gewahrte, der sogleich nach dem Diener eintrat. „Wie haben Sie sich verspätet! Setzen Sie sich, bitte! Wie steht es mit dem Advokaten? Wobin wollen Sie, Alexei Fedorowitsch?“

„Zu Lisa!“

„Ach ja, richtig! Aber vergessen Sie nicht, um was ich Sie gebeten habe! Es handelt sich um mein ganzes Leben!“

„Wenn es irgend möglich ist, will ich es nicht vergessen. Ich habe mich schon sehr verspätet,“ erwiderte Aljoscha, der eilends verschwinden wollte.

„Nein, bestimmt! Nicht wenn es irgend möglich ist, sonst sterbe ich!“ rief ihm Frau Chochlakoff nach. Doch Aljoscha schloß bereits die Thür.

## Das Teufelchen

**A**ls er bei Lisa eintrat, fand er sie halb liegend im Rollstuhl, in dem man sie früher, als sie noch nicht gehen konnte, gefahren hatte. Sie rührte sich nicht, um ihm entgegenzugehen; doch ihr durchdringender Blick, der gleichsam spitz und scharf geworden, schien ihn durchbohren zu wollen. Ihre Augen glänzten fieberhaft, und ihr Gesicht war blaß. Aljoscha war erstaunt, daß sie sich in den letzten drei Tagen so sehr verändert hatte; sie kam ihm geradezu abgezehrt vor. Da sie ihm die Hand nicht reichte, trat er auf sie zu, ergriff selbst ihre langen, schmalen Fingerchen, die regungslos auf ihrem Kleide lagen, und setzte sich dann schweigend ihr gegenüber.

„Ich weiß, Sie haben keine Zeit. Sie wollen zu Ihrem Bruder ins Gefängnis gehen,“ sagte Lisa unfreundlich. „Mama hat Sie aber zwei Stunden lang aufgehalten und Ihnen von mir und Julia erzählt.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Aljoscha.

„Ich habe gehört. Warum sehen Sie mich so an? Ich will horchen. Es ist nichts Schlechtes dabei. Deshalb entschuldige ich mich durchaus nicht.“

„Sie scheinen etwas mißgestimmt.“

„Im Gegenteil, ich bin sehr froh. Soeben habe ich zum dreißigstenmal darüber nachgedacht, wie gut es ist, daß ich Ihnen abgesagt habe und nicht Ihre Frau werde. Sie eignen sich nicht zum Ehemann. Wenn ich Sie heiratete, würden Sie alles tun, was ich Ihnen sage. Gebe ich Ihnen einen Zettel, um ihn dem zu übergeben, den ich nach Ihnen lieben werde, so gehen Sie bestimmt hin, geben den Zettel ab und bringen mir womöglich die Antwort zurück. Selbst mit vierzig Jahren werden Sie so immer noch meine Liebesbriefe besorgen.“

Sie lachte auf.

„Sie sind heute boshaft und doch auch aufrichtig,“ sagte Aljoscha mit einem Lächeln.

„Aufrichtig bin ich, weil ich mich nicht vor Ihnen schäme; und ich will gerade vor Ihnen mich nicht schämen. Warum achte ich Sie nicht, Aljoscha? Ich liebe Sie sehr, kann Sie aber nicht achten. Wenn ich Sie achtete, würde ich nicht so ohne jedes Schamgefühl mit Ihnen reden. Ist es nicht so?“

„Ja, es wäre so.“

„Glauben Sie nicht, daß ich mich vor Ihnen schäme?“

„Nein, das glaube ich nicht.“

Lisa lachte wieder auf. Sie sprach schnell und überhastet.

„Ich habe Ihrem Bruder Dimitri Fedorowitsch Konfekt ins Gefängnis geschickt. Aljoscha, wissen Sie, wie reizend Sie sind? Ich werde Sie schrecklich liebhaben und zwar deswegen, weil Sie mir so schnell erlaubt haben, Sie nicht zu lieben.“

„Warum haben Sie mich heute gerufen, Lisa?“

„Ich wollte Ihnen nur einen Wunsch mitteilen, den ich jetzt beständig habe. Es ist mein Wille, daß mir jemand wehtut, mich heiratet, mich quält, betrügt, verläßt und dann fortgeht. Ich will nicht glücklich sein!“

„Sie haben das Ungeregelte liebgewonnen?“

„Ja, ich will mich an keine Regel halten. Immer will ich unser Haus anzünden. Ganz genau stelle ich mir alles vor: wie ich mich heranschleiche und heimlich Feuer anlege, natürlich heimlich, denn das ist die Hauptsache. Und alle kommen und löschen. Das Haus aber brennt; und ich weiß es und schweige. Wie dumm und langweilig ist es!“

Sie machte eine Handbewegung, als widere sie etwas an.

„Sie leben im Überfluß,“ sagte Aljoscha leise.

„Ist denn ein Leben in Dürftigkeit etwa besser?“

„Ja.“

„Das hat Ihnen Ihr verstorbener Starek in den Kopf gesetzt. Es ist aber nicht wahr. Nun gut, ich bin reich, und alle anderen sind arm; ich esse Schokolade und Marzipan und trinke Sahne, gebe aber den anderen nichts ab davon. Sagen Sie nichts“ — sie winkte heftig mit der Hand, obgleich

Mjoscha noch nicht einmal den Mund aufgetan hatte — „Sie haben mir früher schon alles gesagt; ich kann es auswendig. Langweilig ist es. Wenn ich arm wäre, würde ich jemanden totschlagen; aber auch wenn ich reich bin, werde ich es tun. Wozu soll ich stillsitzen! Korn will ich schneiden. Ich werde Sie heiraten, und Sie werden Bauer, ein richtiger, echter Landbauer. Dann kaufen wir uns ein Pferdchen, wollen Sie? Kennen Sie Petruschna Kalganoff?“

„Ja.“

„Er geht die ganze Zeit umher und träumt. ‚Warum soll man in der Wirklichkeit leben,‘ sagt er, ‚träumen ist besser.‘ Träumen kann man sich das Schönste, leben ist langweilig. Er wird bald heiraten. Verstehen Sie sich auf Kreisel-treiben?“

„Ich glaube.“

„Er ist wie ein Kreisel. Man stellt ihn hin, wickelt das Peitschenende um seinen Fuß, zieht dann an, und er dreht sich, und man peitscht, daß er sich immer weiter dreht. Ich werde ihn heiraten — er hat auch mir seine Liebe gestanden — und ihn das ganze Leben treiben, wie die Kinder ihren Kreisel treiben. Geniert es Sie nicht, bei mir zu sitzen?“

„Nein.“

„Es ärgert Sie, daß ich nicht von Heiligem mit Ihnen spreche. Ich will nicht heilig sein. Was geschieht uns in der andern Welt für die ärgste Sünde? Sie müssen es genau wissen.“

„Gott richtet,“ sagte Mjoscha und blickte sie aufmerksam an.

„So will ich es haben. Ich würde hinkommen, alle würden mich dort verurteilen, und ich würde ihnen dann ins Gesicht lachen. Ich würde schrecklich gern etwas anzünden, am liebsten unser Haus. Sie glauben es mir nicht?“

„Warum nicht? Es gibt sogar kleine Kinder, die nicht einmal zwölf Jahre alt sind und denselben Wunsch haben. Schließlich tun sie es auch. Es ist eine Art Krankheit.“

„Das ist nicht wahr; mögen es Kinder tun, davon rede ich nicht.“

„Sie halten das Böse für gut. Der Zustand geht vorüber. Vielleicht ist Ihre frühere Krankheit daran schuld.“

„Sie verachten mich also! Ich will einfach nichts Gutes, sondern nur Böses tun. Von Krankheit ist hier keine Spur.“

„Warum wollen Sie Böses tun?“

„Einfach, damit nichts bleibt. Wie schön das wäre! Ich nehme mir manchmal vor, Mjoscha, recht viel Böses zu tun. Alles, was es nur Schlechtes gibt, und zwar lange, lange in aller Heimlichkeit, und dann werden es plötzlich alle erfahren. Alle werden mich umstehen und mit Fingern auf mich weisen; ich aber werde sie ruhig ansehen. Das ist sehr angenehm. Warum ist es angenehm, Mjoscha?“

„So. Der Zwang, etwas zu vernichten oder, wie Sie sagen, anzuzünden, kommt auch vor.“

„Aber ich habe es nicht nur gesagt, ich werde es tun.“

„Das will ich glauben.“

Wie ich Sie für dieses Wort liebe! Sie lügen nicht einmal dabei! Vielleicht glauben Sie, daß ich es Ihnen nur absichtlich sage, um Sie zu necken?“

„Das glaube ich nicht. Vielleicht ist auch der Zwang mit im Spiel.“

„Ein wenig. Ich will Sie nicht belügen,“ sagte sie, und in ihren Augen glomm ein böses Flämmchen auf.

Am meisten machte Mjoscha ihr Ernst stutzig. Nicht einmal ein Schatten von Spott oder Scherz prägte sich auf ihrem Gesichte aus. Das war früher selbst in den ernstesten Augenblicken bei ihr nie der Fall gewesen.

„Es gibt Zeiten, in denen Menschen das Verbrechen geradezu lieben,“ sagte Mjoscha, in Gedanken versunken.

„Das wollte ich selbst sagen. Sie haben meinen Gedanken ausgesprochen. Alle lieben es, nicht nur in Augenblicken, sondern immer. Es ist, als hätten sich alle verabredet, in diesen Dingen immer zu lügen, und seit der Zeit lügen sie auch wirklich alle. Alle sagen, sie haßten das Schlechte, im Geheimen aber lieben sie es!“

„Lesen Sie noch immer schlechte Bücher?“

„Ja, immer noch. Mama liest sie und steckt sie unters

Kissen. Da stibize ich sie und schleppe sie in mein Zimmer."

"Schämen Sie sich nicht, Ihren Charakter so zu verderben?"

"Ich will ihn verderben. Hier gibt es einen Jungen, der hat zwischen den Schienen gelegen, während der Zug über ihn hinwegfuhr. Der Glückliche! Ihren Bruder wird man verurteilen, weil er den Vater erschlagen hat. Bei sich werden alle es sehr gut finden, und es gefällt ihnen sehr."

"Es gefällt ihnen, daß er den Vater erschlagen hat?"

"Ja, allen gefällt es. Sie sagen, es sei schrecklich; im geheimen gefällt es allen aber furchtbar. Ich bin die erste, der es gefällt."

"In Ihren Worten liegt etwas Wahres," sagte Aljoscha halblaut vor sich hin.

"Was für Gedanken haben Sie!" rief Lisa ganz begeistert. "Aber Sie sind ein Mönch! Sie glauben mir nicht, wie ich Sie dafür achte, daß Sie niemals lügen. Ich werde Ihnen einen lächerlichen Traum erzählen, den ich gehabt habe. Mir ist, als sei es Nacht. Ich sitze allein in meinem Zimmer, auf dem Tische brennt ein Licht. Plötzlich sind rings um mich Teufel, in allen Ecken, unter dem Tisch, unter den Stühlen; sie machen sogar die Thür auf, und hinter der Thür lauert eine ganze Schar, die auch herein und mich greifen will. Schon kommen sie näher und fassen nach mir, da bekreuze ich mich schnell, und sie weichen alle zurück vor Furcht. Doch gehen sie nicht ganz fort, sie bleiben hinter der Thür, in den Ecken und warten. Auf einmal überkommt mich die Lust, Gott zu verspotten, und ich fange an, Gott zu verspotten. Da kommen sie in hellen Haufen wieder auf mich zu, freuen sich und fassen mich auch wieder an. Aber schnell bekreuze ich mich, und flugs huschen alle wieder fort. So lustig ist es; der Atem bleibt einem stehen!"

"Ich habe zuweilen denselben Traum," sagte Aljoscha.

"Ist es möglich?" versetzte Lisa erstaunt. "Können denn zwei Menschen denselben Traum haben?"

"Warum nicht?"

"Es ist sehr wichtig, Aljoscha!" Lisa war außergewöhnlich

erregt und betroffen. „Nicht der Traum ist wichtig, sondern daß zwei Menschen denselben Traum gehabt haben. Sie sagen mir nie die Unwahrheit. Lügen Sie auch jetzt nicht! Ist es wirklich wahr? Sie machen sich doch nicht lustig über mich?“

„Was ich Ihnen gesagt habe, ist vollkommen wahr.“

Lisa war ganz betroffen und schwieg eine Weile.

„Aljoscha, kommen Sie öfter zu mir!“ bat sie schließlich flehend.

„Mein ganzes Leben lang werde ich zu Ihnen kommen,“ antwortete Aljoscha, und seine Stimme hatte, als er das Versprechen gab, einen festen, ernststen Klang.

„Nur Ihnen kann ich alles sagen,“ fuhr Lisa fort. „Nur mir und Ihnen sage ich alles; und Ihnen sage ich es noch lieber als mir. Ich schäme mich nicht ein bißchen vor Ihnen. Ist es wahr, Aljoscha, daß die Juden zu Ostern kleine Christenkinder stehlen und schlachten?“

„Das weiß ich nicht.“

„In dem Buch hier habe ich von einer Gerichtsverhandlung gelesen. Ein Jude hatte einem vierjährigen Knaben an beiden Händen alle Fingerchen abgeschnitten und ihn dann gekreuzigt, einfach mit Nägeln an die Wand geschlagen. Vor Gericht hatte er gesagt: Der Knabe sei bald gestorben, ungefähr nach vier Stunden. Er sagte weiter: der Kleine habe die ganze Zeit gestöhnt. Er aber hat vor ihm gefessen und seine Freude daran gehabt. Das muß sehr schön gewesen sein.“

„Schön?“

„Ja, schön. Ich male es mir bisweilen aus, daß ich den Kleinen gekreuzigt hätte. Er hängt an der Wand; ich aber sitze vor ihm und esse Ananaskompott. Sie auch?“

Schweigend sah Aljoscha sie an. Da verzerrte sich ihr blasses Gesicht, und ihre Augen glühten.

„Als ich von dem Juden gelesen hatte, weinte und zitterte ich die ganze Nacht. Ich stellte mir vor, wie der Knabe schreit und stöhnt — vierjährige Kinder begreifen doch schon. Ich aber kann den Gedanken an das Kompott nicht los werden. Am Morgen schickte ich einem gewissen Menschen einen Brief mit der Bitte, unbedingt zu mir zu kommen.“

Er kam, und ich erzählte ihm von dem Knaben und dem Ananaskompott, erzählte ihm alles, alles und sagte ihm auch, daß es schön sei. Da lachte er und sagte: es sei wirklich schön. Dann stand er auf und ging fort. Er hatte im ganzen nur fünf Minuten sich aufgehalten. Verachtete er mich, oder verachtete er mich nicht? Sagen Sie es mir, Aljoscha."

Hoch aufgerichtet saß sie im Lehnstuhl; ihre Augen funkelten.

"Haben Sie diesen Menschen selbst gerufen?" fragte Aljoscha erregt.

"Ja, ich selbst."

"Sie haben ihm einen Brief geschrieben?"

"Ja, einen Brief."

"Nur um ihm die Frage wegen des Kindes vorzulegen?"

"Nein, durchaus nicht deshalb. Als er aber eintrat, fragte ich ihn sofort, wie er es finde. Er antwortete, lachte, verbeugte sich und ging."

"Dieser Mensch hat sich Ihnen gegenüber ehrenhaft benommen," sagte Aljoscha halblaut.

"Aber er hat mich verachtet, sich über mich lustig gemacht."

"Nein. Vielleicht glaubt er selbst an das Ananaskompott. Er ist selbst sehr krank, Lisa."

"Ja, er glaubt daran." Lisas Augen blitzten auf.

"Er verachtet niemanden," fuhr Aljoscha fort. "Nur glaubt er auch niemandem. Wem er aber nicht glaubt, den verachtet er."

"Dann also auch mich?"

"Auch Sie."

"Das ist gut," sagte Lisa aufs tiefste empört. "Als er lachte und fortging, empfand ich es zum erstenmal, daß es schön ist, verachtet zu werden. Auch der Knabe mit den abgeschnittenen Fingern ist schön, und auch verachtet zu werden, ist schön."

Sie sah Aljoscha starr an und lachte wie in aufblühender Erbitterung.

"Wissen Sie, Aljoscha, ich wünschte . . . Aljoscha, retten

Sie mich!“ Sie sprang vom Kollstuhl auf, stürzte zu ihm hin und umklammerte ihn krampfhaft. „Ketten Sie mich!“ entrang es sich ihren Lippen fast wie ein Stöhnen. „Kann ich denn einem einzigen Menschen in der Welt alles sagen, wie ich es Ihnen gesagt habe? Ich habe doch die ganze Wahrheit gesagt! Ich nehme mir das Leben, mich ekelte alles an! Warum lieben Sie mich denn nicht, Aljoscha!“ schloß sie verzweifelt.

„Ich liebe dich!“ erwiderte Aljoscha, und aus seinen Worten klang eine tiefe Erregung.

„Werden Sie auch über mich weinen?“

„Bestimmt!“

„Ich danke Ihnen. Nur Ihre Tränen habe ich nötig. Mögen die andern alle auf mir herumtreten mit den Füßen, alle, keinen einzigen Menschen ausgenommen. Denn ich liebe niemanden! Im Gegenteil, ich hasse alle! Gehen Sie, Aljoscha, Sie müssen eilen, zum Bruder zu kommen!“

Sie hatte sich von ihm losgerissen.

„Soll ich Sie denn so zurücklassen?“ fragte Aljoscha ganz erschrocken.

„Gehen Sie zu Ihrem Bruder; das Gefängnis wird geschlossen. Hier ist Ihr Hut! Küssen Sie Mitsja. Aber so gehen Sie doch endlich!“

Beinahe mit Gewalt schob sie Aljoscha zur Tür hinaus. Er sah noch unentschlossen und besorgt drein. Da fühlte er, wie sie ihm ein Briefchen in die Hand drückte. Unwillkürlich hob er die Hand und warf einen Blick auf den Umschlag. Er las: „Herrn Iwan Fedorowitsch Karamasoff.“ Aljoscha fuhr zusammen und warf einen Blick auf Lisa. Ihre Miene war fast drohend.

„Übergeben Sie den Brief unbedingt!“ befahl sie, während sie am ganzen Leibe zitterte. „Zun Sie es sofort! Oder ich nehme Gift! Nur deshalb habe ich Sie zu mir gerufen!“

Hestig zog sie die Tür an. Nur eine kleine Spalte blieb. Aljoscha steckte den Brief in die Tasche und ging zur Treppe,

ohne sich vorher von Frau Chochlakoff zu verabschieden. Er hatte sie ganz vergessen.

Raum hatte sich aber Aljoscha entfernt, als Lisa die Tür aufriß, ihren Finger an den Türrahmen legte und die Tür mit aller Gewalt gegen den eingeklemmten Finger schlug. Nach ungefähr zehn Minuten erweiterte sich die Spalte wieder. Sie zog die Hand zurück und ging langsam zu ihrem Rollstuhl zurück, setzte sich steif aufrecht hin und betrachtete aufmerksam ihr blaurotes, blutunterlaufenes Fingerchen und das dunkle Blut, das sie unter dem Nagel hervorgepreßt hatte. Ihre Lippen zitterten, und sie sagte leise, aber schnell vor sich hin:

„Schlecht, schlecht, schlecht, schlecht bin ich!“

4

## Die Hymne und das Geheimnis

**E**s war schon spät, als Aljoscha am Gefängnistor schellte. Die Dunkelheit brach bereits herein — die Novembertage sind ja nicht lang. Aljoscha wußte aber, daß man ihn ungehindert zu Mitja hineinlassen werde. Vorsichtsmaßregeln trifft man in unserer Stadt nicht anders als überall in der Welt. Als die Voruntersuchung noch nicht abgeschlossen war, galt es, manche Schwierigkeiten zu beseitigen, wenn man zu Mitja gelangen wollte. Mit der Zeit wurden diese Förmlichkeiten, besonders den Verwandten gegenüber, bedeutend ermäßigt, und schließlich wurden mit einigen von den Besuchern regelrechte Ausnahmen gemacht. Zuweilen fanden die Zusammenkünfte in dem dazu bestimmten Zimmer so gut wie unter vier Augen statt. Doch wurden diese Ausnahmen nur mit wenigen gemacht: mit Gruschenka, Aljoscha und Rakitin.

Gruschenka hatte es dem besonderen Wohlwollen des alten Polizeioberhauptes Michail Makarowitsch zu verdanken. Dem

Alten lagen immer noch die bitterbösen Worte, die er ihr in Mokroje ins Gesicht geschleudert hatte, schwer auf dem Gewissen. Als er später den ganzen Sachverhalt erfahren hatte, änderte er seine Meinung über sie. Und sonderbar! Zwar war er von Mitas Schuld fest überzeugt; aber er beurteilte ihn, seitdem der Verbrecher hinter Schloß und Riegel saß, viel nachsichtiger, empfand schließlich etwas wie Mitleid für ihn.

„Er war vielleicht ein herzensguter Junge,“ meinte er, „Trunk und ausschweifendes Leben haben ihn indes zu Grunde gerichtet. Jetzt ist nichts mehr zu machen!“

Den Aljoscha kannte Michail Makarowitsch schon lange und hatte ihn aufrichtig ins Herz geschlossen, und Rakitin, der mit der Zeit Mitas immer häufiger besuchte, war wieder ein guter Bekannter seiner Enkelinnen; außerdem erteilte er im Hause des Polizeiinspektors Privatstunden. Aljoscha war gleichfalls mit dem alten Inspektor gut bekannt, da jener gern mit ihm über Allwissenheit im allgemeinen sich unterhielt. Vor Iwan Fedorowitsch aber hatte der alte Herr nicht nur unermesslichen Respekt; vor ihm fürchtete er sich geradezu, besonders wegen seiner philosophischen Urteile, obwohl er selber ein großer Philosoph war — versteht sich, soweit der Verstand dazu ausreicht. Zu Aljoscha fühlte er sich unbezwinglich hingezogen. Im letzten Jahre hatte sich der Alte an die apokryphen Evangelien gemacht und war Sonntags immer ins Kloster gegangen, um seinem jungen Freunde seine Eindrücke und Gedanken mitzuteilen. Zuweilen hatte er sich mit ihm und den Priestermönchen in stundenlange Erörterungen eingelassen.

So hätte Aljoscha, wenn ihm der Aufseher den Eintritt verwehrt hätte, nur zum Inspektor gehen dürfen, um trotz der späten Stunde seinen Bruder noch zu sprechen. Zudem hatten sich alle im Gefängnis bis zum untersten Aufseher an ihn gewöhnt, und jeder sah ihn gern. Die Wache hatte natürlich nichts dagegen, wenn er nur die Erlaubnis vom Inspektor hatte. Mitas kam, wenn er gerufen wurde, stets aus seiner Zelle in den unteren Stock in den Raum, der für den Besuch bestimmt war.

Als Aljoscha eintreten wollte, stieß er fast mit Rakitin zusammen, der Mitja gerade verlassen wollte. Beide unterhielten sich laut. Mitja begleitete ihn zur Tür und lachte herzlich, Rakitin schien vor sich hin zu brummen. Besonders in der letzten Zeit war es Aljoscha aufgefallen, daß Rakitin ihn nicht gerne sah, jedenfalls vermied, mit ihm zu sprechen, und kaum seinen Gruß erwiderte. Als Rakitin jetzt Aljoscha gewahrte, runzelte er die Stirn, sah wie suchend zur Seite und tat, als sei er vollauf mit dem Zuknöpfen seines Überziehers beschäftigt, den ein warmer Pelzkragen zierte. Dann suchte er seinen Schirm.

„Daß ich nur nichts von meinen Sachen vergesse!“ brummte er, um etwas zu sagen.

„Gib nur acht, daß du von fremden Sachen nichts vergißt,“ spottete Mitja und lachte über seine Bemerkung.

Rakitin war sofort beleidigt.

„Das empfiehlt lieber deinen Karamasoff, deinen Leib-  
eigenschaftsfreunden, aber nicht Rakitin!“ brauste er auf.

„Was fehlt dir? Ich habe nur gescherzt. Pfui Teufel! So sind sie alle!“ sagte er zu Aljoscha und nickte mit dem Kopf nach Rakitin, der sich schnell entfernte. „Er hat die ganze Zeit hier geseffen, hat gelacht und ist lustig gewesen, und jetzt auf einmal: rühr mich nicht an! Für dich hatte er nicht einmal einen Gruß. Habt ihr beide euch denn ganz überworfen? Warum kommst du heute so spät? Ich habe dich vom Morgen an nicht nur erwartet, ich habe mich geradezu nach dir gesehnt. Es macht nichts. Wir können es jetzt nachholen.“

„Warum besucht er dich jetzt so oft? Hast du dich mit ihm angefreundet?“ fragte Aljoscha und wies gleichfalls mit dem Kopf nach der Tür, durch die Rakitin hinausgegangen war.

„Ich mich mit diesem Michail angefreundet? Nein, mein Lieber! Er hält mich für einen Schuft. Scherz versteht diese Art Leute nicht — das ist das Charakteristische. Ausgedörret sind ihre Herzen, leer und kahl, wie mir damals diese Gefängniswände vorkamen, als ich hergesehen wurde und zum

erstermal die Mauern sah. Doch dumm ist er durchaus nicht. Alexei, mein Kopf ist jetzt verloren!"

Er setzte sich auf die Bank nieder und zog Aljoscha neben sich nieder.

"Ja, morgen wird das Urteil gesprochen. Hast du denn wirklich alle Hoffnung verloren?" fragte Aljoscha schüchtern und mittheilig.

"Wie meinst du das?" Mitja blickte ihn seltsam fremd an. "Ach so, du sprichst vom Gericht! Zum Teufel damit! Wir haben beide bisher nur über das dumme Gericht gesprochen; über das Wichtigste habe ich geschwiegen, wenn ich mit dir zusammen war. Ja, morgen wird man über mich zu Gericht sitzen; doch deshalb sagte ich nicht: mein Kopf sei verloren. Nicht mein Kopf ist verloren, sondern was im Kopfe war, das ist verloren. Warum siehst du mich so fragend an?"

"Wovon sprichst du, Mitja?"

"Gedanken, das ist es! Ethik! Was für ein Gewächs ist eigentlich die Ethik?"

"Ethik?" fragte Aljoscha verwundert.

"Ja, es ist eine Wissenschaft, aber was für eine eigentlich?"

"Es gibt eine solche Wissenschaft, nur . . . ich kann es dir nicht so ganz erklären."

"Nakitin weiß es. Der Schuft weiß ziemlich viel. Hol ihn der Teufel! Mönch wird er jedenfalls nicht. Er spitzt sich auf Petersburg. Dort will er Kritiken schreiben, und zwar in belehrender Form. Meinen Segen hat er. Vielleicht bringt er es noch zu etwas im Leben. Darin sind diese Leute Meister. Ich aber bin verloren, Alexei! Verstehst du das, Kind Gottes? Dich liebe ich am meisten von allen in der Welt. Wenn ich dich sehe, wird mir das Herz weit. Was hat es für einen Karl Bernard gegeben?"

"Karl Bernard?" fragte Aljoscha wieder verwundert.

"Nein, nicht Karl; wie hieß doch der Kerl? Wichtig: Claude Bernard. Was ist mit dem? Etwas Chemie?"

"Es ist wahrscheinlich ein Gelehrter," meinte Aljoscha.

„Nur muß ich wieder gestehen, daß ich auch von ihm nicht viel zu sagen weiß. Der Name ist mir bekannt; er ist ein Gelehrter, aber was für einer, weiß ich nicht.“

„Dann hol ihn der Teufel, mir ist er auch fremd!“ schimpfte Mitja. „Höchstwahrscheinlich ist es ein Gauner, wie alle es sind, weiter nichts. Rakitin wird sich schon durchfressen; und ist die Spalte selbst so eng, daß kein Floh sich hindurchklemmen kann, er kriecht durch. Das ist auch so ein Bernard. Weiß der Himmel, diese Bernards vermehren sich wie die Kaninchen.“

„Was hast du heute?“ fragte Aljoscha ernst.

„Er will über meinen Prozeß einen Artikel schreiben und sich damit Eingang in die Literatur verschaffen; deswegen besucht er mich. Das hat er mir selbst gesagt. Eine Sache mit einer ganz besonderen Tendenz soll es werden, die ungefähr so lauten wird ‚Er mußte den Mord begehen, die Verhältnisse seiner Umgebung trieben ihn dazu,‘ oder so ähnlich. Das wird endlos ausgesponnen; er hat es mir selbst auseinandergesetzt. ‚Ein leiser Hauch von Sozialismus wird über dem Ganzen liegen,‘ sagt er. Hol ihn der Teufel samt seinem leisen Hauch! Iwan steht nicht bei ihm in Gunst. Rakitin haßt ihn. Für dich hat er gleichfalls nichts übrig. Ich jage ihn trotzdem nicht fort, er ist immerhin ein gescheiter Kerl. Nur einen furchtbaren Dinkel besitzt er. Als du eintratest, sagte ich ihm gerade: ‚Die Karamasofffs sind keine Schufte, sondern Philosophen; denn alle echten Russen sind Philosophen. Du aber bist kein Philosoph, soviel du auch gelernt haben magst; du bist nur ein gemeiner Kerl.‘ Er lachte so gehässig, weißt du. Da sagte ich ihm: ‚De Geschmackibus non est disputandum‘. Der Wig ist gut, nicht wahr? Wenigstens habe ich etwas Klassisches losgelassen.“

Mitja lachte.

„Aber weshalb bist du verloren? Du sagtest es vorhin,“ fragte Aljoscha.

„Weshalb verloren? Hm! Im Grunde . . . wenn man so das Ganze nimmt . . . um Gott tut es mir leid. Deshalb bin ich verloren.“

„Warum tut es dir um ihn leid?“

„Stelle dir einmal vor: Im Kopfe drinnen, das heißt im Gehirn, gibt es an den Nerven solche Schwänzchen. Sobald sie anfangen zu zappeln . . . Ich sehe zum Beispiel mit meinen Augen geradeaus, und sie fangen plötzlich an zu zittern, diese Schwänzchen meine ich . . . da erscheint auch der Gegenstand, das Bild, oder was es ist. Aber es erscheint nicht sofort. Ein Augenblick, eine Sekunde vergeht noch, und dann soll ein Moment eintreten, das heißt: kein Moment . . . der Teufel hole die Momente! . . . sondern ein Bild oder ein Gegenstand oder eine Handlung — hole sie der Teufel allesamt! — deswegen sehe und denke ich später . . . weil so ein Schwänzchen da ist und nicht weil ich eine Seele habe und Gottes Ebenbild bin. Aber das sind alles Dummheiten. Das hat mir gestern noch dieser Michail genau erklärt, und mir war dabei, als habe er mich mit Feuer übergossen. Großartig ist diese Wissenschaft! Ein neuer Mensch entsteht, soviel begreife auch ich. Aber trotzdem tut es mir leid um Gott!“

„Tut nichts, auch das ist gut,“ sagte Aljoscha.

„Daß es mir um Gott leidtut? Die Chemie rückt an, Brüderchen. Nichts zu machen, Hohehrwürden, Sie sind überflüssig; die Chemie kommt. Rakitin will nichts von Gott wissen; den kann er nicht verdauen. Gott ist bei Leuten seines Schlages der wundeste Punkt! Aber sie suchen es zu verbergen, sie lügen und verstellen sich. Ich fragte ihn: ‚Willst du das gleichfalls in deine Artikel hineinbringen?‘ — ‚Soweit man es durchläßt, ja; deutlich werde ich mich freilich nicht aussprechen dürfen.‘ Dabei lachte er. ‚Aber was ist der Mensch nach alledem?‘ frage ich ihn. ‚Ohne Gott und ohne ein Leben nach dem Tode? Da ist doch alles erlaubt?‘ — ‚Hast du das noch nicht gewußt?‘ sagt er und lacht. ‚Ein kluger Mensch‘, sagt er, ‚kann alles tun; ein kluger Mensch kann auch Krebse fangen, ohne daß ihn die Scheren kneifen. Du aber hast erschlagen und bist dabei hineingefallen. Jetzt kannst du im Gefängnis lebendig verfaulen!‘ Das sagt er mir ins Gesicht. Ein gemeiner Kerl! Solches Gefindel habe ich früher hinausgeworfen! Jetzt hört man ihnen zu. Er

spricht aber auch Gescheites und schreibt nicht schlecht. Vor einer Woche las er mir einen Artikel vor; ich habe drei Zeilen abgeschrieben. Wart, hier sind sie.“

Eilig zog Mirtja aus seiner Westentasche ein kleines Papier und las:

„Um dieses Problem zu lösen und seinen abstrakten Sinn richtig zu erfassen, ist die erste Bedingung, daß man seine Persönlichkeit der ganzen Wirklichkeit gerade entgegengesetzt.“ Begreifst du etwas davon?“

„Nein,“ sagte Aljoscha. Er beobachtete scharf seinen Bruder und hörte ihm aufmerksam zu.

„Ich auch nicht. Dunkel und unklar ist es, dafür aber flug. ‚Alle schreiben so‘, sagte er; ‚das Milieu hat sich bereits herausgebildet.‘ Sie fürchten eben, die Kollegen könnten ihren Stil nicht flug genug finden. Auch Gedichte schreibt der Kerl. Denk dir nur, er hat Frau Chochlakoffs Füßchen besungen, haha!“

„Ich weiß,“ sagte Aljoscha.

„So? Kennst du das Gedicht?“

„Das Gedicht selbst habe ich nicht gehört.“

„Ich habe es hier und will es dir vorlesen. Du weißt noch nicht alles; es ist eine ganze Geschichte. Der Lump! Vor drei Wochen läßt er es sich mit einemmal einfallen, mich zu foppen. ‚Da bist du wegen der elenden Dreitausend verkauft und verraten,‘ sagt er; ‚ich verschaffe mir indes hundertfünfzigtausend, heirate hier eine kleine Witwe und kaufe mir in Petersburg ein großes Haus von Stein.‘ Und er erzählt mir, daß er der Chochlakoff den Hof macht, die von Kind auf keinen Verstand gehabt und ihn mit vierzig Jahren vollends eingebüßt habe. Das sind seine eigenen Worte. ‚Sie ist fabelhaft gefühlvoll,‘ sagt er, ‚das wird mir zustatten kommen. Ich heirate sie, nehme sie mit nach Petersburg und gebe dort eine Zeitung heraus.‘ Dabei läuft ihm in gemeiner Lüsterheit das Wasser im Mund zusammen — nicht nach der Chochlakoff, sondern nach den Hundertfünfzigtausend. Täglich kam er her und prahlte: es mache sich famos; sie ergibt sich,“ sagte er freudestrahlend. Da wird er plötzlich vor

die Thür gesetzt. Perchotin hat ihn aus dem Sattel gehoben! Großartig hat er es gemacht! Ich möchte die kleine Witwe am liebsten zehnmal dafür abküssen, daß sie ihn vor die Thür gesetzt hat. Kurz vorher war er zu mir gekommen, um mir das Gedicht vorzulesen. ‚Zum erstenmal beschnuze ich meine Hände,‘ sagt er, ‚und schreibe ein Gedicht — um sie zu zaubern, also zu einem guten Zwecke. Habe ich der Gans erst das Kapital abgenommen, kann ich später der Allgemeinheit sehr nützen.‘ Dieses Paß hat doch für jede Gemeinheit eine Rechtfertigung! Besser als deinem Puschkin ist mir das Gedicht geraten,‘ sagt er; ‚denn es ist mir gelungen, in einem verrückten Gedicht ein allgemeines Unglück zu besingen. Wie Rakitin stolz auf sein Gedicht war! Eine Eigenliebe besitzen diese Kerle! Solch ein Dünkel ist nicht leicht zu finden. Als Überschrift hat er sich ausgedacht: ‚Zur Heilung des kranken Füßchens meines Objectes‘. Nichts zu sagen, ein kühner Mann. Höre jetzt:

Es war einmal ein kleiner Fuß,  
 der eines Tags erkrankte;  
 der Arzt kommt jeden Tag ins Haus —  
 der Fuß es ihm nicht dankte  
 — er wurde nämlich nicht gesund.

Doch mag es damit sein, wie's will,  
 ich will darob nicht trauern;  
 mir tut es nur ums Köpfschen leid.  
 Den Fuß mag Puschkin bedauern.  
 — Er wurde nämlich nicht gesund.

Das Köpfschen wollte grad verflehn,  
 da kam das Füßchen und störte.  
 Ach, wollte es nur wieder gehn,  
 damit das Köpfschen mich hörte!  
 — Sonst wär es wirklich gar zu dumm.

Ein Lump ist der Kerl, ein geborener Lump! Doch hat er sich ganz flott auszudrücken verstanden. Sogar seinen Kummer über das schwache Köpfschen hat er hineingebracht. Und aus dem ‚Ach!‘ hört man deutlich seine ganze Sehnsucht heraus, nach Petersburg zu kommen. Aber er war wütend, daß sie ihn vor die Thür gesetzt hatte! Noch hier knirschte er vor Wut!“

„Er hat sich schon gerächt,“ sagte Aljoscha. „Er hat nämlich einen Bericht an die „Gerüchte“ eingesandt, in dem er über sie herzieht.“

In kurzen Worten gab Aljoscha den Inhalt des Artikels in Petersburger Blatt wieder.

„Das kann freilich nur Rakitin getan haben!“ sagte Mitja finster und nagte an der Unterlippe. „Das gleicht einmal wieder so recht diesem Rakitin! Solche Berichte . . . ich weiß, wieviel Sonderbares geschrieben wird . . . auch über Gruscha und über Katja! Hm!“

Er stand auf und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Mitja, ich kann heute nicht lange bei dir bleiben,“ sagte Aljoscha nach kurzem Schweigen. „Morgen ist ein unheimlich wichtiger Tag für dich. Gottes Gericht wird sich morgen an dir vollziehen. Und anstatt Ernstes zu reden, sprichst du weiß Gott wovon. Das wundert mich.“

„Wundere dich nicht,“ unterbrach ihn Mitja. „Was soll ich denn immer wieder von diesem stinkenden Hunde reden? Haben wir noch nicht genug über den Mörder gesprochen? Ich will nichts mehr von diesem Sohn des Idioten hören! Gott wird ihn totschlagen, das wirst du sehen. Schweig!“

Er trat dicht zu Aljoscha und plötzlich küßte er ihn. Seine Augen glühten.

„Rakitin würde mich nicht verstehen,“ fuhr er mit Begeisterung fort. „Doch du wirst es. Deswegen habe ich mich auch nach dir gesehnt. Schon lange wollte ich dir hier zwischen diesen nackten Wänden so viel sagen. Bis jetzt habe ich das Wichtigste verschwiegen. Immer wenn ich davon anfangen wollte, war mir, als sei die rechte Zeit noch nicht gekommen. So habe ich unbewußt bis zur letzten Stunde gewartet, um dir meine Seele aufzutun. Aljoscha, ich habe in diesen letzten beiden Monaten einen neuen Menschen in mir entdeckt, ein neuer Mensch ist in mir auferstanden! Dieser Mensch war immer in mir verborgen. Nie wäre es mir zum Bewußtsein gekommen, daß ich ihn in mir trug, wenn nicht Gott dieses Unwetter über mich geschickt hätte. Unheimlich lang ist das Leben! Aber was liegt daran, daß ich dort in den sibirischen

Bergwerken mit dem Hammer klopfen werde. Das schreckt mich jetzt nicht mehr. Etwas ganz anderes fürchte ich, und das ist meine einzige, große Angst: Daß der in mir erstandene Mensch mich wieder verlassen könnte! Man kann auch dort in den Erzgruben unter der Erde neben sich in genau demselben Zwangsarbeiter und Mörder ein menschliches Herz finden und kann ihm dort näher treten; denn auch dort kann man leben, lieben und leiden. In einem solchen Zwangsarbeiter kann man das erfrorene Herz wieder beleben; jahrelang kann man ihn pflegen. Einmal wird man doch die Seele aus der dunklen Höhle emporziehen, und dann wird er ein veredelter Mensch mit der Gesinnung eines Märtyrers. So kann man Engel auferstehen lassen und Helden wieder ins Leben rufen! Ihrer gibt es so viele unter der Erde, hunderte, und allen sind wir verschuldet. Warum träumte mir in jener Stunde vom Kindichen? Warum ist das Kindichen arm? Das war eine Prophezeiung. Für das Kindichen gehe ich hin. Denn alle sind allen verschuldet. Überall gibt es solche Kindichen. So gehe ich für alle; denn irgend jemand muß doch für alle geben. Ich habe meinen Vater nicht erschlagen; aber ich muß hingehen. Ich nehme es auf mich. Das alles ist mir erst hier aufgegangen, hier zwischen den nackten Wänden. Ihrer aber gibt es viele; zu hunderten sind sie dort unter der Erde, und alle haben sie eine Hacke in der Hand. Wir werden in Ketten sein und keinen freien Willen haben. Doch in unserem großen Leid werden wir zur Freude auferstehen, ohne die es keinem Menschen möglich ist zu leben; ebensowenig wie Gott ohne sie sein kann. Denn Gott schenkt die große Freude, das ist sein großes Vorrecht. Wie soll ich unter der Erde ohne Gott leben? Rakitin lügt; wenn man Gott von der Erde vertreibt, so werden wir ihn unter der Erde willkommen heißen! Ein unterirdischer Zwangsarbeiter kann nicht ohne Gott auskommen, viel weniger als ein Nichtzwangsarbeiter. Dann werden wir unterirdischen Sträflinge dort in den Schächten Sibiriens aus dem Eingeweide der Erde unserm Gott eine Hymne singen, unter der Erde hervor

unserm Gott, bei dem die Freude ist. Es lebe Gott, und es lebe deine Freude! Ich liebe dich, Gott!“

Wie ein Sturzbach sprudelten die Worte Mitja über die Lippen. Er war erblaßt, seine Lippen zuckten, und seinen Augen entrollten die Tränen.

„Das Leben ist groß, und voll und gewaltig ist es; Leben ist auch unter der Erde!“ fuhr er begeistert fort. „Du kannst dir gar nicht denken, wie ich jetzt leben will, Alexei, wie ich lechze nach Leben und Erkennen, wie das Verlangen gerade zwischen diesen nackten Wänden in mir erwacht ist! Rakitin begreift es nicht; er will nur ein Haus bauen und Wohnungen vermieten. Ich aber habe auf dich gewartet, um es dir zu sagen. Und was ist das Leiden? Ich fürchte es nicht, und sollte es auch unermesslich sein. Jetzt fürchte ich es nicht; früher fürchtete ich es. Ich werde morgen vor Gericht vielleicht gar nicht antworten. Jetzt habe ich soviel von dieser Kraft in mir, daß ich alles bestiegen, alles überwinden werde, alles Leid, um mir immer wieder sagen zu können: Ich bin! Wenn ich mich auch auf der Folterbank krümme — ich bin! Und wenn ich auch angeschmiedet bin, so lebe ich doch, sehe ich doch die Sonne, oder wenn ich sie nicht sehe, so weiß ich doch, daß sie da ist. Schon wissen, daß die Sonne ist — bedeutet ein ganzes Leben. Und ich sollte mich quälen mit den verschiedenen Philosophen? Hol' sie der Teufel! Bruder Iwan . . .“

„Was wolltest du von Iwan sagen?“ fragte Aljoscha hastig, doch Mitja überhörte die Frage ganz.

„Früher wußte ich nichts von all diesen Zweifeln, aber es war doch schon alles in mir. Vielleicht wühlten deshalb in mir diese unbewußten Gedanken, trank ich, schlug mich herum und stürmte. Um sie in mir zum Schweigen zu bringen, um sie zu ersticken, deshalb tobte ich. Iwan ist nicht wie Rakitin; er ist der Träger eines großen Gedankens. Iwan gleicht der Sphinx; er schweigt immer zu allem. Mich aber quält Gott und nur Gott. Was dann, wenn er nicht ist? Wenn Rakitin recht hat, daß er nur ein künstlicher Begriff in der Menschheit ist? Wenn er nicht ist, dann ist der Mensch der Herr der Erde. Großartig! Wie aber wird er tugendhaft sein ohne

Gott? Über diese Frage komme ich nicht hinweg. Denn wen wird dieser Mensch ohne Gott noch lieben? Wem wird er dankbar sein? Wem ein Lied darbringen? Rakitin lacht. Nach ihm kann man die Menschheit auch ohne Gott lieben. Dieser dumme Junge kann viel behaupten. So etwas ist mir unverständlich. Rakitin nimmt es leicht mit dem Leben. ‚Bemühe dich lieber um die Zunahme der bürgerlichen Rechte der Menschen,‘ sagte er mir heute, ‚oder meinetwegen auch nur darum, daß der Preis des Rindfleisches nicht steigt. Damit wirst du der Menschheit einfacher und unmittelbarer eine Liebe erweisen, als mit Philosophien.‘ Da wurde ich wütend. ‚Du wirst ohne Gott,‘ sagte ich ihm, ‚noch den Preis des Rindfleisches erhöhen, wenn es nur in deiner Macht steht, wirst womöglich einen Rubel auf jede Kopeke aufschlagen.‘ Er ärgerte sich. Was ist Tugend? Beantworte mir diese Frage, Alerei. Ich habe eine Tugend, und der Chinese hat eine andere; folglich ist es ein wandelbares Ding. Eine hinterlistige Frage! Verlauche mich nicht, wenn ich dir sage, daß ich ihretwegen zwei Nächte nicht geschlafen habe. Ich wundere mich jetzt nur noch über eines: wie die Menschen so leben können, ohne darüber nachzudenken. Wie beschäftigt sie alle sind! Iwan hat keinen Gott. Er hat einen Gedanken. Das ist zu hoch für mich. Doch er schweigt. Ich glaube, er ist Freimaurer. Ich habe ihn gefragt — er schweigt. Aus seinem Brunnen wollte ich einen Schluck Wasser trinken — er schweigt. Nur ein einziges Mal sprach er ein Wort.“

„Was sagte er?“ fragte Aljoscha begierig.

„Ich fragte ihn: ‚Dann ist alles erlaubt, wenn es sich so verhält?‘ Er runzelte die Stirn. ‚Fedor Fedorowitsch, unser Vater, war ein verkommener Mensch, aber er dachte ganz richtig.‘ Das war alles, was er auf meine Frage zu antworten für gut befand. Mehr habe ich nicht von ihm gehört. Es war immer noch anständiger als Rakitins Reden.“

„Ja,“ bestätigte Aljoscha bitter. „Wann war er bei dir?“

„Davon später; jetzt noch von etwas anderem. Über Iwan habe ich dir bis jetzt fast nichts gesagt. Immer habe ich es

bis zur letzten Stunde hinausgeschoben. Wenn diese Sache ein Ende hat und mein Urteil gesprochen ist, erzähle ich dir alles. Es handelt sich hier um etwas Besonderes. Du sollst mein Richter sein in dieser Frage. Jetzt fange lieber nicht an davon. — Du redest vom Gericht morgen; ich weiß nichts von alledem.“

„Hast du mit dem Advokaten gesprochen?“

„Ach was, Advokat! Ich habe mit ihm von allem gesprochen. Ein geriebener Schurke ist er, so ein großstädtischer. Nur glaubt er mir nicht für eine halbe Kopeke. Er glaubt, daß ich erschlagen habe. Ich weiß schon, was er glaubt, sei unbesorgt. Warum verteidigen Sie mich,“ fragte ich ihn, „wenn Sie mich für schuldig halten?“ Auch einen Doktor hat man verschrieben; man will mich für verrückt erklären. Das erlaube ich nicht! Katerina Iwanowna will ihre Pflicht und Schuldigkeit bis zum Schluß erfüllen. Etwas gewaltsam!“ Mitja lächelte bitter. „Die Katja! Ein grausames Herz! Sie weiß, daß ich damals in Mokroje gesagt habe, sie sei ein Weib, das gewaltigen Zornes fähig ist! Das hat man ihr wiedererzählt. Ja, die Aussagen gegen mich haben sich vermehrt wie der Sand am Meere. Grigori bleibt bei der offenen Tür. Er ist ein ehrlicher Mensch, aber ein Dummkopf. Viele Menschen sind nur deshalb ehrlich, weil sie dumm sind. Das ist ein Ausspruch von Rakitin. Grigori ist mein Feind. Von manchem Menschen gilt es, daß es vorteilhafter ist, ihn zum Feinde als zum Freunde zu haben. Das gilt von Katerina Iwanowna. Nichts fürchte ich so, als daß sie morgen von der Verbeugung bis zur Erde nach dem Empfang der Viertausendfünfhundert erzählen wird. Bis zum letzten Tropfen wird sie mir heimzahlen. Ich will ihr Opfer nicht! Beschämen wollen sie mich vor Gericht! Wie werde ich es aushalten! Bitte sie, Aljoscha, daß sie nur dies eine nicht aus sagt! Oder geht es nicht? Dann werde ich es eben aushalten! Sie tut mir nicht leid; will sie es doch so haben. Nicht umsonst leidet der Dieb Qualen.“ Wieder zog ein bitteres Lächeln über sein Gesicht. „Nur Gruscha, o Gott! Warum hat sie denn diese Qual auf sich genommen?“ rief er plötzlich mit Tränen

in den Augen. „Der Gedanke an Gruscha tötet mich! Sie war heute bei mir!“

„Sie hat es mir erzählt. Du hast sie sehr gekränkt.“

„Ich weiß. Hol mich der Teufel, daß ich ein solches Wesen habe! Ich wurde eifersüchtig. Als sie fortging, bereute ich es und küßte sie. Um Verzeihung bat ich nicht.“

„Warum hast du es nicht getan?“ fragte Aljoscha vorwurfsvoll.

Mitja lachte hell auf.

„Behüte dich Gott davor, mein lieber Junge, daß du jemals wegen einer Schuld das geliebte Weib um Verzeihung bittest. Denn das Weib ist — weiß der Teufel, was es ist, aber ich kenne sie gründlich. Versuche einmal, deine Schuld einzugestehen: es war schlecht von mir, vergib, verzeih! Dann hagelt es Vorwürfe. Unter keiner Bedingung wird sie ohne weiteres und sofort verzeihen; sie wird dich tief demütigen, wird dir alles erzählen, selbst das, was gar nicht gewesen ist; wird alles hervorscharren, nichts vergessen, vielmehr noch manches von sich hinzutun, und erst dann wird sie verzeihen. Aber das ist noch die Beste von allen. Das Letzte wird sie dir noch abschaben und dann alles über dein armes Haupt ausschütten. Eine solche Lust am Menschenschinden steckt in allen ohne Ausnahme, in diesen Engeln, ohne die wir nicht leben können. Ich sage es dir aufrichtig und überzeugt: Jeder anständige Mann muß sich unter dem Pantoffel eines Weibes befinden. Der Mann muß großmütig sein; das erniedrigt ihn nicht, selbst einen Helden, einen Cäsar nicht. Um Verzeihung bitte trotzdem niemals und um keinen Preis. Behalte diese Lehre! Das sagt dir dein Bruder Mitja, der sich um der Weiber willen zugrunde gerichtet hat. Ich werde ihr, ohne sie um Verzeihung zu bitten, lieber etwas recht Gutes tun. Ich bete sie an! Wenn sie vor mir steht, Alexei, überkommt es mich immer wie Andacht. Sie sieht es nur nicht. Es ist immer noch zu wenig Liebe für sie! Und wie sie mich quält! Mit ihrer Liebe quält sie mich. Früher quälten mich ihre Launen. Jetzt aber habe ich ihre Seele in meine aufgenommen und bin durch sie zum Menschen geworden. Wird man uns

auch trauen? Sonst sterbe ich vor Eifersucht. Jeden Tag sehe ich ein neues Gespenst. Was hat sie dir über mich gesagt?"

Mjoscha erzählte alles, was Gruschenka ihm erzählt hatte. Mitja hörte gespannt zu, fragte vieles zweimal und war schließlich zufrieden.

„So ärgert sie sich nicht darüber, daß ich eifersüchtig war?“ fragte er erfreut. „Ein echtes Weib! ‚Ich habe selbst ein grausames Herz.‘ Wie ich die Menschen liebe mit solchem Herzen! Aber man darf nicht eifersüchtig auf mich sein; das erlaube ich nicht. Wir werden uns zanken, aber lieben werde ich sie unendlich! Wird man uns auch trauen? Werden Zwangsarbeiter auch getraut? Ohne sie kann ich nicht leben.“

Mitja ging finster hin und her. Es war schon fast ganz dunkel im Zimmer. Plötzlich wurde er eigentümlich unruhig und ängstlich.

„Ein Geheimnis hätten wir, sagte sie? Alle drei sollen wir uns gegen sie verschworen haben? Und Katja soll dahinter stecken? Nein, das ist es nicht, Gruschenka. Hierin hast du dich getäuscht. Mjoscha, Liebling, ich werde dir unser Geheimnis mitteilen; mag daraus werden, was will.“

Er blieb stehen, sah sich nach allen Seiten um und trat dann schnell dicht an Mjoscha heran, der nicht weit von ihm stand, und flüsterte mit geheimnisvoller Stimme ganz leise, obgleich niemand sie hören konnte. Der alte Aufseher schlief in der Ecke auf der Bank, und bis zu den wachhabenden Soldaten vermochte kein Laut zu dringen.

„Ich will dir unser Geheimnis aufdecken!“ flüsterte er hastig. „Anfangs wollte ich es später tun, wenn das Urteil gesprochen ist. Wie könnte ich mich ohne deine Zustimmung zu etwas entschließen? Du bist mir alles. Iwan steht zwar höher als wir; aber du bist mein Schutzgeist. Was du sagst, werde ich tun. Vielleicht bist du der Höherstehende und nicht Iwan. Hier handelt es sich um eine Gewissenssache, um einen Beschluß von solcher Wichtigkeit, daß ich selbst nie damit zurechtkommen werde. So habe ich es hinausgeschoben, bis du entscheidest. Außerdem ist es noch zu früh, man muß das Urteil abwarten. Werde ich verurteilt, dann entscheide du.“

Jetzt entscheide noch nicht, wenngleich du alles erfahren wirst. Höre und schweige. Keine Frage, keine Bewegung! Bist du damit einverstanden? Aber wohin soll ich mit deinen Augen? Ich fürchte, daß deine Augen das Urteil sprechen werden, selbst wenn du schweigst. Höre, Aljoscha: Iwan schlägt mir vor zu entfliehen. Alles ist vorgesehen; es kann ohne Hindernis vonstatten gehen. Nach Amerika mit Gruscha! Ohne sie kann ich nicht leben! Wenn man sie in Sibirien nicht zu mir läßt? Werden Zwangsarbeiter getraut? Iwan sagt: Nein. Aber was werde ich ohne Gruschenka dort unter der Erde mit dem Hammer machen? Ich werde mir mit diesem Hammer den Schädel einschlagen! Andererseits — das Gewissen? Ich bin doch vor dem Leiden geflohen! Mir wurde ein Fingerzeig Gottes — ich folgte ihm nicht. Mir wurde ein Weg zur Läuterung gezeigt — ich betrat ihn nicht. Iwan sagt: man könne in Amerika mit guten Vorsätzen mehr Nutzen stiften als unter der Erde. Aber wo wird dann unser unterirdischer Gesang zu Gott emporgesungen werden? Was ist denn Amerika — wieder nichts anderes als die eitle Sorge um Erwerb. Es gibt doch auch viele Schurken in Amerika. Und ich bin vor der Kreuzigung fortgelaufen! Ich sage es dir, weil außer dir niemand mich versteht. Den anderen sind es krankhafte Hirngespinnste, was ich von dem unterirdischen Gesang gesagt habe. Man sagt: ich sei verrückt geworden oder ein Esel. Aber ich bin weder das eine noch das andere. Auch Iwan versteht mich recht wohl, aber er antwortet nicht darauf, er schweigt. Sprich nicht! Ich sehe doch, was deine Augen sagen. Du hast bereits entschieden! Habe Erbarmen mit mir, ich kann ohne Gruscha nicht leben. Warte, bis das Urteil gesprochen ist.“

Mitja sprach flehend wie ein Bahnsinniger. Mit beiden Händen hielt er Aljoscha an den Schultern gepackt, fest wie mit Klammern, und sein gleichsam brennender Blick hing bittend an den Augen des Bruders.

„Werden Zwangsarbeiter getraut?“ wiederholte er zum drittenmal angstvoll seine Frage.

Aljoschas Herz klopfte stark, und er hörte ihm in ungewöhnlicher Spannung zu.

„Sage mir nur: Besteht Iwan sehr darauf?“ fragte er stockend. „Und geht der Plan von ihm aus?“

„Er hat ihn ausgedacht und besteht darauf. Anfangs kam er gar nicht zu mir. Vor einer Woche ungefähr stellte er sich auf einmal bei mir ein und begann gleich damit. Er besteht unglaublich hartnäckig darauf. An meiner Zustimmung zweifelt er nicht, obwohl ich auch ihm mein ganzes Herz aufgedeckt habe. Er hat mir alles erklärt, wie er es machen wird; bis ins einzelne hat er sich erkundigt. Doch davon später. Geradezu krankhaft ist sein Drängen. Die Hauptsache dabei ist natürlich das Geld. Zehntausend will er für die Flucht und zwanzigtausend für Amerika geben. Für zehntausend, sagt er, wird die Flucht ohne Schwierigkeit gelingen.“

„Und er hat befohlen, daß mir nichts davon gesagt werde?“ fragte Aljoscha nochmals.

„Keinem Menschen ein Wort, vor allem aber dir nicht, unter keiner Bedingung! Er fürchtet wahrscheinlich, daß du wie das Gewissen vor mir stehen werdest. Sag es ihm nicht wieder, daß ich es dir mitgeteilt habe. Sage es ihm nicht!“

„Du hast recht; man muß das Urteil des Gerichtes abwarten und dann entscheiden. Du wirst es nach dem Urteil selber tun; denn du wirst einen neuen Menschen in dir finden, der für dich entscheiden wird.“

„Einen neuen Menschen oder einen Bernard, und der wird wie ein Bernard entscheiden. Ich selbst bin anscheinend ein verächtlicher Bernard!“ sagte Mitja mit bitterem Lächeln.

„Hast du keine Hoffnung mehr, dich morgen rechtfertigen zu können?“

Mitja zuckte die Schultern und schüttelte verneinend den Kopf.

„Es ist Zeit, daß du gehst!“ sagte er plötzlich, als wolle er ihn schnell fortkhaben. „Der Aufseher auf dem Hof hat schon gerufen; er wird gleich kommen. Es ist spät. Wir wollen die Ordnung nicht stören. Umarme mich rasch, küsse

mich, segne mich, Liebling, damit ich morgen das Kreuz tragen kann.“

Sie umarmten und küßten sich.

„Iwan will mir“, begann Mitja wieder, „zur Flucht verhelfen; aber er glaubt, daß ich den Vater erschlagen habe!“

Ein spöttisches, bitteres Lächeln erschien auf seinen Lippen.

„Hast du ihn gefragt, ob er es glaubt?“ fragte Aljoscha.

„Gefragt habe ich ihn nicht, ich wollte ihn fragen; doch die Kraft reichte nicht aus dazu. Es bleibt sich übrigens gleich. Ich sehe es in seinen Augen. Lebe wohl!“

Nochmals küßten sie sich, und Aljoscha ging schon aus dem Zimmer, als Mitja ihn zurückrief.

„Stell dich vor mich und sieh mich an.“

Wieder faßte er ihn mit beiden Händen an den Schultern. Sein Gesicht wurde unheimlich blaß, so daß es selbst im Dunkeln entsetzlich anzusehen war. Die Lippen verzerrten sich, und der Blick bohrte sich starr in Aljoschas Augen.

„Sage mir die volle Wahrheit, Aljoscha, wie Gott dem Herrn: Glaubst du, daß ich der Mörder bin oder nicht? Die Wahrheit sage! Lüge nicht!“ schrie er in seiner Verzweiflung auf.

Aljoscha war, als schwanke er unter dem Händedruck seines Bruders, und über sein Herz, das fühlte er, glitt etwas Scharfes, Spikes.

„Was tust du? Laß gut sein, genug!“ stammelte er wie geistesabwesend.

„Die Wahrheit! Die Wahrheit! Lüge nicht!“

„Keinen Augenblick habe ich geglaubt, daß du der Mörder bist!“ stieß Aljoscha fast atemlos hervor und erhob die rechte Hand, als wolle er Gott zum Zeugen für seine Worte anrufen.

Wie Seligkeit breitete es sich über Mitjas Gesicht.

„Ich danke dir“, sagte er langsam, als atme er nach einer Ohnmacht auf. „Du hast mich von den Toten auferweckt. Bis zu dieser Stunde habe ich mich gefürchtet, dich zu fragen. Geh jetzt! Gestärkt hast du mich für morgen. Gott segne dich

dafür! Jetzt geh . . . und liebe Iwan!“ entrang es sich Mitja als letztes Wort.

Als Aljoscha ihn verließ, stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Ein solches Mißtrauen bei Mitja, solch ein Argwohn, so wenig Vertrauen selbst zu ihm, Aljoscha — vor seinen Augen tat sich ein bodenloser Abgrund aussichtsloser Verzweiflung und unfassbaren Leides in der Seele seines unglücklichen Bruders auf, wie er ihn nie für möglich gehalten hätte. Tiefes Mitleid ergriff ihn. Sein Herz glaubte er zerrissen, so weh tat es ihm. „Liebe Iwan!“ klang es ihm wieder in den Ohren. Ja, er ging schon zu Iwan. Schon seit dem Morgen wollte er zu ihm. Der machte ihm nicht weniger Sorgen, jetzt aber nach allem, was Mitja ihm gesagt hatte, mehr als je.

5

## Nicht du, nicht du

**A**uf dem Wege zu Iwan kam er an dem Hause vorüber, wo Katerina Iwanowna wohnte. Die Fenster waren erleuchtet. Aljoscha blieb stehen, dachte eine Weile nach und beschloß einzutreten. Seit einer Woche hatte er Katerina Iwanowna nicht gesehen. Jetzt sagte er sich: er werde jedenfalls Iwan bei ihr antreffen, zumal es der Vorabend des entscheidenden Tages war.

Als er unten geschellt hatte und in den Treppenraum trat, der durch eine Ampel nur matt erleuchtet war, bemerkte er, daß ein Herr die Treppe herunterstieg. Beim Näherkommen erkannte er seinen Bruder Iwan. Dieser verließ also schon Katerina Iwanowna.

„Du bist es nur,“ sagte Iwan Fedorowitsch trocken.  
„Gehst du zu ihr?“

„Ja.“

„Ich würde es dir nicht raten, sie ist erregt, und du würdest sie noch mehr erregen.“

„Nein, nein,“ rief eine Stimme über ihnen. Katerina Iwanowna hatte soeben die Thür geöffnet. „Alexei Fedorowitsch, kommen Sie von ihm?“

„Ja, ich war bei ihm.“

„Hat er Sie zu mir geschickt, um mir etwas sagen zu lassen? Treten Sie ein, Aljoscha, und auch Sie, Iwan Fedorowitsch, kommen Sie unbedingt zurück! Hören Sie?“

Katjas Stimme hatte so befehlend geklungen, daß Iwan Fedorowitsch nach sekundenlangem Zögern sich entschloß, wieder hinaufzugehen, zusammen mit Aljoscha.

„Sie hat gehorcht!“ brummte er verdrießlich vor sich hin; Aljoscha hörte es aber doch.

„Sie gestatten, daß ich den Mantel anbehalte,“ sagte er beim Eintreten. „Nur auf eine Minute bin ich heraufgekommen; ich werde mich gar nicht erst setzen.“

„Setzen Sie sich, Alexei Fedorowitsch,“ forderte Katerina Iwanowna auf, obgleich sie selbst stehen blieb. Sie hatte sich in der Zwischenzeit wenig verändert; nur ihre dunklen Augen glühten drohend. Aljoscha erinnerte sich in späterer Zeit, daß sie an jenem Abend sehr böse gewesen war.

„Was läßt er mir sagen?“

„Nur das eine,“ sagte Aljoscha und blickte ihr offen ins Gesicht; „er bittet Sie, sich zu schonen und morgen vor Gericht nichts von dem“ — er stockte ein wenig — „zu sagen, was früher zwischen Ihnen vorgefallen ist, in der Zeit Ihrer ersten Bekanntschaft.“

„Ach so, Sie meinen die Verbeugung damals für das Geld!“ fiel sie ihm ins Wort und lachte. „Fürchtet er für sich oder für mich? Er hat also gesagt, ich solle schonen — wen schonen? Ihn oder mich? Sagen Sie es doch, Alexei Fedorowitsch.“

Aljoscha sah sie forschend an. Er verstand sie nicht.

„Sowohl sich selbst wie auch ihn,“ sagte er leise.

„So, so!“ bemerkte sie boshaft. Doch plötzlich erröthete sie heiß.

„Sie kennen mich noch nicht, Alexei Fedorowitsch,“ sagte sie drohend, „aber auch ich kenne mich noch nicht ganz. Vielleicht werden Sie mich morgen nach dem Zeugenverhör mit den Füßen zertreten wollen.“

„Sie sagen auf Treu und Gewissen aus,“ erwiderte Aljoscha; „außer der Wahrheit ist nichts nötig.“

„Ein Weib ist häufig unwahr,“ sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen. „Noch vor einer Stunde wollte es mir schrecklich erscheinen, das Ungeheuer zu berühren, als sei es ein Scheusal; und doch ist er noch ein Mensch für mich! Hat er denn überhaupt erschlagen? Hat er es getan?“ wandte sie sich in höchster Erregung an Iwan Fedorowitsch.

Aljoscha begriff sofort, daß sie dieselbe Frage vielleicht noch vor zwei Minuten an Iwan gerichtet hatte, nicht zum erstenmal, sondern zum hundertstenmal, und daß sein Bruder deswegen fortgegangen.

„Ich war bei Smerdjakoff,“ fuhr sie fort und sah Iwan starr ins Gesicht. „Du hast mich überzeugt, daß Mitsja der Mörder ist, und dir habe ich geglaubt!“

Iwan lächelte. Es war, als erzwingt er dieses Lächeln mit aller Kraft. Aljoscha war bei dem unerwarteten Du zusammengezuckt. Diese Beziehungen zwischen den beiden hatte er nicht geahnt.

„Ich glaube, es ist jetzt genug,“ sagte Iwan kurz. „Ich gehe. Morgen komme ich wieder.“

Damit verließ er das Zimmer und ging hinaus.

Krampfhaft ergriff Katerina Iwanowna Aljoschas Hände. Etwas Befehlendes lag in ihren Worten und Bewegungen.

„Gehen Sie ihm nach! Holen Sie ihn ein! Lassen Sie ihn keinen Augenblick allein!“ flüsterte sie ihm erregt zu. „Er ist wahnsinnig. Sie wissen noch nicht, daß er wahnsinnig ist? Er hat das Nervenfieber, wie mir der Doktor gesagt hat. Laufen Sie ihm nach!“

Aljoscha verließ sie sofort und eilte seinem Bruder nach. Iwan Fedorowitsch war kaum fünfzig Schritte gegangen.

Er blieb plötzlich stehen und wandte sich hastig um, als er bemerkte, daß Aljoscha ihm nachlief.

„Was willst du?“ fuhr er ihn heftig an. „Sie hat dir befohlen, mir nachzulaufen, weil ich verrückt bin. Ich kenne das schon auswendig,“ fügte er gereizt hinzu.

„Darin täuscht sie sich. Aber in einem anderen Punkte hat sie recht: Du bist wirklich krank,“ sagte Aljoscha. „Ich habe dein Gesicht genau bei dir beobachtet; du siehst sehr krank aus, Iwan, und bist es auch.“

Iwan ging immer weiter. Aljoscha folgte ihm.

„Weißt du, Alexei Fedorowitsch, wie es ist, wenn man verrückt wird?“ fragte nach einer Weile Iwan mit leiser, nicht mehr gereizter Stimme, aus der die treuherzigste Neugier herausklang.

„Nein. Ich nehme an, daß es sehr verschiedene Arten von Wahnsinn gibt.“

„Kann man an sich selbst beobachten, wie man verrückt wird?“

„Das glaube ich nicht.“ Aljoscha wunderte sich.

Eine Weile schwieg Iwan.

„Wenn du mit mir sprechen willst, wähle dir ein anderes Thema,“ sagte er plötzlich.

„Um es nicht zu vergessen: Hier ist ein Brief für dich,“ sagte Aljoscha, zog Lisas Brief aus der Tasche und reichte ihn dem Bruder. Sie näherten sich einer Laterne. Iwan erkannte sofort die Handschrift.

„Ach, von dem Teufelchen!“ sagte er mit boshaftem Auf-lachen, zerriß uneröffnet den Brief und zerstreute die Teile in den Wind.

„Noch keine sechzehn Jahre und bietet sich schon an,“ sagte er verächtlich im Weitergehen.

„Sie bietet sich an? Wie meinst du das?“ fragte Aljoscha erstaunt.

„Man weiß doch, wie verlorene Frauen sich anbieten.“

„Was fällt dir ein, Iwan? Du beleidigst ein Kind!“ verteidigte Aljoscha eifrig und traurig zugleich. „Sie ist krank, sehr krank, vielleicht dem Wahnsinn nahe. Den Brief

mußte ich dir geben. Ich wollte von dir noch etwas Näheres hören, um sie zu retten."

"Von mir wirst du nichts hören. Wenn sie ein Kind ist, bin ich nicht ihre Amme. Sprich nicht mehr davon, Aljoscha. An sie denke ich überhaupt nicht."

Wieder schwiegen beide.

"Die ganze Nacht betet sie zur Gottesmutter, daß diese sie erleuchte, wie sie morgen vor Gericht aussagen soll," begann Iwan von neuem in spöttischem Ton.

"Du sprichst von Katerina Iwanowna?"

"Ja. Soll sie als Retterin oder Verderberin Mitjas erscheinen! Auf daß ihre Seele erleuchtet werde, darum wird sie beten. Sie weiß selbst noch nicht, was sie tun soll; anscheinend hat sie nicht Zeit genug gehabt, um sich vorzubereiten. Sie sucht in mir ihre Kinderfrau; ich soll ihr das Wiegenlied singen."

"Katerina Iwanowna liebt dich, Bruder," sagte Aljoscha traurig.

"Möglich. Aber ich will sie nicht."

"Sie leidet. Warum sagst du ihr denn bisweilen Worte, aus denen sie Hoffnung schöpfen kann?" Ein leiser Vorwurf lag in Aljoschas Stimme. "Du hast ihr Hoffnung gemacht. Verzeih meine Rede," setzte er ängstlich hinzu.

"Ich kann in diesem Falle nicht so auftreten, wie ich müßte, kann nicht mit ihr brechen und ihr offen alles sagen!" sprach Iwan gereizt. "Ich muß abwarten, bis das Urteil über den Mörder gesprochen ist. Wenn ich heute mit ihr brechen würde, so überlieferte sie morgen aus Rache dieses Scheusal seinem Schicksal. Sie haßt ihn, und sie weiß, daß sie ihn haßt. Hier ist — alles Lüge, Lüge auf Lüge aufgebaut! Solange ich nicht mit ihr gebrochen habe, hofft sie immer noch und wird jenes Ungeheuer nicht verderben. Denn sie weiß, daß ich ihn herausziehen will. Wäre doch nur dieses verdammte Urteil gesprochen!"

Die Worte „Mörder“ und „Ungeheuer“ berührten Aljoscha schmerzlich.

"Was hat Mitja von ihr zu fürchten?" fragte er und

bemühte sich, Iwans Rede zu verstehen. „Was kann sie so Verhängnisvolles aussagen, daß er daraufhin verurteilt würde?“

„Sie hat ein Schriftstück in Händen — Mitja hat es selbst geschrieben — das unwiderleglich klar beweist, daß er unsern Vater erschlagen hat.“

„Das ist unmöglich!“ rief Aljoscha.

„Wieso unmöglich, ich habe es selbst gelesen.“

„Ein solches Schriftstück kann es nicht geben!“ wiederholte Aljoscha erregt. „Denn er ist nicht der Mörder. Er hat den Vater nicht erschlagen, er nicht!“

Iwan Fedorowitsch blieb stehen.

„Wer ist denn nach deiner Meinung der Mörder?“ fragte er kalt und hochmütig den Bruder.

„Das weißt du selbst,“ antwortete Aljoscha ruhig und überzeugt.

„Du denkst an den irrsinnigen Idioten, den Epileptiker. Meinst du Smerdsjäkoff?“

Aljoscha überlief ein Zittern.

„Du weißt selbst, wer es war,“ kam es tonlos aus ihm heraus. Er vermochte kaum zu atmen.

„Wer denn?“ schrie ihn Iwan wild an. Seine ganze Zurückhaltung war verschwunden.

„Ich weiß nur das eine,“ sagte Aljoscha immer noch in dem gleichen Flüstertone, „du hast den Vater nicht erschlagen.“

„Du nicht? Was soll das heißen?“ Iwan stand wie erstarrt vor dem Bruder.

Sie schwiegen. Lange dauerte das Schweigen.

„Ich weiß doch selbst, daß ich es nicht getan habe. Redest du im Fieber?“ sprach Iwan schließlich, und ein verzerrtes Lächeln verzog seine Lippen.

Unbeweglich sah er den Bruder an. Wieder standen sie vor einer Laterne einander gegenüber.

„Mein, Iwan, du hast dir selbst mehrmals gesagt, daß du der Mörder bist.“

„Wann habe ich es gesagt? Ich war in Moskau,“ stotterte Iwan und seine Augen irrten ab.

„Du hast es dir mehr als einmal gesagt, wenn du in diesen zwei schrecklichen Monaten allein warst,“ fuhr Aljoscha wieder leise aber bestimmt fort. Er sprach, als tue er es nicht aus freiem Willen, sondern gehorche einem äußeren Zwange. „Du hast dich beschuldigt und dir gesagt: Der Mörder könne kein anderer sein als du. Aber nicht du hast ihn erschlagen; du irrst dich. Nicht du bist der Mörder. Mich hat Gott gesandt, es dir zu sagen.“

Beide schwiegen und lange dauerte wieder das Schweigen. Noch immer standen sie und sahen sich in die Augen. Beide waren erblaßt. Plötzlich überlief Iwan ein Zittern, und er packte Aljoscha krampfhaft an der Schulter.

„Du bist bei mir gewesen,“ flüsterte er wutknirschend, „als er zu mir kam. Gesteh es. Hast du ihn gesehen?“

„Von wem redest du? Von Mitja?“ fragte Aljoscha erstaunt.

„Von ihm rede ich nicht. Zum Teufel mit diesem Scheusal!“ knirschte Iwan außer sich. „Weißt du denn, daß er zu mir kommt? Wie hast du es erfahren?“

„Wer denn? Ich weiß nicht, von wem du sprichst,“ stotterte Aljoscha erschrocken.

„Das ist nicht wahr. Du weißt es. Wie hättest du sonst . . . Du mußt es wissen!“

Auf einmal hielt er inne. Er schien nachzudenken. Ein eigentümliches, vielleicht etwas spöttisches Lächeln erschien in seinem Gesicht.

„Bruder,“ sagte endlich Aljoscha, und seine Stimme bebte, „ich habe es dir nur gesagt, weil du meinen Worten glauben wirst. Fürs ganze Leben habe ich es dir gesagt: nicht du! Mir hat Gott es anbefohlen, dir diese Worte zu sagen, und solltest du mich auch dafür dauernd hassen.“

Aber Iwan Fedorowitsch hatte sich offenbar wieder ganz in der Gewalt.

„Alexei Fedorowitsch!“ sagte er mit kaltem Lächeln und redete seinen Bruder zum erstenmal mit „Sie“ an, „mir ist nichts so zuwider wie Propheten und Epileptiker, besonders aber wie Gesandte Gottes. Das wissen Sie sehr gut. Von

diesem Augenblick an breche ich mit Ihnen für immer. Ich bitte Sie, mich an dieser Straßenkreuzung unbedingt zu verlassen. Dahin führt der Weg zu Ihrer Wohnung. Hüten Sie sich besonders, heute noch einmal zu mir zu kommen. Ich denke, wir haben uns verstanden?"

Damit wandte er sich ab und ging festen Schrittes weiter, ohne sich umzusehen.

„Bruder,“ rief ihm Aljoscha nach, „wenn dir heute etwas zustößt, denke an mich und meine Worte!“

Iwan Fedorowitsch antwortete nicht. Aljoscha blieb an der Straßenecke unter der Laterne stehen und sah seinem Bruder nach, bis dessen Gestalt sich im Dunkel verloren hatte. Dann ging auch er und bog in die Querstraße ein, die nach seiner Wohnung führte.

Iwan Fedorowitsch und Aljoscha wohnten jeder für sich. Keiner von den beiden hatte in dem vereinsamten Hause Fedor Pawlowitschs wohnen wollen. Aljoscha hatte sich ein möbliertes Zimmer bei einer ärmeren Familie gemietet, Iwan Fedorowitsch dagegen ziemlich weit weg von ihm eine geräumige, vornehm ausgestattete Wohnung im Flügel eines feinen Hauses, das einer wohlhabenden Beamtenwitwe gehörte. Doch bediente ihn in seinen Räumen nur eine fast taube, alte, von der Gicht gekrümmte Dienstmagd, die schon um sechs Uhr abends zu Bett ging und um sechs Uhr morgens wieder aufstand. In diesen beiden Monaten wurde Iwan Fedorowitsch in seinen Ansprüchen bescheiden, beinahe wie ein Sonderling. Am wohlsten fühlte er sich allein in seinen Räumen. Ja, in dem einen Zimmer, in dem er sich gewöhnlich aufhielt, räumte er eigenhändig auf, und die übrigen betrat er nur selten.

Als er jetzt an seiner Haustür anlangte und schon nach dem Griff der Klingel faßte, ließ er noch einmal die Hand wieder sinken. Er fühlte, daß er noch immer am ganzen Körper bebte. Wütend stampfte er mit dem Fuße auf, wandte sich um und ging eilend wieder fort. Er begab sich an das entgegengesetzte Ende der Stadt zu einem kleinen, vor Alter schief gewordenen Häuschen, dessen Balken von außen nicht

einmal mit Brettern überzogen waren. Hier wohnte Marja Kondratiewna. Die Mutter hatte in der Zwischenzeit ihr früheres Haus verkauft, und jetzt lebten beide Frauen in dem Häuschen am Rande der Stadt. Bei ihnen wohnte seit einiger Zeit auch Smerdjäkoff, der seit dem Tode Fedor Pawlowitschs sehr krank war.

Zu ihm ging Iwan Fedorowitsch. Ihm war ein Gedanke gekommen, den er nicht mehr loswerden konnte.

---

6

## Das erste Wiedersehen mit Smerdjäkoff

**E**s war jetzt das dritte Mal, daß Iwan Fedorowitsch nach seiner Rückkehr aus Moskau zu Smerdjäkoff ging. Am Tage nach seiner Ankunft hatte er das erste Mal mit ihm gesprochen; nach ungefähr zwei Wochen hatte er ihn dann nochmals aufgesucht. Nach dieser zweiten Zusammenkunft hatte er indes seine Besuche eingestellt. Es war seitdem nicht mehr als ein Monat vergangen.

Iwan Fedorowitsch war damals erst am fünften Tage nach dem Tode seines Vaters aus Moskau eingetroffen, so daß dieser bereits beerdigt war; das Begräbniß hatte am Tage vor seiner Ankunft stattgefunden. Die Verspätung hatte ihren Grund darin gehabt, daß Aljoscha nicht gewußt hatte, wohin er telegraphieren sollte. Er war zu Katerina Iwanowna geeilt, um von ihr die Adresse zu erfahren. Aber sie hatte ihm nichts mitteilen können, dafür aber an ihre Stiefschwester nach Moskau telegraphiert in der Hoffnung, daß Iwan Fedorowitsch bald zu ihrer Tante gehen werde. Iwan hatte sich indes erst am dritten Tage bei ihnen eingestellt und war dann natürlich nach Empfang des Telegrammes unverzüglich zurückgekommen.

Zuerst begegnete er Aljoscha. Als er mit ihm über das

Geschehene sprach, war er sehr verwundert, daß dieser nicht einmal einen Verdacht gegen den Bruder äußerte, sondern ohne weiteres Smerdjäkoff als den Mörder des Vaters bezeichnete im Widerspruch mit den Ansichten aller übrigen. Später sprach er mit dem Polizeidirektor und dem Staatsanwalt und erfuhr von diesen die näheren Umstände bei der Verhaftung und alle anklagenden Aussagen. Da wunderte er sich noch mehr über Aljoschas Standpunkt und erklärte diese blinde Parteinahme für den Bruder mit dem tiefsten brüderlichen Mitleid und seiner herzlichen Liebe. Iwan wußte, wie sehr Aljoscha Mitja zugetan war.

Iwan liebte seinen Bruder Dimitri Fedorowitsch unterschieden nicht. Er empfand bisweilen sehr viel Mitleid mit ihm; aber in dieses Mitleid mischte sich große Verachtung, die sich zu wirklicher Abneigung steigerte. Mitja war ihm unangenehm; und die Liebe Katerina Iwanownas erregte deshalb in ihm lebhaftesten Unwillen.

Am demselben Tage nach seiner Rückkehr hatte er auch Mitja im Gefängnis besucht. Dieser Besuch hatte in ihm die Überzeugung von Mitjas Schuld bestärkt. Er hatte den Bruder in geradezu krankhafter Erregung angetroffen. Mitja war ungewöhnlich gesprächig gewesen, aber sehr zerstreut und unstet, hatte immer die Schuld auf Smerdjäkoff geschoben und hatte nach jedem Satze den Faden des Gespräches verloren. Am meisten hatte er von den dreitausend Kubeln gesprochen, die der Vater ihm gestohlen habe.

„Dieses Geld im Briefumschlage war mein,“ behauptete er; „ich wäre also im Recht, selbst wenn ich es an mich genommen hätte.“

Die Beweise, die gegen ihn sprachen, bestritt er durchaus nicht. Wollte er einmal eine Tatsache zu seinen Gunsten auslegen, dann wurde er sofort wieder auffallend zerstreut und abschweifend. Überhaupt rief er den Eindruck hervor, als wolle er sich vor niemandem rechtfertigen. Er ärgerte sich nur, hatte nur Verachtung für die Anklagen, fluchte und brauste auf. Über die Aussagen Grigoris betreffs der offenen Tür lächelte er nur spöttisch und versicherte, der Teufel habe sie

aufgemacht, konnte indes dem bestimmten Zeugnis des Gegners keinen einzigen klaren Beweis entgegenstellen. Ja, bei diesem ersten Zusammensein hatte er sogar Iwan Fedorowitsch beleidigt. In schneidendem Ton hatte er diesem erklärt: es stehe ihm nicht an, den Bruder zu verdächtigen; denn er selbst habe den Grundsatz aufgestellt, alles sei erlaubt. Er war mit einem Worte sehr unfreundlich zu ihm gewesen.

Gleich nach diesem Wiedersehen war Iwan Fedorowitsch auch zu Smerdjäkoff gegangen.

Schon auf seiner Rückfahrt hatte er die ganze Zeit im Eisenbahnwagen an Smerdjäkoff und sein letztes Gespräch mit ihm am Abend vor seiner Abreise gedacht. So manches machte ihn stutzig, anderes wieder erschien ihm verdächtig. Im Verhör vor dem Untersuchungsrichter hatte er vorläufig dieses Gespräches nicht Erwägung getan. Er hatte seine Aussage hinausgeschoben, um unter Umständen mit Smerdjäkoff selbst darüber zu sprechen.

Smerdjäkoff befand sich damals im städtischen Krankenhaus. Der behandelnde Arzt und auch der Kreisarzt versicherten Iwan, die Echtheit der Anfälle unterliege nicht dem geringsten Zweifel, und wunderte sich nur über die sonderbare Frage: „Hat er nicht am Mordtage den Anfall erheuchelt?“ Sie gaben ihm sogar zu verstehen, der Anfall sei ein außergewöhnlicher gewesen, habe mehrere Tage lang angehalten und sich immer wiederholt; das Leben des Kranken sei entschieden in Gefahr gewesen. Erst jetzt, nach den ergriffenen Maßregeln könne man sagen, daß der Kranke am Leben bleiben werde.

„Freilich ist es sehr leicht möglich,“ setzte der behandelnde Arzt bedächtig hinzu, „daß sein Verstand ziemlich lange teilweise zerrüttet bleibt, wenn auch nicht fürs ganze Leben.“

Auf Iwan Fedorowitschs ungeduldige Frage: „Er ist also augenblicklich verrückt?“ wurde ihm die Antwort zu teil: Das könne man nicht so ohne weiteres sagen; doch ließen sich einige Absonderlichkeiten feststellen. Iwan Fedorowitsch beschloß, sich selbst Klarheit über diese Absonderlichkeiten zu verschaffen.

Ins Krankenhaus erhielt er Eintritt, ohne daß ihm ein

Hindernis in den Weg gelegt wurde. Smerdjäkoff befand sich in einem Zimmer für nur zwei Personen und lag auf einem harten Krankenhausbett. Noch ein Bett befand sich da, das mit einem städtischen Kleinbürger belegt war; es war ein alter, gelähmter Mann, der infolge Wassersucht ganz geschwollen war und keine zwei Tage mehr leben konnte. Die Unterredung konnte er nicht stören.

Im ersten Augenblick, als Smerdjäkoff Iwan Fedorowitsch erblickte, schien er leicht erschrocken; dann zog ein zweideutiges Lächeln über sein Gesicht. Wenigstens kam es Iwan Fedorowitsch so vor. Aber dieses Lächeln zeigte sich vielleicht nur während einer Sekunde; die übrige ganze Zeit überraschte ihn Smerdjäkoff geradezu durch seine Ruhe.

Schon beim ersten Blick überzeugte sich Iwan Fedorowitsch, daß er tatsächlich krank war; man sah ihm die Schwäche an. Er sprach langsam; nur mühsam konnte er anscheinend die Zunge bewegen. Seine Gestalt war abgemagert, sein Gesicht ganz gelb. Die Unterredung dauerte zwanzig Minuten. Fortwährend klagte er über Kopfschmerzen und Gliederreißen. Sein eingetrocknetes, an Verschnittene erinnerndes Gesicht war ganz klein geworden. Die früher mit peinlicher Sorgfalt gebürsteten Schläfenhaare waren struppig und borstig. Statt des kunstvoll über dem Scheitel aufgedrehten Haarbüschels starrte nur ein einziges, dünnes Strähnchen empor. Aber sein zugekniffenes linkes Auge verriet sofort den früheren Smerdjäkoff. „Mit einem klugen Menschen zu reden ist ein Genuß,“ fiel es Iwan Fedorowitsch beim Anblick dieses linken Auges ein.

Er setzte sich am Fußende des Lagers auf eine kleine Holzbank. Smerdjäkoff bewegte seinen Körper mit leidender Miene auf dem Bett, begann indes nicht das Gespräch. Er machte auch sonst ein Gesicht, als errege der Besuch nicht sehr seine Neugier.

„Kannst du mit mir sprechen?“ fragte Iwan Fedorowitsch. „Ich werde dich nicht sehr ermüden.“

„Das kann ich schon,“ erwiderte Smerdjäkoff, die Worte gleichsam kauend und mit müder Stimme. „Seid Ihr schon

lange Zeit hier?“ fuhr er nach einer Weile liebenswürdig fort, als wolle er dem verlegen gewordenen Besucher helfen, über das Peinliche hinwegzukommen.

„Heute erst, um den Drei auszulöffeln, den Ihr angerührt habt.“

Smerdjäkoff seufzte.

„Warum seufzest du? Du wußtest doch darum?“ fuhr ihn Iwan Fedorowitsch zornig an.

Smerdjäkoff antwortete nicht.

„Wie hätte man es denn nicht wissen sollen?“ sagte er endlich. „Das war doch klar vorauszusehen. Aber wie konnte man ahnen, daß es so kommen werde!“

„Was kommen werde? Mach keine Winkelzüge! Du hast doch gesagt, daß du beim Hineinsteigen in den Keller einen Anfall bekommen werdest? Gerade ‚in den Keller‘ hast du gesagt.“

„Habt Ihr das im Verhör schon ausgesagt?“ fragte Smerdjäkoff ruhig und nur wenig interessiert.

Iwan Fedorowitsch geriet in Ärger.

„Noch habe ich nichts ausgesagt, werde es aber bestimmt tun. Du wirst mir noch viel erklären müssen, mein Lieber, und sei überzeugt, daß ich nicht mit mir spielen lasse.“

„Weswegen sollte ich es tun, da ich meine ganze Hoffnung auf Sie und auf Gott den Herrn gesetzt habe!“ sagte Smerdjäkoff gleichmäßig ruhig und schloß nur für einen Augenblick die Augen.

„Ich weiß,“ begann Iwan Fedorowitsch und rückte ihm näher, „daß man bei der Fallsucht nicht voraussagen kann, daß man zu einer bestimmten Zeit einen Anfall haben wird. Ich habe mich danach erkundigt, mache mir also nichts weis. Tag und Stunde kann man nie voraussagen. Wie konntest du mir damals Tag und Stunde angeben und auch das noch mit dem Keller? Wie konntest du wissen, daß du beim Anfall gerade in diesen Keller hinabsteigen würdest, wenn du später den Anfall nicht vorgetäuscht haben willst?“

„In diesen Keller hatte ich so wie so zu gehen, sogar mehrmals am Tage,“ sagte Smerdjäkoff und zog die Worte

sehr in die Länge. „Gerade so bin ich vor einem Jahr vom Hausboden abgestürzt. Es ist ganz richtig, daß man Tag und Stunde nicht vorausagen kann. Aber ein Vorgefühl kann man alleweil haben.“

„Du hast indes die Stunde richtig vorausgesagt!“

„Wegen meiner Krankheit täten Sie am besten, Herr, bei den hiesigen Ärzten nachzufragen, ob es ein echter Anfall war oder ein unechter. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“

„Aber der Keller? Wie kannst du das mit dem Keller vorauswissen?“

„Was Ihr doch an diesem Keller habt. Wie ich damals in den Keller hinabstieg, war ich in Ängsten und Zweifeln befangen. Wie sollte es auch nicht sein; Sie waren fort, und ich konnte auf niemandes Schutz und Schirm in der ganzen Welt bauen. Wie ich in den Keller hinabsteige, denke ich: Jetzt kommt er gleich — den Anfall meine ich — werde ich hinunterfallen oder nicht? Wie ich so in Angst bin, packt mich auch schon jene unvermeidliche Zange am Halse, welche die Ärzte Spasmus nennen; und so stürze ich denn kopfüber hinunter. Das alles und auch das ganze Gespräch am Hofstor des Abends vorher, wie ich Euch meine Angst erklärte und auch vom Keller sprach — das habe ich unserm Doktor und dem Untersuchungsrichter Nikolai Parfenowitsch Meljudoff ganz genau erklärt, und das ist alles aufgeschrieben worden. Der hiesige Doktor hat den Herren auseinandergesetzt, daß der Anfall genau so gekommen sein muß. So hat man es auch aufgeschrieben. Daß es gerade so hat geschehen müssen, weil ich so gedacht habe, und infolge meiner großen Angst.“

Nachdem Smerdjakoff langsam seine Rede zu Ende gezogen hatte, holte er tief Atem, scheinbar unter der Erschöpfung schwer leidend.

„So hast du es dem Untersuchungsrichter schon gesagt?“ fragte Iwan Fedorowitsch etwas verduzt. Er hatte ihn gerade damit erschrecken wollen, daß er über ihr Gespräch am Vorabend ausagen werde, und mußte jetzt erfahren, daß jener schon selbst alles mitgeteilt hatte.

„Was habe ich denn zu fürchten? Mögen sie doch die

ganze Wahrheit aufschreiben," sagte Smerdjäkoff fest und ruhig.

"Auch unser Gespräch am Hofstor hast du Wort für Wort wiedergegeben?"

"Nein, nicht gerade Wort für Wort."

"Auch nicht, daß du verstehst, einen Anfall vorzuschieben, wie du dich damals vor mir äußertest?"

"Das habe ich auch nicht gesagt."

"Warum wolltest du, daß ich nach Eschermaschna führe?"

"Weil ich fürchtete, Ihr würdet nach Moskau fahren; und Eschermaschna ist doch alleweil näher."

"Du lügst, du selbst hast mich aufgefordert zu fahren. Fahren Sie doch von der Sünde fort!"

"Das habe ich einzig und allein aus Freundschaft und herzlicher Ergebenheit gesagt, weil ich das Unglück im Hause ahnte. Es geschah also aus Mitleid mit Ihnen. Nur hatte ich mit mir selbst natürlich noch mehr Mitleid. So sagte ich denn: 'fahren Sie fort von der Sünde!' Damit Sie so verstanden, daß es sonst hier im Hause etwas geben werde und Sie hier blieben, um den Vater zu beschützen."

"Dann hättest du es deutlich sagen sollen, Schafskopf!" brauste Iwan Fedorowitsch auf.

"Wie hätte ich es noch deutlicher sagen sollen? Nur die Angst sprach aus mir; und dann hätten Sie ungehalten sein können. Ich konnte, wie sich von selbst versteht, befürchten, daß Dimitri Fedorowitsch einen Auftritt herbeiführen werde, um sich das Geld, wenn nicht anders, so mit Gewalt anzueignen, da er die Dreitausend für sein eigenes Kapital hielt. Aber wer konnte wissen, daß es mit Mord und Totschlag enden werde? Ich dachte alleweil, er werde das Geld, das in einem versiegelten Umschlag unter des Herrn Kopfkissen lag, nur wegnehmen; er hat ihn jedoch obendrein erschlagen. Wie sollten Sie das auch vorauswissen können!"

"Du sagst also: ich konnte es nicht vorauswissen" — Iwan Fedorowitsch überlegte angestrengt, um hinter den Sinn der Worte Smerdjäkoffs zu kommen — „wie hätte ich es aus deinen widerspruchsvollen Andeutungen erraten und mich auf

Grund dieser entschließen können, hier zu bleiben! Was fafelst du?"

„Sie hätten es schon daraus erraten können, daß ich Ihnen riet, nach Tschermaschna zu fahren, statt nach Moskau.“

„Wieso hätte ich es daraus erraten können?"

„Sie hätten sich schon allein deshalb sagen können: wenn ich Sie von Moskau nach Tschermaschna ablenken wolle, bedeute es, daß ich Sie möglichst hier in der Nähe wissen wollte, zumal Moskau weit ist, Dimitri Fedorowitsch hingegen, wenn er Sie nicht weit wisse, nicht so sehr ermutigt werde. Auch mich hätten Sie nötigenfalls schneller verteidigen können, weil es von Tschermaschna näher ist. Aus diesem Grunde habe ich Sie auf Grigori Wassiljewitschs Krankheit aufmerksam gemacht und desgleichen auf meine mannigfachen Befürchtungen wegen der Fallsucht. Und weil ich Ihnen von den Zeichen erzählte, mittels derer man bei dem alten Herrn eindringen konnte, da er ohne weiteres daraufhin aufgemacht hätte, und weil diese Zeichen auch Dimitri Fedorowitsch durch mich bekannt geworden waren, glaubte ich, Sie würden selber erraten, daß Dimitri Fedorowitsch etwas anstellen könne und Sie nicht etwa nur nach Tschermaschna, sondern überhaupt nicht verreisen würden.“

„Der Kerl spricht auffallend folgerichtig, wenn er auch seine Worte nur so kaut,“ dachte Iwan Fedorowitsch. „Von welcher Verstandeszerrüttung spricht denn der Doktor?"

Er brauste auf. „Überlisten willst du mich, Teufel!“ Er ärgerte sich maßlos.

„Und ich hinwieder dachte, Sie hätten alles erraten,“ erwiderte Smerdjakoff mit der ehrlichsten Miene.

„Wenn ich es erraten hätte, wäre ich hier geblieben!“ fuhr Iwan Fedorowitsch ihn wieder heftig an.

„Ich dachte aber, wenn Sie alles erraten hätten, würden Sie so schnell wie möglich fortreißen von der Sünde, nur um von ihr wegzukommen und sich in der Angst zu retten.“

„Du glaubst also, daß alle so feige sind wie du.“

„Verzeihen Sie! Ich glaubte, Sie seien so, wie ich bin.“

„Natürlich hätte ich es erraten sollen,“ sagte Iwan erregt,

„und ich erriet ja schließlich auch, daß von dir irgend etwas Verrichtet zu erwarten war. Nur lügst du wieder!“ rief er aufgebracht — ihm war etwas eingefallen — „weißt du noch, wie du an den Wagen herangetreten bist und gesagt hast: ‚Mit einem klugen Menschen zu reden ist ein Genuß.‘ Also freustest du dich über meine Abreise. Denn sonst hättest du meinen Entschluß nicht gelobt!“

Emerdjäkoff seufzte zweimal. In sein Gesicht schien etwas Farbe gekommen zu sein.

„Wenn ich froh war,“ sagte er mit etwas kurzem Atem, „so geschah es nur deshalb, weil Sie eingewilligt hatten, wenigstens nicht nach Moskau, sondern nach Tschermaschna zu fahren; das war doch immerhin näher. Nur habe ich Ihnen die genannten Worte nicht als Lob, sondern als Vorwurf gesagt. Das haben Sie anscheinend nicht begriffen.“

„Wieso als Vorwurf? Was willst du damit sagen?“

„Daß Sie zwar alles vorausfühlen, aber trotzdem Ihren alten Vater verlassen und uns allesamt nicht beschützen wollten, weil man mich wegen der Dreitausend immer heranziehen konnte, ich hätte sie gestohlen.“

„Der Teufel hole dich!“ fluchte Iwan wieder. „Hast du diese Zeichen auch dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt mitgeteilt?“

„Alles, wie es war, habe ich mitgeteilt.“

Iwan Fedorowitsch wunderte sich wieder über ihn.

„Wenn ich mir damals irgendwelche Gedanken machte, so betraf es einzig dich. Daß Dimitri Fedorowitsch jemanden erschlagen könne, wußte ich; daß er stehlen werde, habe ich keinen Augenblick geglaubt. Dich aber halte ich für jeder Schlechtigkeit fähig. Du sagtest mir doch selbst, daß du einen epileptischen Anfall vortäuschen könntest; warum hast du es mir gesagt?“

„Nur aus Treuherzigkeit. Noch nie in meinem Leben habe ich absichtlich einen Anfall gemacht oder, wie Sie sagten, vortäuscht. Ich sagte es nur so, weil ich dummerweise großtun wollte. Ich hatte Sie damals gar zu liebgewonnen. So sprach ich denn mit Ihnen in ganzer Aufrichtigkeit.“

„Mein Bruder beschuldigt dich aber sowohl des Mordes wie des Diebstahls.“

„Was bleibt ihm anders übrig?“ Smerdjäkoff lächelte bitter. „Doch wer wird ihm nach allen Beweisen glauben? Grigori Wassiljewitsch hat ja mit eigenen Augen gesehen, daß die Tür stand offen. Was ist da noch zu wollen! Aber er zittert für die eigene Haut!“

Er verstummte und lag eine Weile ganz still. Plötzlich fuhr er fort, als habe er sich etwas bedacht:

„Es ist noch eines zu bedenken. Dimitri Fedorowitsch will alleweil die Schuld auf mich abwälzen. Das habe ich schon oft gehört. Aber wenn Sie denken, ich sei ein Meister im Vortäuschen eines solchen Anfalles, so sagen Sie doch selbst, ob ich es Ihnen gesagt hätte, wenn ich wirklich solche Absicht in Betreff Ihres Vaters gehabt hätte! Wer eine solche Absicht hat, wird doch nicht so dumm sein und selbst so etwas aussprechen, womit man ihn später mit Leichtigkeit hineinlegen kann — und das dazu dem leiblichen Sohne! Ist das wahrscheinlich? Das ist doch nach aller Wahrscheinlichkeit nie und nimmer möglich. Dieses Gespräch hört jetzt keine lebende Seele. Wenn Sie es dem Staatsanwalt oder dem Untersuchungsrichter mitteilen wollten, könnten Sie mich auf diese Weise gewaltig verteidigen. Denn was ist das für ein Räuber oder Mörder, der noch kurz vorher so gutmütig offenerzig ist? Das wird man wohl ohne Schwierigkeit, denke ich, einsehen.“

„Höre mal,“ unterbrach ihn Iwan Fedorowitsch, nicht wenig verdußt durch die letzten klaren Worte Smerdjäkoffs und sich erhebend, „ich verdächtige dich durchaus nicht, finde es im Gegenteil lächerlich, dich zu beschuldigen. Vielmehr danke ich dir, daß du mich wieder beruhigst hast. Ich gehe jetzt, komme aber wieder. Also auf Wiedersehen und werde bald gesund! Brauchst du irgendetwas?“

„Danke ergebenst. Marfa Ignatiwna vergift mich nicht und besorgt mir alles, wenn ich irgendetwas brauche, wie sie es immer in ihrer Güte tut. Und gute Menschen besuchen mich alleweil.“

„Dann auf Wiedersehen! Ich werde davon, daß du die Anfälle vortäuschen kannst, nichts sagen, rate auch dir, darüber zu schweigen,“ setzte Iwan Fedorowitsch unwillkürlich hinzu.

„Das verstehe ich sehr wohl. Sagen Sie es nicht, werde ich auch unser ganzes Gespräch am Hofstor nicht angeben.“

Bei diesen Worten verließ Iwan Fedorowitsch schon das Zimmer. Erst nachdem er den Korridor ein Stück durchschritten hatte, wurde er sich bewußt, daß in den letzten Worten Smerdjäkoffs wieder jener beleidigende Sinn einer uneingestandenenen Mitwisserschaft sich verbarg. Schon wollte er umkehren; da verflog der Gedanke bereits. Er brummte nur vor sich hin: „Dummheiten!“ und verließ mit schnellen Schritten das Krankenhaus. Die Hauptsache war, daß er sich tatsächlich beruhigt fühlte, und zwar beruhigte ihn ausschließlich der eine Umstand, daß er die Überzeugung gewonnen hatte, nicht Smerdjäkoff, sondern sein Bruder Mitja sei der Schuldige, obgleich man meinen sollte, diese Überzeugung müsse das Gegenteil bewirkt haben. Warum es bei ihm so war, das wollte er im Augenblick nicht weiter untersuchen; es widerte ihn sogar an, wieder in seinem Innern zu wühlen und über seine Gefühle nachgrübeln zu müssen. Es war ihm, als wolle er etwas schneller vergessen.

In den nächsten Tagen überzeugte er sich endgiltig von der Schuld des Bruders, nachdem er sich von allen erdrückenden Beweisen und Zeugenaussagen hatte unterrichten lassen. Manche Aussagen lauteten geradezu niederschmetternd, wie die von Fenza und ihrer Großmutter, gar nicht zu reden von den Aussagen Perchotins, der Plotnikoff'schen Angestellten, der Zeugen aus Mokroje. Das Erdrückendste waren die kleinen, unumstößlichen Tatsachen. Die Mitteilung der geheimen Zeichen traf die Herren vom Gericht fast ebenso wie Grigoris Aussagen über die offene Tür.

Marfa Ignatiwna behauptete auf Iwan Fedorowitschs Frage, daß Smerdjäkoff die ganze Nacht hinter der dünnen Bretterwand in ihrem Zimmer, ungefähr nur drei Schritt von ihrem Bett entfernt, gelegen habe und daß sie, wenn sie

auch sonst fest geschlafen, doch mehrmals durch sein fortwährendes Stöhnen aufgewacht sei. „Die ganze Zeit hat er geschöhnt, die ganze Zeit,“ schloß sie bestimmt.

Als Iwan Fedorowitsch dem Doktor seine Beobachtungen mittheilte, daß Smerdjäkoff ihm durchaus nicht schwachsinzig erscheine, sondern nur körperlich angegriffen, rief er bei dem alten Deutschen nur ein feines Lächeln hervor.

„Wissen Sie auch, womit er sich jetzt ganz besonders beschäftigt?“ fragte er Iwan Fedorowitsch lächelnd. „Französische Vokabeln lernt er auswendig. Unter seinem Kopfkissen liegt ein Heft, in dem französische Wörter mit russischen Buchstaben geschrieben sind. Hahaha!“

So gab denn Iwan schließlich alle Zweifel auf. An seinen Bruder Dimitri vermochte er nicht ohne Abscheu zu denken. Nur eines blieb ihm immerhin sonderbar — trotz allem bestand Aljoscha weiterhin hartnäckig darauf, daß nicht Mitja, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach Smerdjäkoff den Mord begangen habe. Iwan fühlte, daß Aljoschas Meinung ihm immer sehr wertvoll war, und daß er sie hoch einschätzte — darum wunderte er sich jetzt nicht mehr über ihn. Sonderbar war gleichfalls, daß Aljoscha nie mit ihm über Mitja ein Gespräch angeknüpft, sondern immer nur auf seine Fragen geantwortet hatte. Das war ihm sogar sehr aufgefallen.

Ubrigens wurde er in jener Zeit noch durch etwas anderes von diesen Dingen abgelenkt. Nach seiner Rückkehr aus Moskau hatte er sich gleich vom ersten Tage an ganz seiner brennenden, sinnlosen Leidenschaft für Katerina Iwanowna ergeben. Als er nachts mit Aljoscha von Katerina Iwanowna nach Hause ging und diesem sagte: „Ich will sie nicht,“ sagte er ganz einfach die nackte Unwahrheit. Er liebte sie sinnlos, doch haßte er sie auch zuweilen wieder, daß er sie hätte töten können.

Hierbei kreuzten sich mancherlei Gefühle. Katerina Iwanowna klammerte sich nach all den überstandenen Erschütterungen, die ihr Mitjas Verhaftung, der auf ihm liegende Verdacht und anderes verursacht hatten, an Iwan Fedorowitsch wie an ihren einzigen Retter. Sie war gekränkt, gede-

mühtig, aufs äußerste beleidigt in ihren Gefühlen. Da kehrte er zurück, der sie so sehr liebte — sie wußte es nur zu gut — er, dessen Herz und Verstand sie immer so hoch über sich selbst stellte. Aber ihr strenger Sinn duldete nicht, daß sie sich ganz als Opfer hingab, ungeachtet der ganzen Karamasoffschen Zügel- und Grenzenlosigkeit der Wünsche des Geliebten und des ganzen berauschten Zaubers, den er auf sie ausübte. Zugleich jedoch quälte sie sich beständig mit der Reue darüber, daß sie Mitja verraten habe, und in den Augenblicken der Erregung, wenn sie mit Iwan heftig stritt — und das kam häufig vor — sagte sie ihm rücksichtslos, was sie quälte. Das war es, was Iwan an jenem Abend in der Unterhaltung mit Aljoscha Lüge auf Lüge genannt hatte. Hierbei war freilich vieles nur Lüge, und zwar war es das, was Iwan Fedorowitsch am meisten reizte und aufbrachte.

Auf diese Weise vergaß er Smerdjakoff für eine Zeitlang fast ganz. Doch kaum waren zwei Wochen nach seinem ersten Besuch bei Smerdjakoff vergangen, da fingen alle diese sonderbaren Gedanken wieder an, ihn zu quälen. Immer wieder drängte sich ihm die Frage auf, die er nicht abschütteln konnte: warum er sich in der letzten Nacht vor seiner Abreise nach Moskau leise wie ein Dieb zur Treppe geschlichen und gehorcht hatte, was der Vater dort unten treiben mochte. Warum hatte er sich später nur mit Widerwillen dieses Augenblickes erinnert? Warum war ihm am Morgen unterwegs so schwer ums Herz gewesen? Und warum hatte er, als er bei der Einfahrt in den Moskauer Bahnhof im Morgenrauen wie aus einem Traum erwacht war, sich gesagt: „Ein Schuft bin ich“?

Jetzt hatte er sich auf dem Wege zu ihr eingestanden, daß er über diesen quälenden Gedanken womöglich Katerina Iwanowna vergessen könne, so unablässig quälten sie ihn! Inmitten dieser Gedanken war Aljoscha ihm auf der Straße begegnet. Er hatte ihn sofort angerufen und die sonderbare Frage an ihn gerichtet:

„Erinnerst du dich noch, wie ich damals, als Dimitri plötzlich nach Tisch hineinstürzte und den Vater verprügelte — wie ich dir auf dem Hofe sagte, daß ich das Recht zu wünschen

für mich behalte? Dachteft du damals, daß ich den Tod des Vaters wünschte?"

„Ich dachte es,“ hatte Aljoscha leise geantwortet.

„Dachteft du damals nicht auch, daß ich vor allem wünschte, daß das eine Geschmeiß das andere verschlinge, das heißt: daß Dimitri den Vater erschlage und zwar je schneller desto besser, und daß ich sogar nicht abgeneigt sei, es selbst zu begünstigen?“

Aljoscha war blaß geworden und hatte schweigend dem Bruder in die Augen gesehen.

„So sprich doch!“ hatte Iwan ungeduldig gerufen. „Ich muß wissen, was du damals dachteft. Die Wahrheit will ich, die Wahrheit!“

Er hatte schwer geatmet und mit einer gewissen Feindseligkeit Aljoscha angeschaut.

„Vergib mir! auch das habe ich gedacht,“ hatte Aljoscha kaum hörbar erwidert und war verstummt, ohne nur einen mildernden Umstand hinzuzufügen.

„Danke!“ hatte Iwan kurz hingeworfen, Aljoscha stehen lassen und war schnellen Schrittes weitergegangen.

Seit jenem Augenblick hatte Aljoscha die Empfindung, als liebe ihn Iwan nicht mehr und halte sich absichtlich von ihm fern. Er ging deshalb selbst nicht mehr hin zu ihm. Gleich nach jener Begegnung aber hatte Iwan Fedorowitsch die Wegrichtung geändert und sich geradeswegs zu Smerdjakoff begeben.

## Der zweite Besuch bei Smerdjäkoff

**S**merdjäkoff hatte inzwischen das Krankenhaus verlassen. Iwan Fedorowitsch wußte aber, wo er wohnte: in dem schiefgewordenen, aus rohen Balken aufgeführten, alten Hause, das nur aus zwei kleinen, durch einen Flur voneinander getrennten Zimmern bestand. In dem einen hatte sich Marja Kondratiewna mit ihrer Mutter eingerichtet, das andere bewohnte Smerdjäkoff allein. Ob er ihnen etwas dafür bezahlte, mag Gott wissen. Später nahm man an: er habe sich in seiner Eigenschaft als Marja Kondratiewnas Bräutigam bei ihnen niedergelassen und wohne vorläufig unentgeltlich dort. Mutter und Tochter brachten ihm eine unbegrenzte Hochachtung entgegen und hielten ihn, wenigstens im Vergleich zu sich selbst, für ein höheres Wesen.

Iwan Fedorowitsch klopfte an die Thür. Als ihm aufgemacht wurde, sah er sich zunächst auf einem kleinen, schmalen Flur, von dem er auf Marja Kondratiewnas Wohnung in die gute Stube eintrat, wo sich Smerdjäkoff aufhielt.

In dieser guten Stube stand ein großer Kachelofen, der stark geheizt war. Die Wände verzierten himmelblaue Tapeten, die allerdings ganz zerrissen waren, und hinter ihnen und in den Rissen krabbelte eine erschreckende Menge großer wie kleiner Schaben, so daß man im Zimmer unaufhörlich ein eintöniges, schließlich einschläferndes Rascheln hörte.

Selbst für eine Bauernstube war das Zimmer erbärmlich ausgestattet: zwei Bänke an den Wänden, zwei Stühle neben dem Tisch. Dieser war aus einfachen Brettern hergestellt, aber mit einer rosa gemusterten Tischdecke bedeckt. Vor jedem der beiden Fensterchen stand je ein Blumentopf mit Geranien. In der Ecke hing ein Schrein mit Heiligenbildern. Auf dem Tisch stand ein kleiner, messingner, stark verbeulter Samowar und ein Teebrett mit zwei Tassen. Smerdjäkoff hatte schon seinen Tee getrunken und der Samowar war erloschen.

Er selbst saß auf der einen Bank am Tische, beugte sich über ein Heft und malte mit der Feder Buchstaben. Ein kleines Tintenfaß stand vor ihm auf dem Tische, ebenso ein einfacher Leuchter mit einer Kerze.

Iwan Fedorowitsch sagte sich nach dem ersten Blick auf Smerdjäkoff, daß dieser sich vollkommen erholt hatte. Sein Gesicht war frischer und voller, die Locke über der Stirn sorgfältig aufgedreht, und die Haare an den Schläfen waren glatt angekämmt. Er trug einen bunten, wattierten Schlafrock, der indes schon recht alt aussah und ziemlich zerrissen war. Auf der Nase saß eine Brille, die Iwan Fedorowitsch früher nie bei ihm gesehen hatte. Dieser an sich gänzlich unbedeutende Umstand verdoppelte geradezu Iwan Fedorowitschs Geiztheit.

„So ein Kerl, und da sitzt er noch mit der Brille auf der Nase!“ dachte er wütend.

Smerdjäkoff erhob langsam den Kopf und sah aufmerksam durch die Brille den Eintretenden an. Dann nahm er die Brille ab und erhob sich von der Bank. Doch tat er es nichts weniger als ehrerbietig, ja sogar mit einer gewissen Lässigkeit, als wolle er nur die unumgänglichsten Höflichkeitsformen bewahren, ohne die es einmal leider nicht abgeht. Iwan Fedorowitsch erkannte es sofort. Vor allem fiel ihm Smerdjäkoffs Blick auf, der entschieden feindlich, jedenfalls durchaus nicht bewillkommend und selbst hochmütig war. Er schien förmlich zu sagen:

„Warum bemühest du dich wieder her? Wir haben doch damals alles erledigt. Was willst du noch?“

Iwan Fedorowitsch vermochte sich kaum zu beherrschen. „Heiß ist es bei dir,“ sagte er noch an der Tür und riß den Mantel auf.

„Nehmen Sie ihn ab,“ erlaubte gnädig Smerdjäkoff.

Iwan Fedorowitsch zog den Mantel aus und warf ihn auf die andere Bank. Dann ergriff er mit leicht zitternden Händen einen Stuhl, schob ihn mit einem Ruck an den Tisch und setzte sich. Smerdjäkoff war es gelungen, sich bereits früher als Iwan zu setzen.

„Vor allen Dingen – sind wir allein?“ fragte Iwan Fedorowitsch. „Kann man uns im anderen Zimmer hören?“

„Niemand. Sie haben selbst gesehen, daß ein Flur dazwischen liegt.“

„Was faseltest du damals, als ich dich im Krankenhause verließ? Wenn ich nicht aussagen würde, daß du ein Meister im Vortäuschen epileptischer Anfälle seiest, würdest du auch dem Untersuchungsrichter unser ganzes Gespräch am Abend vorher beim Hofstor nicht mitteilen. Was meintest du mit dem ganzen Gespräch? Wolltest du mir drohen? Mir vielleicht sagen, daß ich mich mit dir verbündet oder verabredet hätte und dich jetzt etwa fürchten müsse?“

Iwan sprach es fast jähzornig. Er gab mit Absicht deutlich zu verstehen, daß er jeden Winkelzug verschmähe wie jedes vorsichtige Heranschleichen, sondern mit offenen Karten zu spielen beabsichtige. In Smerdjäkoffs Augen bligte es boshaft auf, und das linke Auglein zwinkerte wieder, als wolle es prompt antworten:

„Also offene Karten willst du? Gut! Es soll geschehen, so offen wie du willst.“

„Ich meinte damals mit meinen Worten und sprach es aus, daß Sie sehr wohl diesen Mord voraussehen und trotzdem abreisten, also Ihren leiblichen Vater wissend opferten und sich selbst fortbegaben, damit die Menschen nicht schlecht über Ihre Gefühle dächten, vielleicht noch über manches andere. Das versprach ich damals, nicht der Obrigkeit mitzuteilen.“

Smerdjäkoff sprach es zwar sehr langsam und hatte sich augenblicklich ganz in der Gewalt; doch lag in seiner Stimme schon etwas Festes und Sicheres, Boshaftes und frech Herausforderndes. Geradezu unverschämt starrte er Iwan Fedorowitsch an, daß es diesem eine Sekunde vor den Augen flimmerte.

„Wie? Was? Bist du verrückt geworden oder noch bei Sinnen?“

„Alleweil vollkommen bei Sinnen!“

„Aber wie sollte ich wissen, daß er ermordet werde?“

schrie ihn Iwan Fëdorowitsch an und schlug heftig mit der Faust auf den Tisch. „Und was soll das heißen: ‚vielleicht noch über manches andere‘? Sprich, Schurke!“

Smerdjäkoff schwieg und starrte immer noch mit demselben frechen Blick Iwan Fëdorowitsch an.

„Sprich, du stinkender Hund, über welches manches andere?“ schrie dieser laut.

„Damit meinte ich, daß Sie damals selbst den Tod Ihres Vaters wünschten.“

Iwan Fëdorowitsch sprang auf und schlug ihm aus aller Kraft auf die Schulter, daß Smerdjäkoff an die Wand zurückprallte. Augenblicks war sein ganzes Gesicht tränenüberströmt, und er sagte nur:

„Schämen Sie sich, Herr, einen schwachen Menschen zu schlagen!“

Er bedeckte seine Augen mit seinem baumwollenen, blau-farbierten Taschentuch und brach in leises Weinen aus. Das dauerte eine Weile.

„Genug damit! Hör auf!“ befahl schließlich Iwan Fëdorowitsch barsch und setzte sich wieder auf den Stuhl. „Bringe mich nicht um den Rest meiner Geduld.“

Smerdjäkoff nahm endlich sein Tuch von den Augen. Jeder Zug seines runzeligen Gesichtes drückte die soeben erlittene Kränkung aus.

„So hast du Schurke damals geglaubt, daß ich zusammen mit Dimitri Fëdorowitsch meinen Vater erschlagen wollte?“

„Eure Gedanken konnte ich nicht wissen,“ erwiderte Smerdjäkoff gekränkt. „Deshalb hielt ich Euch auf, als Sie durch das Pfortchen eintreten wollten, um Euch auszuforschen.“

„Wie auszuforschen?“

„Um Euch auszuforschen: wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht, daß Euer Vater erschlagen werde?“

Am meisten empörte Iwan Fëdorowitsch, daß Smerdjäkoff hartnäckig den frechen Ton beibehielt, den er einmal angenommen hatte und offenbar nicht ändern wollte.

„Du hast ihn erschlagen!“ fuhr Iwan auf.

Smerdjäkoff lächelte verächtlich.

„Dafß ich es nicht getan habe, wissen Sie ganz genau. Mit einem klugen Menschen, glaube ich, verlohne es sich gar nicht, darüber zu reden.“

„Warum war in dir damals ein solcher Verdacht gegen mich aufgetaucht?“

„Wie ich Euch schon mehrmals gesagt habe, einzig wegen meiner Angst. War ich doch damals in einer Verfassung, daß ich alle beargwöhnte. Deshalb beschloß ich, Sie auszuforschen. Denn wenn Sie dasselbe wünschten, wie Ihr Bruder Dimitri, wußte ich, daß ich verloren war, daß die Sache so gut wie geschehen war und ich wie eine Fliege untergeben mußte.“

„Vor zwei Wochen sprachst du anders.“

„Doch habe ich vor zwei Wochen im Krankenhause dasselbe gemeint. Nur glaubte ich, daß Sie mich auch ohne überflüssige Worte verstehen und ein offenes Gespräch selbst nicht wünschen würden wie ein sehr kluger Mensch.“

„Sieh mal einer an! Doch ich bestehe darauf. Wodurch habe ich in deiner gemeinen Seele einen so niedrigen Verdacht erwecken können?“

„Totgeschlagen hätten Sie ihn nicht und es auch nicht gewollt. Aber daß ein anderer ihn totschiße, das wollten Sie.“

„Wie ruhig er es noch sagt! Warum hätte ich es wünschen sollen? Zu welcher Teufelei hätte ich es nötig gehabt?“

„Nötig? Die Erbschaft!“ fiel ihm Smerdjakoff geradezu giftig ins Wort, und seinen Augen sah man die Rachlust an. „Sie hätten doch wie jeder Ihrer Brüder gegen vierzigtausend Rubel auf einen Ruck gewonnen, vielleicht noch mehr. Hätte hingegen Fedor Pawlowitsch jene Dame geheiratet, so hätten Sie mit samt Ihrem Bruder nicht einen einzigen Rubel gesehen, weil Agrafena Alexandrowna alle Kapitalien sogleich nach der Trauung auf ihren Namen hätte schreiben lassen; denn sie ist äußerst wenig dumm. War es damals weit von der Trauung? Nur ein Härchen. Die Dame hätte nur so mit dem kleinen Finger vor Fedor Pawlowitsch zu machen brauchen, und er wäre ihr noch in demselben Augenblick mit heraushängender Zunge in die Kirche nachgelaufen.“

Es wurde Iwan zur Dual, sich zu beherrschen.

„Wie du siehst,“ sagte er endlich, „bin ich nicht aufgesprungen, habe dich nicht verprügelt und totgeschlagen. Sprich weiter! Also deiner Meinung nach hätte ich meinen Bruder Dimitri dazu bestimmt, also auf ihn gerechnet?“

„Wie sollten Sie nicht auf ihn rechnen? Wenn er den Vater erschlug, ging er aller Adelsrechte verlustig, aller Titel und alles Besitzes, und wurde nach Sibirien verschickt. Also wäre auch sein Anteil nach des Vaters Tode Ihnen und Ihrem Bruder Alexei Fedorowitsch zugefallen, jedem die Hälfte; also hätten Sie nicht nur vierzigtausend, sondern gleich sechzigtausend Rubel geerbt. Wie sollten Sie da nicht alleweil auf Ihren Bruder Dimitri Fedorowitsch rechnen?“

„Weiß Gott, ich nehme viel von dir hin! Höre, du verächtliches Subjekt: Wenn ich auf jemanden gerechnet hätte, so jedenfalls auf dich, nicht aber auf Dimitri; ich ahnte von dir sogar eine Niederträchtigkeit. Noch deutlich erinnere ich mich des Eindrucks!“

„Ich habe gleichfalls eine Sekunde lang gedacht, daß Sie auf mich rechneten,“ sagte Smerdjakoff mit spöttischem Lächeln. „Dann wäre Ihr Unrecht aber noch größer, wenn Sie einen solchen Argwohn auf mich hatten und doch zu gleicher Zeit abreisten. Es war geradezu, als wollten Sie mir sagen: Du kannst den Vater erschlagen; ich fahre fort, um dich nicht daran zu hindern.“

„Hund! Das hast du dir nur ausgedacht.“

„Und alles kam nur durch dieses Tschermaschna. Immer wieder bat Sie Ihr Vater, nach Tschermaschna zu fahren. Sie aber weigerten sich, seine Bitte zu erfüllen und das Haus für die paar Tage zu verlassen. Einzig auf mein dummes Wort hin waren Sie einverstanden, hinauszufahren! Und warum gingen Sie darauf ein, nach Tschermaschna zu fahren? Wenn Sie also nicht nach Moskau, sondern ganz grundlos nur auf mein Wort hin nach Tschermaschna fuhren, so hieß das doch, daß Sie etwas von mir erwarteten.“

„Nein, ich schwöre es, nein!“ schrie Iwan wütend.

„Warum nicht? Sonst hätten Sie mich als Sohn Ihres Vaters unverzüglich auf die hiesige Polizeiwache gebracht oder

nich durchgepeitscht oder wenigstens mir ein paar Maulschellen gelangt. Sie aber gingen ohne auch nur eine Spur von Ent-rüstung fort und taten nach meinem Wort gerade das, was ich gesagt hatte und reisten fort, was doch unmöglich gewesen wäre, wenn Sie mich in Verdacht gehabt hätten. Es wäre vielmehr Ihre Pflicht gewesen, hier zu bleiben und das Leben Ihres Vaters zu schützen. Wie sollte ich also nicht daran denken?"

Iwan saß mit finsterner Stirn da und stützte die Fäuste wie im Krampf auf die Knie.

„Ja, es ist schade, daß ich dir keine Ohrfeigen gab!“ Er lächelte bitter. „Dich auf die Polizei zu bringen, ging leider nicht an. Mir hätte niemand geglaubt, und ich hätte auch nichts beweisen können. Schade wirklich, daß ich damals nicht auf die Ohrfeigen verfallen bin. Wenn sie auch verboten sind, hätte ich doch mit Vergnügen deine Frage zu Drei geschlagen.“

Smerdjakoff betrachtete ihn fast mit Hochgenuss.

„Im gewöhnlichen Leben“, begann er plötzlich in demselben selbstzufriedenen belehrenden Tone, in dem er schon einmal am Tische Fedor Pawlowitschs mit Grigori Wassiljewitsch über den Glauben gestritten und ihn zum besten gehabt hatte, „sind Maulschellen heutzutage gänzlich durch das Gesetz verboten, und so hat alle Welt aufgehört zu schlagen. Doch kann man alleweil sagen, daß man in Ausnahmefällen nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt genau so fortfährt zu schinden wie zu Adams und Evas Zeiten, und das wird auch nie aufhören. Aber Sie haben damals nicht einmal in einem solchen Ausnahmefall schlagen wollen.“

„Wozu lernst du jetzt französische Vokabeln?“ fragte Iwan mit einem Kopfnicken nach dem Hefte.

„Warum soll ich sie nicht lernen, um meine Bildung zu erweitern? Vielleicht kann ich auch einmal in jenen glücklichen Ländern Europas sein.“

„Höre jetzt, Teufel, was ich dir sage!“ wandte sich Iwan Fedorowitsch mit drohendem Blick und zitternd vor Wut an ihn. „Ich fürchte deine Anschuldigungen nicht! Sage ihnen über mich, was du willst. Wenn ich dich hier nicht auf der

Stelle totgeschlagen habe, so geschah es nur, weil ich dich für den Mörder halte und dich noch vor die Schranken bringen werde. Ich entlarve dich schon!"

„Meiner Meinung nach tun Sie besser, wenn Sie schweigen. Was können Sie gegen mich aussagen, und wer wird Ihnen glauben? Wenn Sie anfangen, werden Sie nur erreichen, daß auch ich alles sage. Denn soll ich mich nicht selbst verteidigen?"

„Du glaubst wohl, daß ich dich fürchte?"

„Mögen auch die Richter meinen Worten, die ich Ihnen soeben sagte, nicht glauben, so wird man ihnen desto mehr unter den Zuhörern glauben, und da werden Sie sich schämen müssen."

„Das soll wohl wieder heißen: mit einem klugen Menschen zu reden ist ein Genuß — wie?" fragte Iwan Fedorowitsch, innerlich vor Wut kochend.

„Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie werden somit als kluger Mensch keine Dummheiten machen."

Iwan Fedorowitsch stand auf. Er fühlte, wie er am ganzen Leibe vor verhaltener Wut bebte. Er zog seinen Mantel an und verließ eilig die Stube, ohne Smerdjäkoff noch ein Wort zu sagen, ohne auch nur einen Blick auf ihn zu werfen. Die kühle Abendluft tat ihm wohl. Es war heller Mondschein. Gedanken und Empfindungen wogten in ihm, und doch war ihm, als hielten sie ihn wie unter einem Druck gefangen.

„Soll ich unverzüglich hingehen und Smerdjäkoff anzeigen? Er bleibt trotz allem unschuldig und wird nur noch mich verdächtigen. Warum wollte ich eigentlich damals nach Tschermaschna fahren?" fragte sich Iwan Fedorowitsch. „Ich erwartete natürlich etwas. Er hat recht!"

Wieder fiel ihm zum tausendstenmal ein, wie er in der letzten Nacht im Vaterhause zur Treppe geschlichen war und gelauscht hatte. Aber diese Erinnerung war ihm jetzt so schmerzlich, daß er stehen blieb, als sei er von einem Speer durchbohrt worden.

„Ich erwartete damals etwas, das ist wahr. Ich wünschte,

daß der Mord geschehe. Habe ich ihn wirklich gewollt? — Emerdjäkoff muß totgeschlagen werden! Wenn ich jetzt nicht wage, ihn totzuschlagen, lohnt es sich überhaupt nicht, weiterzuleben!“

Ohne in seiner Wohnung vorzusprechen, ging Iwan Fedorowitsch geradeswegs zu Katerina Iwanowna und erschreckte sie maßlos. Er erzählte ihr sein ganzes Gespräch mit Emerdjäkoff und bemühte sich, kein Wort zu vergessen. Trotz all ihres Zuredens konnte er sich nicht beruhigen. Er ging im Zimmer auf und ab und sprach so sonderbar, oft ohne jeden Zusammenhang und abgerissen. Endlich setzte er sich, stützte den Kopf auf die Ellenbogen und vergrub ihn in den Händen. Plötzlich brummte er vor sich hin:

„Wenn Dimitri den Mord nicht begangen hat, sondern Emerdjäkoff, so bin ich natürlich mit diesem solidarisch; denn ich habe ihn zur Ausführung seiner Absicht angeregt, ich habe die Ausführung begünstigt. Habe ihn dazu angeregt? — Ich weiß es noch nicht. Wenn er aber der Täter ist und nicht Dimitri, so bin ich natürlich auch ein Mörder.“

Als Katerina Iwanowna das gehört hatte, erhob sie sich schweigend, ging zu ihrem Schreibtisch, öffnete eine auf ihm stehende Schatulle, entnahm ihr einen Zettel und legte ihn vor Iwan Fedorowitsch auf den Tisch. Dieser Zettel war das Schriftstück, von dem Iwan Aljoscha als von einem unwiderleglichen Beweise gesprochen hatte, daß Dimitri den Vater erschlagen habe. Es war ein Brief, den Mitja in der Trunkenheit geschrieben — an demselben Abend, nachdem er am Kreuzwege vor dem Kloster mit Aljoscha zusammengetroffen war. Kurz vorher war es bei Katerina Iwanowna zu der Szene gekommen, in der Gruscentka sie so unverzeihlich beleidigt hatte.

Mitja war nach der Trennung von Aljoscha zu Gruscentka geeilt; wer weiß, ob er sie getroffen hatte. Jedenfalls war er sehr spät im Gasthaus „Zur Großstadt“ erschienen und hatte sich einen gehörigen Rausch angetrunken. Dann hatte er Feder und Papier verlangt und diesen verhängnisvollen Brief geschrieben. Es war ein schwärmerischer, wortreicher

und zusammenhangloser Gefühlserguß, ein echtes Stück der Trunkenheit. Der Brief klang wie eine Rede eines Betrunknen, der, nach Hause gekommen, seiner Frau oder sonst einem Angehörigen berichtet, daß man ihn soeben schwer beleidigt habe, welsch ein Schuft der Beleidiger und welsch ein prächtiger Mensch er dagegen sei, und wie er es jenem Schuft heimzahlen werde — alles mit einem unglaublichen Wortschwall und leidenschaftlich vorgetragen, unter Faustschlägen auf den Tisch und unter trunkenen Tränen.

Das Papier, auf dem Mitja geschrieben hatte, war ein Bogen schlechten Schreibpapiers, auf dessen Rückseite eine Rechnung stand. Der trunkenen Redseligkeit hatte der zur Verfügung stehende Raum nicht genügt. Mitja hatte nicht nur alle Ränder und Ecken beschrieben, sondern die letzten Zeilen noch quer über das Geschriebene gesetzt. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Unglückselige Katja! Morgen werde ich mir das Geld verschaffen und Dir Deine Dreitausend zurückerstatten. Dann leb wohl — Du großen Zornes fähiges Weib! Doch leb wohl dann auch meine Liebe! Machen wir ein Ende. Morgen werde ich mir von allen Menschen Geld zu verschaffen suchen. Bekomme ich es aber nicht von den Menschen, dann — das schwöre ich Dir! — werde ich zum Vater gehen, ihm den Schädel einschlagen und es unter dem Kissen hervorholen, wenn nur Iwan abreisen würde. Ich werde nach Sibirien zu den Zwangsarbeitern gehen, aber die Dreitausend werde ich Dir zurückgeben. Du aber leb wohl! Ich verneige mich vor Dir bis zur Erde; denn vor Dir stehe ich als Schuft da. Vergib mir, Katja! Nein, vergib mir lieber nicht! Dann wird mir und auch Dir leichter sein! Lieber Zwangsarbeiter als Deine Liebe, denn ich liebe eine andere. Du hast sie heute nur zu gut kennen gelernt, wie solltest Du noch vergeben können! Ich werde ihn totschlagen, der mich bestohlen hat. Ich gehe fort von Euch allen, weit fort nach Osten, um von niemandem mehr etwas zu wissen. Auch von ihr nicht; denn nicht Du allein bist eine Märtyrerin, sondern auch sie. Leb wohl!

P. S. Ich schreibe einen Fluch, und doch bete ich Dich an. Das fühle ich in meinem Herzen. Eine einzige Saite ist noch geblieben, und die klingt fort. Besser ist, man reißt das Herz entzwei. Ich werde mich töten, zuerst aber diesen Hund. Die Drei entreiße ich ihm und werfe sie Dir hin. Wenn ich auch als Schuft vor Dir stehe, bin ich doch kein Dieb! Erwarte die Dreitausend. Bei dem Hunde unter dem Kissen. Ein rosa Bändchen. Nicht ich bin ein Dieb, aber ich werde den Dieb, der mich bestohlen hat, erschlagen. Katja, sieh nicht verächtlich auf mich nieder! Dimitri ist kein Dieb; er wird nur einen Menschen erschlagen. Er hat den Menschen getötet und sich selbst zugrunde gerichtet, um aufrecht stehen zu können und Deine stolze Verachtung nicht ertragen zu müssen. Und Dich nicht lieben zu müssen.

P. P. S. Deine Füße küsse ich. Leb wohl!

P. P. S. S. Katja, bete zu Gott, daß mir die Menschen Geld geben mögen! Dann werde ich meine Hände nicht mit Blut befudeln. Gibst man es mir aber nicht, dann lade ich eine Blutschuld auf mich. Töte Du mich!

Dein Sklave und Dein Feind

D. Karamasoff."

Als Iwan dieses Schriftstück gelesen hatte, erhob er sich taumelnd. Er war überzeugt. Der Bruder war der Mörder und nicht Smerdjäkoff. Nicht Smerdjäkoff — das bedeutete: nicht er, Iwan. Dieser Brief erhielt in seinen Augen sofort die Bedeutung eines klaren, unanfechtbaren Beweises. Jetzt zweifelte er nicht mehr an Mitjas Schuld.

Iwan war vollkommen beruhigt. Am nächsten Morgen dachte er noch mit Verachtung an Smerdjäkoff und seine höhnischen Worte. Nach einigen Tagen wunderte er sich sogar, daß ihm die Beschuldigungen des Dieners hatten so nahegehen können. Er beschloß, ihn zu verachten und zu vergessen. So verging ein Monat. Iwan Fedorowitsch erkundigte sich bei niemandem über ihn; nur hörte er einmal: Smerdjäkoff sei sehr krank und nicht bei vollem Verstande. „Der wird im Irrensinn enden,“ hatte der junge Arzt Warwinski

über ihn geäußert, und Iwan Fedorowitsch hatte sich diesen Ausspruch wohl gemerkt.

In der letzten Woche dieses Monats aber fing er selbst an, sich gesundheitlich nicht wohl zu fühlen. Er hatte sich von dem Arzte, den Katerina Iwanowna aus Moskau verschrieben hatte und der ein paar Tage vor der Gerichtsverhandlung angekommen war, untersuchen lassen.

Gerade in dieser Zeit hatten sich seine Beziehungen zu Katerina Iwanowna aufs äußerste zugespitzt. Sie waren wie zwei erbitterte Feinde, die sich nur ineinander verliebt hatten. Katerina Iwanownas Rückfälle in ihre frühere Liebe zu Mitja, die freilich meistens nur kurzdauernd, dafür aber umso nachhaltender waren, konnten Iwan geradezu rasend machen. Doch eines war dabei sonderbar: Bis zu jenem Auftritt, als Aljoscha, von Mitja kommend, zusammen mit ihm bei ihr eingetreten war, hatte Iwan sie kein einzigmal im Verlaufe des ganzen Monats einen Zweifel an Mitjas Schuld aussprechen hören. Bemerkenswert ist ferner, daß Iwan zwar fühlte, wie er Mitja mit jedem Tage mehr haßte, sich jedoch zugleich bewußt war, daß er ihn nicht wegen dieser Rückfälle Katjas haßte, sondern einzig und allein deshalb, weil er den Vater erschlagen hatte. Das fühlte und wußte er.

Trotzdem war er etwa zehn Tage vor der Gerichtsverhandlung zu Mitja gegangen und hatte ihm den Vorschlag gemacht, zu entfliehen; er hatte ihm den ganzen, fertigen Plan dargestellt. Augenscheinlich hatte er ihn schon seit langem ausgearbeitet. Außer dem Hauptgrunde trieb ihn noch etwas anderes dazu. Es war die noch immer nicht vernarbte Streifwunde in seinem Herzen, die von der klugen Bemerkung Smerdjakoffs zurückgeblieben war: es komme ihm, Iwan, zustatten, wenn man den Bruder verurteile, da er dann statt der Vierzigtausend volle Sechzigtausend erben werde. Deshalb hatte er sich vorgenommen, ganze dreißigtausend Rubel allein von seiner Erbschaft zu geben, um dem Bruder die Flucht zu ermöglichen.

Als er indes damals von ihm sich verabschiedet hatte, war eine trübe, düstere Erregung über ihn gekommen. Er war

sich immer klarer bewußt geworden, daß er die Flucht nicht nur wünschte, um für sie die Dreißigtausend zu opfern, damit die Streifwunde in seinem Herzen vernarbe, sondern noch aus einem ganz andern halb unbewußten Grunde.

„Ist es vielleicht deshalb, weil ich auch in meinem Herzen ein ebensolcher Mörder bin?“ hatte er sich damals gefragt.

Etwas Fernliegendes aber Brennendes hatte seine Seele vergiftet. Vor allem hatte in diesem ganzen Monat sein Stolz gelitten. Doch davon später.

Als Iwan Fedorowitsch nach seiner Unterhaltung mit Aljoscha an seiner Haustür angelangt war und, schon im Begriff, die Klingel zu ziehen, sich plötzlich entschloß, zum drittenmal Smerdjäkoff aufzusuchen, da hatte er unter dem Druck eines jäh ihn überkommenden, heftigen Argers gehandelt. Es war ihm nämlich eingefallen, wie Katerina Iwanowna in Aljoschas Beisein ausgerufen hatte: „Du hast mich überzeugt, daß er der Mörder ist. Nur dir allein habe ich es geglaubt!“

Bei der Erinnerung überließ es ihn wie ein eifriger Schauer, der seine Glieder erstarren ließ. Wie hatte er ihr etwas Derartiges gesagt oder gar versucht, sie zu überzeugen, daß Mitja der Mörder sei. Er hatte vielmehr in ihrer Gegenwart sich selbst verdächtigt, damals als er von Smerdjäkoff gekommen war. Nein, sie hatte ihn von der Schuld seines Bruders überzeugt; denn sie hatte ihm das Schriftstück gezeigt, den Beweis für Mitjas Schuld! Und jetzt sagt sie: „Ich bin selbst bei Smerdjäkoff gewesen.“ Wann war sie bei ihm gewesen? Iwan wußte nichts davon. Also war sie doch nicht so überzeugt von Mitjas Schuld. Und was hatte Smerdjäkoff ihr sagen können? Ein wütender Zorn stieg in ihm auf. Wie hatte er diese Worte durchlassen können!

Schon hatte er den Griff des Klingelzuges in der Hand, da wandte er sich um und begab sich zu Smerdjäkoff.

„Vielleicht erschlage ich ihn heute noch,“ dachte er.

## Der dritte und letzte Besuch bei Smerdjakoff

**N**och war nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein scharfer, trockener Wind sich erhob, wie er schon am Morgen und Vormittag geweht hatte. und feinen, harten Schnee mit sich brachte. Der Schnee fiel zur Erde, ohne auf ihr zu haften; der Wind wirbelte ihn wieder auf, und bald begann ein wildes Schneetreiben.

In dem entlegenen Stadtviertel, wo Smerdjakoff wohnte, gab es fast gar keine Straßenlaternen. Unwillkürlich und wie einem inneren Triebe folgend, schritt Iwan Fedorowitsch dahin, ohne sich um das Schneegestöber zu kümmern. Der Kopf tat ihm weh, und schmerzlich klopfte ihm das Blut in den Schläfen. In seinen Handflächen zuckte es zuweilen wie im Krampf. Das war alles, was er fühlte.

Kurz vor dem Häuschen Marja Kondratjewnas gewahrte er dicht vor sich ein betrunkenes Bäuerlein in kurzem, altem Rocke, das brummend und schimpfend im Zickzack hin und her wankte. Auf einmal hörte es auf zu schimpfen und begann mit heiserer, trockener Stimme zu singen:

„Nach St. Peter fuhr mein Wanka,  
will nicht warten hier auf ihn . . .“

Nach der zweiten Strophe aber brach er ab und fing wieder an, auf jemanden zu schimpfen, um bald von neuem das Lied anzustimmen und wieder nach der zweiten Strophe abzubrechen.

Noch ehe Iwan Fedorowitsch sich seine Gedanken über ihn machen konnte, empfand er schon einen wilden Haß auf ihn. Erst nach einer Weile wurde er sich dessen vollkommen bewußt, und sofort ergriff ihn ein unbezwingbares Verlangen, das Bäuerlein einfach mit der Faust niederzuschlagen. Dieses Verlangen nach einem wuchtigen Faustschlage ergriff ihn übermächtig. Gerade in diesem Augenblicke war er ganz nahe

an ihn herangekommen, und das wankende Bänderlein rannte wüthig mit der Schulter Iwan Fedorowitsch an. In rasender Wut stieß Iwan ihn zurück. Das Bänderlein taumelte und fiel wie ein Klotz auf die hartgefrorene Erde. Nur noch einmal stöhnte es: „Oh!“ und verstummte. Iwan trat an ihn heran. Jener lag auf dem Rücken und rührte sich nicht; er hatte jedenfalls die Besinnung verloren.

„Der wird erfrieren,“ dachte Iwan und ging zu Smerdjäkoff.

Im Flur flüsterte ihm Marja Kondratiwna zu, daß Pawel Fedorowitsch sehr krank sei, er liege zwar nicht zu Bette, aber scheine nicht vollständig klar bei Verstand zu sein und habe sogar befohlen, den See fortzuräumen, weil er keine Lust habe, ihn zu trinken.

„Tobt er etwa?“ fragte Iwan Fedorowitsch grob.

„Ach nein! Ganz mäuschenstill ist er. Sprechen Sie nicht lange mit ihm,“ hat Marja Kondratiwna.

Iwan Fedorowitsch öffnete die Thür und trat in die Stube.

Geheizt war sie ebenso stark wie das vorige Mal; aber einige Änderungen fielen ihm sogleich in die Augen. Die eine Bank war hinausgeschafft. An ihrer Stelle stand ein großes Ledersofa, auf dem ein Bett mit leidlich reinen, weißen Kissen aufgeschlagen war. Auf diesem Bette saß Smerdjäkoff in seinem alten Schlafrock. Der Tisch war vor das Sofa gerückt, so daß es jetzt sehr eng im Zimmer war. Auf dem Tische lag ein dickes Buch mit gelbem Umschlag. Doch Smerdjäkoff las nicht darin; er saß auf dem Bette und tat anscheinend nichts.

Mit langem, stummem Blick empfang er Iwan Fedorowitsch, ohne sich augenscheinlich auch nur im geringsten über sein Erscheinen zu wundern. Er hatte sich sehr verändert. Das Gesicht war mager und gelb geworden. Die Augen waren eingefallen, und auf den unteren Lidern lagen tiefe Schatten.

„Du scheinst wirklich krank zu sein,“ sagte Iwan Fedorowitsch nach seinem Eintreten und blieb stehen. „Ich werde dir nicht lange beschwerlich fallen und bleibe deshalb im Mantel. Wo kann ich mich setzen?“

Er trat an das andere Ende des Tisches, schob einen Stuhl heran und setzte sich.

„Warum siehst du mich so schweigend an? Ich bin nur mit einer einzigen Frage hergekommen, werde aber nicht eher fortgehen, als bis du sie mir beantwortest hast. Ist Fräulein Werchoffzeff bei dir gewesen?“

Emerdjäkoff schwieg lange, betrachtete ihn nur die ganze Zeit, winkte dann mit der Hand ab und wandte das Gesicht zur Seite.

„Was hast du?“ fragte Iwan schroff.

„Nichts.“

„Was heißt das?“

„Sie ist hier gewesen. Was geht das Sie an? Lassen Sie mich in Ruhe.“

„Nein, ich werde dich nicht in Ruhe lassen. Du sagst mir sofort, wann sie hier war.“

„Ich habe vergessen, an sie auch nur zu denken,“ erwiderte Emerdjäkoff mit einem verächtlichen Lächeln. Möglicherweise wandte er das Gesicht wieder Iwan Fedorowitsch zu und warf ihm einen so haßerfüllten Blick zu, als sei er vor lauter Haß bereits von Sinnen. Es war derselbe Blick, mit dem er ihn auch während seines zweiten Besuches vor einem Monat sekundenlang angesehen hatte.

„Wie sehen Sie denn aus? Warum sind Sie so abgemagert?“ fragte er boshaft.

„Was geht dich meine Gesundheit an? Antworte, wonach du gefragt wirst!“

„Warum sind Ihre Augen so gelb geworden? Das Weiße im Auge ist ganz gelb! Machen Sie sich so furchtbare Sorgen?“

Er lächelte verächtlich und brach dann in ein lautes Lachen aus.

„Ich habe dir gesagt, daß ich nicht ohne Antwort fortgehen werde,“ rief Iwan maßlos gereizt.

„Was drängen Sie sich mir auf? Warum quälen Sie mich?“ fragte Emerdjäkoff mit leidender Stimme.

„Was gehst du mich an! Beantworte meine Frage, und ich gehe sofort.“

„Ich habe nichts zu antworten.“ Emerdjäkoff blickte zu Boden.

„Ich werde dich zwingen zu antworten,“ sagte Iwan.

„Was kommen Sie mir alleweil auf den Hals?“ fragte Emerdjäkoff und sah ihn wieder an. Doch lag nicht nur Verachtung, sondern geradezu Widerwille vor ihm in diesem Blick. „Wohl weil morgen die Gerichtsverhandlung ist? Man wird Ihnen nichts tun; seien Sie dessen versichert! Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich ruhig schlafen. Sie brauchen nichts zu fürchten.“

„Ich verstehe dich nicht. Warum sollte ich mich vor morgen fürchten?“ fragte Iwan verwundert, und es überkam ihn eine sonderbare Angst, die ihn wieder wie ein Kälteschauer erfasste. Emerdjäkoff maß ihn mit dem Blicke.

„Sie verstehen mich nicht?“ fragte er gedehnt und vorwurfsvoll. „Was kann einem klugen Menschen daran liegen, so eine Komödie zu spielen!“

Iwan sah ihn stumm an. Schon allein dieser ganz unerwartete, hochmütige Ton, den sein früherer Diener ihm gegenüber anzuschlagen beliebte! In diesem Tone hatte er selbst noch während der letzten Unterredung nicht zu sprechen gewagt.

„Ich sage Ihnen doch, Sie haben nichts zu fürchten. Ich werde nichts gegen Sie aussagen, und es liegt auch keine Verdächtigung vor. Sieh doch einer, wie seine Hände zittern. Weshalb gehen Ihnen die Finger so? Gehen Sie nach Hause, Sie haben ihn nicht erschlagen.“

Iwan fuhr zusammen, ihm fielen Mjoschas Worte ein.

„Ich weiß, daß nicht ich . . .“ stotterte er.

„Ihr wißt es?“ unterbrach ihn Emerdjäkoff.

Iwan sprang auf und faßte ihn an der Schulter.

„Sag alles, ekelhafter Mensch! Sprich alles! Gesteh!“

Emerdjäkoff war nicht im geringsten erschrocken. In sinnlosem Haß blickte er Iwan in die Augen. Sein Blick schien sich geradezu in ihn hineinzubohren.

„Dann haben Sie ihn doch erschlagen?“ flüsterte er ihm leise zu.

Iwan sank auf dem Stuhl zurück, als habe er sich besonnen. Ein böses Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

„Du redest immer noch von dem vorigen Mal? Auch damals sprachst du schon . . .“

„Auch damals begriffen Sie alles, als Sie vor mir standen; und auch jetzt begreifen Sie alles.“

„Ich begreife nur, daß du verrückt bist.“

„Er wird es wirklich nicht überdrüssig. Wir sitzen doch Auge in Auge gegenüber, wozu da Sand in die Augen streuen und Komödie spielen? Oder wollen Sie noch das Ganze auf mich abwälzen, und das mir ins Gesicht? Sie haben ihn erschlagen, Sie sind der Hauptmörder; ich bin nur Ihr Handlanger gewesen, Ihr getreuer Diener, der nur auf Euren Wunsch die Sache ausgeführt hat.“

„Ausgeführt? Hast du ihn denn erschlagen?“

Kalt überlief es Iwan. Es war ihm, als ob in seinem Kopfe etwas erschüttert werde, und er zitterte am ganzen Körper wie unter einem Frostschauer. Verwundert sah ihn Emerdsjäckoff an. Wahrscheinlich machte ihn die Echtheit des Schreckens, den er an Iwan bemerkte, stutzig.

„Haben Sie wirklich nichts davon gewußt?“ stotterte er ungläubig und blickte ihn seltsam lächelnd an.

Iwan sah unverwandt auf ihn; die Stimme versagte ihm vollständig.

Nach St. Peter fuhr mein Banka,  
will nicht warten hier auf ihn . . .“

Klang es ihm plötzlich in die Ohren.

„Ich fürchte, du sitzt als Gespenst vor mir,“ stammelte er endlich.

„Außer uns beiden ist hier noch ein gewisser dritter. Zweifellos ist er zwischen uns beiden.“

„Welcher Dritte?“ fragte Iwan erschrocken und blickte in alle Ecken, als suche er jemanden.

„Dieser Dritte ist Gott; er ist neben uns. Suchen Sie ihn nicht; Sie werden ihn nicht finden.“

„Du hast gelogen, daß du ihn erschlagen hast!“ rief Iwan wie rasend. „Du bist entweder irrsinnig oder willst mich nur reizen und dich über mich lustig machen, wie das vorige Mal.“

Emerdjäkoff betrachtete ihn noch immer ohne jegliche Furcht und verfolgte aufs genaueste jede Bewegung, jeden Gesichtsausdruck. Er glaubte immer noch, daß Iwan alles wisse und sich nur verstelle, um alles auf ihn allein abzumwälzen, und ohne sich auch nur zu schämen, ihm das ins Gesicht zu sagen.

„Warten Sie mal!“ sagte er schließlich mit schwacher Stimme. Langsam zog er den linken Fuß unter dem Tisch hervor und schickte sich an, die Hose aufzukrempeln. Der Fuß steckte in einem Pantoffel und einem langen, weißen Strumpf. Gemächlich band er die Hosenträger los und fuhr mit den Fingern tief in den Strumpf hinein. Iwan sah ihn an und schreckte auf einmal krampfhaft zusammen.

„Er ist irrsinnig!“ stieß er keuchend hervor. Aufspringend taumelte er an die Wand zurück und drückte sich in namenlosem Entsetzen kerzengerade an sie mit starrem Blick auf Emerdjäkoff. Dieser ließ sich indes nicht irre machen. Er suchte ruhig weiter im Strumpfe, als wolle er etwas mit den Fingern fassen und herausziehen. Endlich hatte er es gefaßt und begann zu ziehen. Iwan Fedorowitsch sah, daß es ein ganzes Paket Papiere sein mußte. Emerdjäkoff brachte es hervor und legte es auf den Tisch.

„Hier,“ sagte er, und seine Stimme klang geradezu sanft.

„Was?“ fragte Iwan zitternd.

„Wollen Sie nicht selbst nachsehen?“ fuhr Emerdjäkoff in demselben Tone fort.

Iwan trat an den Tisch und ergriff das Paket, um es zu öffnen. Doch zog er plötzlich seine Finger zurück, als habe er etwas Ekelhaftes angefaßt.

„Die Finger zittern Ihnen ja noch immer wie im Krampf,“ bemerkte Emerdjäkoff und öffnete dann in aller Ruhe das Papier. Im Umschlage lagen drei Pakete regenbogenfarbener Hundertrubelscheine.

„Hier sind die ganzen Dreitausend; Sie brauchen nicht nachzuzählen. Nehmen Sie das Geld,“ forderte er Iwan auf mit einem Nicken des Kopfes nach dem Gelde hin. Iwan sank auf den Stuhl. Er war freidebleich.

„Du hast mich mit diesem Strumpf erschreckt,“ sagte er mit eigenartigem Lächeln.

„Haben Sie es wirklich nicht gewußt?“ fragte ihn Smerdjakoff nochmals.

„Nein. Ich habe stets gedacht, Dimitri sei es. O, Bruder!“ Er griff mit beiden Händen an den Kopf. „Hast du ihn allein erschlagen oder zusammen mit dem Bruder?“

„Nur mit Ihnen zusammen. Dimitri Fedorowitsch ist ganz und gar unschuldig.“

„Gut, gut. Von mir später! Warum zittere ich so? Ich kann die Worte kaum aussprechen.“

„Damals waren Sie alleweil recht kühn; alles ist erlaubt. Aber sieh einer, wie Sie jetzt erschrocken sind!“ äußerte Smerdjakoff verwundert. „Wollen Sie Limonade trinken? Ich bestelle sogleich. Sie erfrischt sehr. Nur müßte man dies hier vorher zudecken.“

Wieder nickte er nach dem Gelde hin. Er schickte sich bereits an, aufzustehen, um Marja Kondratiowna zu rufen und die Limonade zu bestellen; doch suchte er noch etwas, womit er das Geld zudecken könnte. Er fand aber nichts. Das Taschentuch, das er hervorzog, war wieder sehr schmutzig. So nahm er vom Tische das dicke, gelbe Buch und legte es auf das Geld. Unwillkürlich las Iwan Fedorowitsch den Titel: „Predigten unseres von Gott erleuchteten Paters Isaak Sirin.“

„Ich will keine Limonade. Von mir später. Setze dich! Wie hast du das gemacht? Sage alles!“

„Legen Sie den Mantel ab. Sie geraten ja ganz in Schweiß.“

Iwan Fedorowitsch riß seinen Mantel herunter, als sei ihm erst jetzt eingefallen, daß er ihn noch an habe, und warf ihn, ohne sich vom Stuhl zu erheben, auf die Bank.

„Also sprich jetzt, sage mir alles!“

Er schien jetzt vollkommen ruhig. Er rechnete bestimmt damit, daß Smerdjäkoff jetzt alles sagen werde.

„Sie meinen, wie alles vor sich gegangen ist?“ fragte Smerdjäkoff mit einem Seufzer. „Ganz natürlich wurde es gemacht auf Ihre Worte hin.“

„Von meinen Worten später,“ unterbrach ihn Iwan wieder. Doch klangen seine Worte schon fest und deutlich, als sei er wieder ganz Herr über sich. „Erzähle nur ausführlich, wie du es gemacht hast. Alles der Reihe nach. Die Einzelheiten sind die Hauptsache. Vor allem vergiß nicht die Einzelheiten. Also bitte!“

„Sie fahren fort, und an demselben Tage fiel ich in den Keller.“

„War es ein Anfall, oder stelltest du dich nur so?“

„Natürlich stellte ich mich nur so. Ich ging die Treppe ruhig hinunter bis ganz nach unten, legte mich hin und stieß erst im Liegen das Geheul aus. Dann schlug ich um mich, bis man mich hinaustrug.“

„Und auch am Tage nach dem Morde und die ganze Zeit im Krankenhause hast du dich so angestellt?“

„Nicht die Spur. Gleich am nächsten Morgen bekam ich einen echten Anfall, und der war so stark, wie ich ihn seit Jahren nicht gehabt habe. Zwei Tage lang war ich völlig bewußtlos.“

„Gut. Erzähle weiter.“

„Man legte mich auf das Bett hinter der Bretterwand. Ich hatte schon im voraus gewußt, daß man mich dorthin bringen werde. Denn Marfa Ignatiowna hat es jedesmal getan, wenn ich krank war, um mich stets ganz in der Nähe zu haben. Sie ist alleweil von meiner Geburt an sehr gut zu mir gewesen. In der Nacht stöhnte ich nur leise. Ich erwartete Dimitri Fedorowitsch.“

„Du erwartetest ihn? Wußtest du, daß er zu dir kommen werde?“

„Warum zu mir? Ich erwartete, daß er ins Haus kommen werde. Denn ich zweifelte nicht, daß er in jener Nacht kommen werde, weil er mich krank wußte und keinerlei Nachrichten

hatte. Also mußte er bestimmt über den Zaun klettern, um etwas anzurichten."

"Wenn er nicht gekommen wäre?"

"Dann wäre nichts gewesen. Ohne ihn hätte ich mich zu nichts entschlossen."

"Gut! Sprich deutlicher, lasse dir Zeit; aber übergehe nichts."

"Ich erwartete, daß er Fedor Pawlowitsch totschlagen werde; das stand für mich fest. Ich hatte ihn schon so bearbeitet in den letzten Tagen. Und die Hauptsache! Er wußte um die Zeichen. Bei seinem Jähzorn und Mißtrauen, das sich in jenen Tagen noch gewaltig gesteigert hatte, mußte er zweifelsohne ins Haus eindringen. Das war doch klar. So erwartete ich ihn."

"Erlaube mal!" unterbrach ihn Iwan wieder. "Wenn er ihn erschlagen hätte, dann hätte er das Geld genommen und wäre fortgegangen. Das hättest du dir doch auch sagen müssen. Was wäre in diesem Falle für dich übrig geblieben. Ich verstehe dich nicht."

"Er hätte das Geld nie gefunden. Ich hatte ihm nur so gesagt, daß das Geld unter dem Kopfkissen liege. Das war gar nicht wahr. Zuerst hatte es in der Schublade gelegen. Dann aber hatte ich Fedor Pawlowitsch gesagt, weil er mir allein vertraute: es sei besser, das Geld in die Ecke hinter die Heiligenbilder zu tun; dort werde es niemand suchen, zumal nicht, wenn es Eile habe. So lag denn das Paket in der Ecke hinter den Heiligenbildern. Es unter dem Kissen aufzubewahren, wäre ganz lächerlich gewesen. In der Schatulle war es wenigstens verschlossen. Jetzt glauben alle, daß es unter dem Kopfkissen gelegen hat. Man kann sich über die Dummheit der Menschen nur wundern. Also wenn Dimitri Fedorowitsch auch den Totschlag begangen hätte, so hätte er doch nichts gefunden und wäre entweder eilends fortgelaufen bei einem Geräusch oder wäre festgehalten worden. Somit hätte ich immer noch am nächsten Tage oder in derselben Nacht zu den Heiligenbildern hinaufklettern, das Geld nehmen und fertbringen können, und aller Verdacht wäre auf Dimitri

Fedorowitsch gefallen. Darauf konnte ich alleweil hoffen."

"Aber wenn er ihn nicht totgeschlagen, sondern nur verprügelt hätte?"

"Dann hätte ich selbstverständlich das Geld nicht zu nehmen gewagt, und alles wäre umsonst gewesen. Aber wenn er ihn auch nur bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen hätte, so hätte ich in der Zwischenzeit das Geld fortgenommen und nachher Fedor Pawlowitsch einfach gesagt: „Dimitri Fedorowitsch und niemand anders habe das Geld genommen.“"

"Halt! Du hast mich ganz irre gemacht. So hat ihn doch Dimitri Fedorowitsch erschlagen, und du hast nur das Geld genommen?"

"Nein, Dimitri Fedorowitsch hat ihn nicht erschlagen. Ich könnte Ihnen jetzt noch sagen: Dimitri Fedorowitsch sei der Mörder. Doch ich will Euch jetzt nicht belügen. Denn haben Sie, wie ich selber sehe, auch bisher wirklich nichts verstanden und sich nicht verstellt, um die eigene Schuld auf mich abzuwälzen, ganz unverschämt mir ins Gesicht, so sind sie doch ganz allein an allem schuld; denn Sie wußten um den Mord und hatten mich beauftragt, ihn auszuführen. Sie selbst aber verreisten, trotzdem Sie alles wußten. Darum will ich Ihnen heute abend beweisen, daß der Hauptmörder nur Sie sind, daß ich am allerwenigsten der Mörder bin. Der wahre Mörder sind Sie!"

"Warum soll ich der Mörder sein?" rief Iwan ganz verzweifelt, der wieder vergaß, daß er alles auf ihn Bezügliche bis zum Schlusse der Unterhaltung hatte hinauschieben wollen.

"Du meinst noch immer wegen der Fahrt nach Fiskermaschna? Wozu brauchtest du mein Einverständnis, wenn du diese Fahrt als Einverständnis angesehen hast? Wie erklärst du das?"

"War ich erst Ihres Einverständnisses sicher, so wußte ich auch, daß Ihr wegen der Dreitausend keinen Lärm machen würdet nach Eurer Rückkehr, falls die Obrigkeit aus irgendeinem Grunde mich statt Dimitri Fedorowitsch verdächtigen oder auch nur für seine Helfershelfer ansehen sollte, mich vielmehr noch in Schutz nehmen würdet. Wäre Ihnen dann das rechtmäßige Erbe zugefallen, so hätten Sie mich für mein

ganzes Leben belohnen können, zumal Sie nur durch mich das Erbteil erhalten hätten. Denn wenn der Herr Argrafena Alexandrowna geheiratet hätte, dann hätten Sie nur eine lange Nase zu sehen bekommen.“

„Du hattest also die Absicht, mich mein ganzes Leben lang zu quälen!“ sagte Iwan, innerlich vor Wut knirschend. „Wenn ich dich aber zur Anzeige gebracht hätte?“

„Was hätten Sie anzeigen können? Daß ich Ihnen zugeredet hätte, nach Tschermaschna zu fahren. Das ist doch nur dummes Gerede. Und dann — Sie wären nach dem Gespräch gefahren oder geblieben. Wären Sie geblieben, so wäre nichts geschehen. Denn ich hätte gewußt, daß Sie es nicht wußten, und hätte mich ruhig verhalten. Verreisten Sie jedoch, so versicherten Sie mir, daß Sie nicht wagen würden, vor Gericht etwas gegen mich auszusagen, und hätten mir die Dreitausend geschenkt. Auch später hätten Sie mir nichts anhaben können; denn ich hätte vor Gericht alles ausgesagt. Daß ich der Dieb oder Mörder bin, hätte ich nie gesagt, sondern nur daß Sie mir zum Mord und Diebstahl zugeredet hätten, ich indes nie eingewilligt hätte. Dazu brauchte ich Euer Einverständnis. Sie sollten keine Möglichkeit haben, mich irgendwie in die Enge zu treiben, zumal Sie keinen Beweis vorbringen konnten, ich vielmehr im Stande war, Sie alleweil hineinzulegen. Ich brauchte nur aufzudecken, wie sehr Sie den Tod Ihres Vaters wünschten. Und mein Wort darauf! Mir hätten alle geglaubt; Sie hätten sich aber Ihr ganzes Leben lang schämen müssen.“

„So habe ich seinen Tod gewünscht?“ fragte Iwan wieder erbleichend.

„Gewiß und mit Ihrem Einverständnis haben Sie mir die Tat stillschweigend erlaubt.“

Smerdjakoff sah ihn fest an. Er war sehr schwach und sprach leise. Doch in seinem Innern mußte etwas ihn antreiben. Offenbar hatte er eine bestimmte Absicht. Iwan fühlte es.

„Fahre fort,“ sagte er, „erzähle weiter von jener Nacht.“

„Was ist noch weiter zu erzählen? Da liege ich und höre

plötzlich, als habe der Herr einen Schrei ausgestoßen. Grigori Wassiljewitsch war kurz zuvor aufgestanden und hinausgegangen. Auf einmal höre ich, wie Grigori schreit, und dann ist wieder alles still und dunkel. So liege ich denn und warte, das Herz klopft, und ich kann es nicht mehr aushalten. Schließlich stand ich auf und ging. Das Fenster nach dem Garten zu war weit auf. Ich ging noch ein paar Schritte weiter, um zu horchen, ob er im Zimmer lebendig ist oder schon tot. Da hörte ich, wie der Herr sich bewegt und stöhnt, also noch am Leben ist. So trat ich ans Fenster und rief den Herrn an.“

„Er aber fuhr auf: ‚Er war hier, jetzt ist er fortgelaufen.‘ Also Dimitri Fedorowitsch war dagewesen. ‚Er hat Grigori erschlagen.‘

‚Wo?‘ fragte ich flüsternd.

‚Dort, bei der Zaunhecke,‘ antwortete er gleichfalls flüsternd.

„So ging ich denn nach der Ecke und stieß auch auf den liegenden Grigori Wassiljewitsch, der ganz blutüberströmt und bewusstlos war. Es muß also wahr sein, dachte ich mir, daß Dimitri Fedorowitsch gekommen war. Im selben Augenblick beschloß ich, allem ein Ende zu machen, zumal Grigori Wassiljewitsch, wennschon er noch lebte, doch bewusstlos war und nichts sehen und hören konnte. Nur eine Gefahr war, daß Marfa Ignatiowna inzwischen erwachte. Das fühlte ich wohl. Aber die Eier hatte mich schon so erfaßt, daß mir sogar der Atem ausblieb.

„Ich ging wieder ans Fenster des Herrn und sagte: ‚Agrafena Alexandrowna ist da; sie läßt bitten, hereinkommen zu können.‘

„Wie er da zusammenfuhr, rein wie ein Kind! ‚Wer?‘ stöhnte er nur vor Aufregung, glaubte es aber noch nicht.

‚Dort steht sie,‘ sagte ich, ‚macht nur die Tür auf!‘

„Da sah er mir gerade ins Gesicht. Ich stand draußen am Fenster, mein Gesicht war beleuchtet. Er traute mir nicht recht und fürchtete sich zu öffnen.

„Jetzt fürchtet er sich sogar vor mir,‘ dachte ich bei mir.

„Und wie lächerlich! Da fiel mir ein, die Zeichen am Fensterrahmen zu klopfen, die bedeuteten: Gruschenka ist ge-

kommen, und gerade vor seinen Augen. Den Worten schien er nicht recht zu trauen. Sobald ich indes die Zeichen geklopft hatte, traute er sofort und lief eilends hin, um die Tür aufzumachen. Und er machte auch auf. Ich wollte schon eintreten. Doch er stand noch davor und wollte mir den Eingang versperren und mich nicht ganz hineinlassen.

„Wo ist sie?“ fragte er, sah mich an und zitterte.

„Wenn er mich schon fürchtet, dachte ich, ist es schlimm genug. Da wurden auch mir vor Angst die Füße ganz schwach, daß er mich nicht hereinlassen und Hilfe rufen werde, oder daß Marfa Ignatiowna herbeigelaufen komme oder sonst etwas geschah — ich weiß nicht mehr, was. Ganz blaß stand ich vor ihm.

„Da flüsterte ich ihm denn ganz leise zu: ‚Aber dort unterm Fenster. Haben Sie sie nicht gesehen?‘

‚Bringe sie doch her!‘ sagte er.

‚Aber sie fürchtet sich gewaltig,‘ erwiderte ich; ‚sie hat vom Geschrei Angst bekommen und sich hinter dem Gebüsch versteckt. Rufen Sie sie selber aus dem Fenster!‘

‚Gruschenka,‘ rief er, ‚bist du hier?‘ Er rief es, beugte sich aber nicht zum Fenster hinaus. Keinen Schritt wollte er von mir fortgehen, alles aus Angst, weil er sich gewaltig vor mir fürchtete.

‚Aber sehen Sie doch, da ist ja Agrafena Alexandrowna,‘ sagte ich, ging zum Fenster und beugte mich selbst weit hinaus, ‚da ist sie hinter dem Hollunderbusch; sie lacht Ihnen zu; sehen Sie sie wirklich nicht?‘

„Da glaubte er mir mit einemmal und erzitterte am ganzen Leibe — war er doch schon zu sehr in sie verliebt. Er kam ans Fenster und beugte sich weit hinaus. Da ergriff ich den Briefbeschwerer — Sie erinnern sich seiner wohl noch; er wog drei Pfund — und hieb von hinten gerade mit der Ecke auf den Scheitel. Er schrie nicht einmal auf, sondern sank in sich zusammen. Nochmals und zum drittenmal hieb ich zu. Beim drittenmal fühlte ich, daß ich durchgeschlagen hatte. Plötzlich fiel er hin auf den Rücken, mit dem Gesicht nach oben, ganz blutüberströmt.

Ich beschaute mich selber: ich war nicht mit Blut bespritzt. Den Briefbeschwerer wischte ich ab, legte ihn wieder hin, stieg auf einen Stuhl, holte das Geld herunter, das hinter den Heiligenbildern lag, nahm es aus dem Umschlag; den Umschlag aber warf ich vor das Bett auf den Fußboden und daneben das rosa Bändchen. Darauf ging ich in den Garten; doch zitterten mir noch alle Glieder. Geradeswegs ging ich zu dem Apfelbaum, dessen Stamm hohl ist — Sie kennen ja die Höhlung. Ich hatte sie mir schon lange gemerkt und Papier und Lappen bereitgelegt. Das Geld wickelte ich in Papier und dann in Zeug und stopfte das Paket tief hinein. Dort hat es über zwei Wochen gelegen. Erst als ich aus dem Krankenhause kam, nahm ich das Geld heraus.

„Nun, und dann ging ich zurück, legte mich wieder in mein Bett und dachte in meiner Angst: ‚Wenn Grigori Wassiljewitsch totgeschlagen ist, kann es verflucht gefährlich werden; kommt er aber wieder zu sich, so macht sich alles wunderschön, zumal er dann bezeugen wird, daß Dimitri Fedorowitsch dagesewesen ist und somit erschlagen und das Geld geraubt hat.‘

Da fing ich denn vor lauter Unruhe und Ungeduld an zu stöhnen, um Marfa Ignatiowna aufzuwecken. Endlich wachte sie auf und kam zu mir gelaufen. Wie sie aber bemerkte, daß Grigori Wassiljewitsch nicht da war, lief sie hinaus. Auf einmal hörte ich sie im Garten laut aufschreien. Dann ging es die ganze Nacht so weiter. Ich war aber ganz beruhigt.“

Smerdjäkoff hielt inne. Ohne sich zu rühren, hatte ihm Iwan zugehört; nicht einmal die Augen ließ er von ihm ab. Smerdjäkoff hatte während seiner Erzählung ihm nur hier und da einen Blick zugeworfen, sonst immer wegesehen. Als er geendet hatte, war er augenblicklich selbst sehr erregt. Sein Atem ging schwer. Doch war es schwer zu erraten, ob er Neue oder überhaupt etwas empfand.

„Aber die Tür?“ fragte Iwan nach kurzem Nachdenken. „Wenn er die Tür erst für dich aufgemacht hat, wie hat Grigori sie vor dir offen sehen können? Grigori war doch vor dir in den Garten gegangen.“

Mit der ruhigsten Miene stellte Iwan seine Frage in auffallend friedlichem Tone. Wäre in diesem Augenblicke jemand zur Thür hereingetreten und hätte beide von der Schwelle aus betrachtet, so hätte er unbedingt glauben müssen: sie unterhielten sich vollkommen ruhig über einen gewöhnlichen, wenn auch vielleicht interessanten Gegenstand.

„Wenn Grigori Wassiljewitsch sagt, er habe die Thür offen gesehen, so hat ihm das nur so geschienen,“ bemerkte Emerdsjakoff mit spöttischem Lächeln. „Er ist ja auch kein Mensch, sondern nur sozusagen eine Abart von einem störrischen Wallach. Ohne etwas gesehen zu haben, ist es ihm nur so vorgekommen. Aber er besteht darauf, und kein Mensch wird ihn davon abbringen. Es ist ein ganz besonderes Glück für uns beide, daß er so veressen darauf ist; denn auf seine Aussage hin wird man Dimitri Fedorowitsch sicherlich verurteilen.“

„Höre,“ unterbrach ihn Iwan Fedorowitsch zerstreut, als verwirre sich sein Denken wieder und bemühe er sich, etwas Klar zu erfassen. „Ich wollte dich noch vieles fragen, habe es aber vergessen. Sage mir das eine noch: warum machtest du den Briefumschlag im Zimmer auf und liehest ihn da liegen? Warum brachtest du ihn nicht so fort, wie er war? Bei deiner Erzählung schien es mir, als habest du deine Handlungsweise für richtig und selbstverständlich gehalten. Warum aber, verstehe ich nicht.“

„Aus einem ganz besonderen Grunde habe ich es getan. Warum sollte ein Mensch, der wie ich alles wußte, der das Geld schon früher gesehen, der vielleicht selber geholfen, das Bändchen umzubinden, und mit eigenen Augen wahrgenommen hatte, wie der Umschlag versiegelt und mit der Aufschrift versehen wurde — warum sollte dieser Mensch nach einem Morde das Paket noch aufreißen und bei seiner Eile das Geld nachzählen, da er jedoch genau weiß, wieviel darin ist? Ein Räuber wie ich hätte sogleich das Paket in die Tasche gesteckt, ohne es weiter zu untersuchen, und wäre damit verduftet. Dimitri Fedorowitsch hingegen hätte ganz anders gehandelt. Er wußte um das Paket nur aus meinen Andeutungen; selbst

hatte er es nie gesehen; hätte er es also unter dem Kissen gefunden, wie man meint, dann hätte er es gleich an Ort und Stelle aufgerissen und sich überzeugt, ob sich auch wirklich die vermutete Summe darin befand. Den Umschlag hätte er in der Eile liegen lassen, ohne nachzudenken und sich zu sagen, daß das Stück Papier als Beweis gegen ihn dienen könne, weil er noch nicht gewöhnt ist zu stehlen. Hätte er es aber in diesem Falle über sich gebracht, das Geld zu nehmen, so wäre es trotzdem nach seiner Meinung kein Diebstahl gewesen, sondern er hätte nur sein gestohlenen Eigentum wiedergeholt, wie er es ja auch in der ganzen Stadt ausgestreut hat. Diesen Gedanken habe ich bei meinem Verhör vor dem Staatsanwalt nicht gerade klar und deutlich zum Ausdruck gebracht. Aber ich habe ihn mit anderen Worten, als ob er mir ganz fremd sei, so geschoben und gelenkt, daß er schließlich wie von selbst darauf kommen mußte, so daß der Staatsanwalt sich vor lauter Freude die Lippen leckte."

"Das alles hast du in der kurzen Zeit bedenken können?" fragte Iwan Fedorowitsch ganz entsetzt vor Verwunderung. Wieder sah er Smerdjäköff erschrocken an.

"Ausgeschlossen! Das läßt sich in den wenigen Stunden nicht bedenken! Es war alles schon vorher überlegt."

"Dann hat dir der Teufel also selbst geholfen!" rief Iwan Fedorowitsch. „Du bist nicht dumm, bist im Gegenteil viel klüger, als ich glaubte."

Er stand auf, um zur Beruhigung seiner Nerven einige Male auf und ab zu gehen. Die beklemmende Stimmung wurde ihm unerträglich. Doch der Tisch versperrte den Weg. Er hätte sich zwischen Tisch und Wand fast durchquetschen müssen. So sah er sich nur einmal wie zerstreut um und setzte sich dann wieder. Vielleicht war die Unmöglichkeit zu gehen der Grund, weshalb er dermaßen gereizt auffuhr, als sei die Wut übermäßig in ihm geworden.

"Höre, du gemeiner Kerl! Begreifst du wirklich nicht, daß ich dich nur darum nicht totschlage, weil ich dich für die morgige Gerichtsverhandlung aufbewahre? Gott sieht," rief Iwan und erhob die rechte Hand, „daß vielleicht auch ich

schuldig bin. Vielleicht habe ich den geheimen Wunsch gehabt, daß der Vater sterben möge. Aber so schuldig, wie du glaubst, bin ich nicht; vielleicht habe ich dich dazu nicht angetrieben. Nein, ich habe es nicht getan. Aber gleichviel — ich werde mich morgen vielleicht vor Gericht anzeigen. Alles werde ich sagen. Wir werden beide vor die Richter treten. Was du auch gegen mich aussagen magst, ich nehme alles auf mich; dennoch fürchte ich dich nicht! Ich werde alles bestätigen. Doch auch du wirst vor Gericht alles gestehen müssen. Du mußt. Wir werden beide zusammengehen! So wird es sein!“

In feierlichem Ton schloß Iwan, und seinem Auge sah man an, daß er es ernst meinte.

„Sie sind ganz krank. Ihre Augen schimmern ja ganz gelb,“ sagte Smerdjakoff mitleidig, ohne jeden Spott.

Zusammen werden wir gehen!“ wiederholte Iwan.

„Willst du nicht, bekenne ich allein alles.“

Smerdjakoff schwieg eine Weile, als denke er nach.

„Nichts von allem wird geschehen. Auch Sie werden nicht hingehen,“ sagte er schließlich so bestimmt, als dulde er keinen Widerspruch.

„Du verstehst mich nicht recht,“ versetzte Iwan Fedorowitsch vorwurfsvoll.

„Sie würden sich zu sehr schämen, alles von sich einzugestehen. Obendrein wäre es zwecklos. Denn ich würde sagen, daß ich Ihnen von alledem nichts gesagt hätte; Sie seien entweder krank — wonach es ja auch ganz aussieht — oder aber Euer Bruder tue Ihnen leid; für ihn wollten Sie sich aufopfern und hätten sich deshalb alles gegen mich ausgedacht, zumal Ihr mich stets für eine Mücke und nicht für einen Menschen angesehen habt. Wer wird Ihnen glauben? Haben Sie auch nur einen Beweis?“

„Das Geld dort hast du mir doch gezeigt, um mich zu überzeugen.“

Smerdjakoff nahm das Buch fort, das auf dem Gelde lag, und schob es beiseite.

„Nehmen Sie das Geld an sich und bringen Sie es fort,“ sagte Smerdjakoff, tief Atem schöpfend.

„Selbstverständlich bringe ich es fort. Aber warum gibst du es mir jetzt, wenn du dieses Geldes wegen erschlagen hast?“ Iwan blickte ihn verwundert an.

„Ich brauche es nicht mehr,“ versetzte Smerdjäkoff mit unsicherer Stimme und winkte müde mit der Hand. „Früher dachte ich einmal daran, mit dieser Summe ein anderes Leben anfangen zu können in Moskau oder noch besser im Auslande. Hauptsächlich darum, weil doch alles erlaubt ist. Das haben Sie mich damals ganz richtig gelehrt. Wenn es keinen ewigen Gott gibt, dann gibt es überhaupt keine Tugend, und dann braucht man sie auch gar nicht. Das habt Ihr ganz richtig bemerkt, und das habe ich auch eingesehen.“

„Mit eigenem Verstande?“ fragte Iwan spöttisch lächelnd.

„Dank Ihrer Führung.“

„Und jetzt, wo du das Geld zurückgibst, fängst du an, an Gott zu glauben?“

„Nein, das tue ich nicht,“ sprach Smerdjäkoff vor sich hin.

„Warum gibst du es denn zurück?“

„Ach was, das hat nichts damit zu tun!“ Smerdjäkoff winkte wieder mit der Hand ab. „Sie sagten dazumal selbst, daß alles erlaubt sei. Warum sind Sie denn jetzt so aufgeregte? Sie wollten sogar hingehen und gegen sich aussagen. Davon wird nichts geschehen!“ wiederholte Smerdjäkoff mit fester Stimme.

„Du wirst es sehen!“ sagte Iwan.

„Das kann gar nicht geschehen. Sie sind sehr klug; das Geld lieben Sie auch. Achtung und Ehre gleichfalls, denn Sie sind sehr stolz. Frauenschönheit lieben Sie über alle Maßen; am meisten aber: reich zu leben und vor niemandem den Hut ziehen zu müssen. Sie werden doch nicht so dumm sein und sich Ihr Leben für alle Zeiten verpfuschen — solche Schande vor Gericht auf sich zu nehmen! Sie sind von Fedor Pawlowitschs Kindern ihm am ähnlichsten; Sie haben ganz seine Seele.“

„Du bist nicht dumm,“ sagte Iwan verwundert. Plötzlich schoß ihm das Blut glühend ins Gesicht. „Anfangs glaubte ich, du seiest dumm. Hast du jetzt im Ernst gesprochen?“ fragte

er und betrachte Smerdjäkoff mit ganz anderen Blicken.  
„Mur um Ihres Stolzes wegen glaubten Sie, ich sei dumm. Nehmen Sie das Geld.“

Iwan nahm die drei Geldpakete und steckte sie, ohne sie einzuwickeln, in die Tasche.

„Morgen werde ich es vorweisen, wenn wir vor Gericht sind.“

„Es wird Ihnen niemand glauben. Als ob Sie nicht genug Geld hätten! Da haben Sie eben aus dem eigenen Beutel die Dreitausend genommen.“

Iwan stand auf.

„Ich sage dir nochmals: wenn ich dich nicht totgeschlagen habe, so geschah es nur, weil ich dich zu morgen nötig habe. Behalte es, vergiß es nicht!“

„Erschlagen Sie mich doch. Erschlagen Sie mich jetzt gleich,“ sagte Smerdjäkoff in ganz eigentümlicher Weise, und der Blick, mit dem er Iwan anblickte, war so sonderbar. „Sie wagen nicht einmal, das zu tun,“ fuhr er mit bitterem Lächeln fort. „Nichts werden Sie mehr wagen und waren früher so mutig und verwegen.“

„Auf morgen!“ Iwan ging zur Tür.

„Warten Sie! Zeigen Sie mir es nochmal!“

Iwan zog das Geld aus der Tasche. Über zehn Sekunden lang sah Smerdjäkoff es an.

„Gehen Sie,“ sagte er mit einer Handbewegung. „Iwan Fedorowitsch,“ hielt er ihn wieder zurück.

Iwan drehte sich um: „Was willst du?“

„Leben Sie wohl!“

„Auf morgen!“ wiederholte Iwan und verließ das Haus.

Das Schneetreiben hatte noch nicht aufgehört. Die ersten Schritte tat er fest und sicher; doch plötzlich war ihm, als fange er an zu wanken. Eine große Freude schien seine Seele zu erfüllen. Die Zweifel und Ahnungen der letzten Wochen, die ihn so gefoltert hatten, waren überwunden.

„Der Entschluß ist gefaßt; ich werde ihn nicht mehr ändern,“ dachte Iwan und fühlte sich glücklich bei dem Gedanken.

In diesem Augenblick stolperte er über etwas und wäre beinahe gefallen. Er blieb stehen und erkannte schließlich in der Dunkelheit vor seinen Füßen das von ihm umgestoßene betrunkene Bäuerlein. Es lag auf derselben Stelle, wo es hingefallen war, regungslos und besinnungslos. Der Schnee hatte ihm schon beinahe das Gesicht verweht. Iwan beugte sich zu dem Liegenden nieder und wollte sich ihn auf den Rücken laden. Da erblickte er in der Nähe ein Licht. Er ging hin, klopfte an den Fensterladen und bat den Besitzer des Häuschens, der ihm die Tür aufmachte, er möge ihm helfen, das Bäuerlein bis zur nächsten Wachtstube zu bringen; für seine Hilfe versprach er ihm drei Rubel. Der Mann kleidete sich an und trat heraus. In der Wachtstube wurde sofort ein Arzt zur Untersuchung herbeigerufen, und wieder gab Iwan, ohne zu zählen, Geld für die Ausgaben und die Mühe. Die Sache nahm eine ganze Stunde in Anspruch. Er war sehr zufrieden.

„Wenn mein Entschluß für morgen nicht so fest gefaßt wäre,“ dachte er, und der Gedanke machte ihn beinahe glücklich, „hätte ich mich nicht eine ganze Stunde mit diesem betrunkenen Bauern abgegeben. Ich wäre vorübergegangen; meinetwegen hätte er erfrieren können. Wie gut ich mich aber selbst beobachten kann!“ dachte er gleich darauf mit noch größerer Zufriedenheit. „Und die glaubten, ich würde wahn-sinnig!“

Vor seiner Haustür tauchte in ihm unerwartet die Frage auf, ob er nicht dem Staatsanwalt sofort Mitteilung machen solle. Doch er trat ins Haus und entschloß sich: „Morgen alles!“

Aber sonderbar: seine ganze freudige Stimmung und die erhebende Selbstzufriedenheit waren mit einem Schlage geschwunden. Als er im Zimmer war, meinte er eine eisige Kälte am Herzen zu verspüren wie die Erinnerung an etwas Qualvolles und Abstoßendes, das sich gerade in diesem Zimmer befand, oder auch schon früher dagewesen war.

Erschöpft ließ er sich aufs Sofa nieder. Die alte Magd brachte ihm den Samowar. Er goß sich ein Glas Tee ein,

rührte es indes nicht an. Die Alte schickte er fort. Er stützte den Arm auf die Seitenlehne des Sofas; ihm schwindelte. Er fühlte sich krank und völlig kraftlos. Schon wollte er in der Sofaecke einnicken; aber eine innere Unruhe trieb ihn immer wieder auf. Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, um den Schlaf zu verschrecken. Mitunter war ihm, als phantasiere er.

Doch nicht seine Krankheit beschäftigte ihn. Er setzte sich wieder hin und sah sich bisweilen um, je länger desto schärfer, als suche er etwas. Das tat er immer wieder. Schliesslich heftete sich sein Blick auf einen bestimmten Punkt. Ein kurzes Lächeln erschien auf seinen Lippen und das Blut stieg ihm vor Zorn ins Gesicht bis hinauf in die Stirn. Lange saß er so da und stützte den Kopf mit beiden Händen. Doch seine Augen spähten immer noch nach jenem einen Punkt an der gegenüberliegenden Wand. Augenscheinlich befand sich dort etwas, das ihn beunruhigte und erregte und doch zu gleicher Zeit wieder anzog.

9

## Der Teufel. Iwan Fedorowitschs Alp

**I**wan Fedorowitsch befand sich an diesem Abend kurz vor dem Ausbruch eines Nervenfiebers, das sich schon lange in seinen überanstrengten Nerven vorbereitet hatte, dem er nur infolge seiner hartnäckigen Widerstandskraft bis dahin nicht erlegen war. Durch übermäßige Anspannung seines Willens hatte er den Ausbruch der Krankheit hinausgeschoben und hoffte vielleicht, ihrer durch seinen Willen völlig Herr zu werden. Er wußte, daß er nicht gesund war. Aber es paßte ihm gar nicht, in dieser Zeit krank zu werden, in den bevorstehenden schicksalsschweren Stunden seines Lebens, wo es darauf ankam, kühn und

entschlossen Zeugnis abzulegen und sich vor sich selbst zu rechtfertigen.

Übrigens war er einmal bei dem berühmten Moskauer Arzt gewesen, den Katerina Iwanowna gerufen hatte. Dieser hatte ihn aufmerksam angehört, untersucht und dann gesagt: er habe so etwas wie eine Gehirnzerrüttung, und war gar nicht erstaunt gewesen über das Zugeständnis, das Iwan Fedorowitsch ihm zuguterlekt, seinen Widerwillen nieder kämpfend, abgelegt hatte.

„Sinnesstauschungen sind bei Ihrem Zustande sehr leicht möglich,“ hatte der Arzt gemeint, „obgleich man sie noch feststellen müßte. Im übrigen müssen Sie sofort mit einer ersten Kur beginnen, sonst kann es sehr schlimm werden.“

Iwan Fedorowitsch schlug aber den guten Rat in den Wind und tat nichts für seine Gesundheit.

„Noch kann ich gehen; folglich reichen die Kräfte. Falle ich hin, mag mich pflegen, wer Lust hat,“ dachte er.

So saß er jetzt in seinem Zimmer und wußte beinahe selbst, daß er im Fieber phantasierte, und blickte angestrengt auf die andere Wand, als betrachte er dort etwas genau.

Dort saß plötzlich jemand! Wie und wann er hereingekommen war, mag Gott wissen. Als Iwan Fedorowitsch nach der Rückkehr von Smerdjakoff das Zimmer betreten hatte, war niemand darinnen gewesen. Es war das ein Herr um die Fünfzig herum mit dunklem, dichtem, nur stellenweise ergrautem Haar und gleichfalls etwas grau untermischtem Spitzbart. Er trug einen kurzen, anscheinend vom besten Schneider gearbeiteten, aber schon ziemlich abgetragenen, braunen Rock, der vor ungefähr drei Jahren gearbeitet sein mochte und somit ganz aus der Mode gekommen war. Die Wäsche, die schärpenartige, lange Krawatte, alles war so, wie die feinen Herren es trugen. Nur war die Wäsche, wenn man genauer hinsah, schon ein wenig schmutzig und die Krawatte recht abgetragen. Die karierten Hosen saßen tadellos, waren indes wieder zu hell und irgendwie zu eng. Auch der weiße, weiche Filzhut, den der Gast gar nicht der Jahreszeit entsprechend mitgebracht hatte, war nicht mehr zeitgemäß.

Mit einem Wort: Das Äußere sah nach Wohlansständigkeit aus bei äußerst knappem Taschengelde.

Man konnte glauben, der Herr gehöre jener Klasse von arbeitscheuen Gutsherren an, die zur Zeit der Leibeigenschaft ein faules Leben geführt hatten. Offenbar hatte er etwas mehr von der Welt gesehen und sich in guter Gesellschaft bewegt, und hielt sich vielleicht auch jetzt noch oben, war aber allmählich infolge seiner Verarmung nach der Aufhebung der Leibeigenschaft zu einem besseren Schmaroker herabgesunken, der sich als ewiger Gast bei alten Bekannten herumtreibt, die ihn wegen seines verträglichen Wesens gutmütig bei sich dulden.

Die Miene des unerwarteten Gastes war nicht gerade gutmütig, aber zu jedem liebenswürdigen Ausdruck bereit. Eine Uhr hatte er nicht bei sich; dafür trug er ein Augenglas in Schildpatteinfassung an einem schwarzen Bande. Den Mittelfinger der rechten Hand zierte ein massiv goldener Ring mit billigem Stein.

Iwan Fedorowitsch schwieg vor Ärger und wollte überhaupt nicht sprechen. Der Gast wartete und saß genau so da wie ein Krippenreiter, der soeben aus seinem Zimmer gekommen ist, um den Hausherrn bei Tisch Gesellschaft zu leisten, vorläufig indes noch rücksichtsvoll schweigt, da der Hausherr beschäftigt ist oder mit gerunzelter Stirn nachdenkt. Doch ist er augenblicks zu einem liebenswürdigen Gespräch bereit, sobald der Hausherr beginnen will. Plötzlich sprach sich in seinem Gesicht eine gewisse Besorgnis aus.

„Entschuldige, wenn ich störe,“ begann er hastig; „ich möchte dich nur erinnern: Du gingst doch zu Smerdjakoff, um ihn über Katerina Iwanowna auszufragen, und bist fortgegangen, ohne das Gewünschte zu erfahren. Du hast es wohl vergessen.“

„Nichtig!“ entfuhr es Iwan, und seine Miene verfinsterte sich. „Ja, ich vergaß. Es bleibt sich übrigens gleich; ich habe alles auf morgen verschoben,“ brummte er vor sich hin. „Du aber laß dir gesagt sein,“ fuhr er erregt den Gast an, „warum mischst du dich so vorwichtig ein? Ich mußte ja glauben, du

hättest mich darauf gebracht, und ich wäre nicht von selbst darauf verfallen!"

„Glaub' es nicht, wenn du nicht willst,“ versetzte lachend der Gast. „Was ist das für ein Glaube, den man erzwingt? Zudem helfen in Glaubenssachen Beweise überhaupt nicht. Da haben wir jetzt die Spiritisten; die sind überzeugt, daß sie dem Glauben nutzen, weil die Teufel ihnen aus jener Welt ihre Hörner zeigen. Das ist doch ein handgreiflicher Beweis, daß es ein Jenseits gibt,“ heißt es. Das Jenseits und handgreifliche Beweise! Und wenn schließlich selbst der Teufel bewiesen ist, so ist damit noch längst nicht gesagt, daß auch Gott bewiesen ist.“

„Höre,“ sagte Iwan und erhob sich. „Ich bin ganz wie . . . Es scheint mir, ich phantasiere. Selbstverständlich tue ich es . . . im Fieber. Du kannst reden, was du willst, mir ist alles gleich. In Wut bringst du mich heute nicht wieder wie das vorige Mal. Nur schäme ich mich irgendeiner . . . Ich will im Zimmer umhergehen. Zuweilen sehe ich dich nicht und höre auch nicht einmal deine Stimme, ganz wie das vorige Mal; aber ich errate immer, was du da brummst. Denn du bist ich; ich rede und nicht du! Nur weiß ich nicht, ob ich das vorige Mal schlief oder dich im Wachen sah. Ich werde das Handtuch mit kaltem Wasser anfeuchten und mir auf die Stirn legen. Vielleicht vergeht es dann.“

Iwan Fedorowitsch tat, wie er gesagt hatte, nahm in der Ecke des Zimmers ein Handtuch und ging mit dem nassen Tuch um den Kopf im Zimmer auf und ab.

„Es gefällt mir, daß wir uns beide ohne weiteres auf Du und Du stellen,“ begann wieder der Gast.

„Dummkopf!“ Iwan lachte. „Soll ich etwa Sie sagen zu dir? Ich bin jetzt bei guter Laune. Nur in der Schläfe fühle ich noch einen Schmerz und im Hinterkopf. Aber philosophiere nicht wie das vorige Mal. Wenn du dich nicht fortpacken willst, schwache wenigstens etwas Unterhaltendes. Krame Klatschgeschichten aus; als Schmarotzer bist du beim Klatschen ja in deinem Element. Daß man so ein Alpdruck nicht los werden kann! Aber ich fürchte mich nicht, kriege dich

schon unter. Mich bringt man nicht in die Irrenanstalt!"

„Reizend gesagt: Schmarozer. Was bin ich denn sonst auf Erden, wenn nicht Schmarozer? Übrigens wundere ich mich, offen gestanden, ein wenig. Du fängst allmählich an, mich für ein wirklich Vorhandenes zu halten, nicht für ein bloßes Gedankenenerzeugnis, wie du nämlich hartnäckig behauptetest.“

„Keinen Augenblick nehme ich dich als wirkliche Wahrheit!“ schrie Iwan zornig. „Lüge bist du, meine Krankheit bist du, nichts als ein Fiebergespinnst! Wüßte ich nur, womit ich dich vernichten könnte! Ich sehe schon, eine Zeitlang werde ich mich quälen müssen. Du bist meine Sinnestäuschung, die Verkörperung meines Ich, übrigens nur eines Teiles von meinem Ich . . . meiner Gedanken und Gefühle, aber nur der niedrigsten und dummfsten. Von diesem Gesichtspunkte aus könntest du mich sogar interessieren, wenn ich nur Zeit hätte, mich mit dir abzugeben.“

„Erlaube, ich werde dich sofort überführen. Als du vorhin bei der Straßenlaterne Aljoscha anfuhrst, das hast du durch ihn erfahren! Woher weißt du, daß er zu mir kommt? Damit meinstest du mich. Folglich glaubtest du doch einen kleinen Augenblick lang, daß ich wirklich bin,“ sagte der Gast mit freundlichem Lachen.

„Ja, das war eine Schwäche der Natur. Ich weiß nicht, schlief ich das vorige Mal, oder ging ich umher? Vielleicht sah ich dich damals nur im Traum und gar nicht in Wirklichkeit.“

„Weshalb warst du denn so unfreundlich zu Aljoscha? Er ist doch ein lieber Junge.“

„Schweig von Aljoscha! Wie kannst du es überhaupt wagen, du Bedientenseele!“

Iwan Fedorowitsch lachte wieder.

„Du schimpfst und lachst dabei — das ist ein gutes Zeichen. Übrigens bist du heute viel liebenswürdiger zu mir als das vorige Mal. Aber ich begreife auch, woher es kommt. Dieser große Entschluß . . .“

„Schweig von dem Entschluß!“ schrie ihn Iwan zornig an.

„Ich verstehe, verstehe schon. Du gehst morgen hin, deinen Bruder zu verteidigen, und opferst dich selbst. Das ist ritterlich!“

„Schweig — oder ich gebe dir einen Fußtritt!“

„Das sollte mich zum Teil freuen; denn mein Zweck wäre dann erreicht. Gibst du mir einen Fußtritt, so glaubst du an meine Wesenhaftigkeit; denn einem Fiebererzeugnis versteht man doch keinen Fußtritt. Doch Scherz beiseite! Mir kann es schließlich gleich sein. Schimpfe nur zu, wenn du Lust hast!“

„Wenn ich dich schimpfe, schimpfe ich mich selbst,“ sagte Iwan und lachte wieder auf. „Du bist ich selbst, bloß mit einem anderen Gesicht. Du sprichst genau das, was ich bei mir denke, und bist überhaupt nicht imstande, mir etwas Neues zu sagen!“

„Stimmen meine Worte mit deinen Gedanken überein, so gereicht mir das nur zur Ehre,“ antwortete der andere zuvorkommend und doch selbstbewußt.

„Nur nimmst du allein meine schlechten Gedanken und besonders die dummen. Dumm und schlecht bist du, Furchtbar dumm bist du. Ich will nichts wissen von dir. Was soll ich tun?“ murmelte Iwan wütend.

„Mein Freund, ich bin immerhin ein Herr und wünsche als solcher behandelt zu werden,“ begann der Gast in einem Anfall echt schwarzerhaften, schon im vornhinein nachgebenden, gutmütigen Ehrgeizes. „Ich bin arm, und wenn auch nicht gerade sehr ehrenhaft, so lebe ich doch mit dem Bemühen, mich angenehm zu machen. Ich liebe die Menschen aufrichtig — man hat mich in vielen Dingen verleumdet! Hier unten fließt mein Leben dahin, als sei es etwas Wirkliches; das gerade gefällt mir am meisten. Denn ich leide genau wie du unter dem Eingebildeten; darum liebe ich eine irdische Wirklichkeit. Hier bei euch hat alles seine bestimmte Form, bei uns gibt es nur Unbestimmtes. Hier gehe ich umher und denke. Ich liebe das Denken. Zudem werde ich auf Erden abergläubisch. Bitte, lache nicht! Gerade das gefällt mir, daß ich abergläubisch werde. Ich nehme hier alle eure Angewohn-

heiten an. Es macht mir Spaß, in das öffentliche Bad zu gehen — kannst du dir das vorstellen? — und mit Popen und Kaufleuten Schwitzbäder zu nehmen. Meine einzige Schwärmererei ist, mich in eine dicke Kaufmannsfrau zu verkörpern und an alles zu glauben, woran sie glaubt. Mein Ideal ist: in die Kirche zu gehen und dort aufrichtigen Herzens einem Heiligen ein Licht zu stellen. Dann hätten meine Leiden ein Ende. Aber du hörst mir gar nicht zu! Weißt du, du bist heute gar nicht wie sonst.“ Er verstummte eine Weile. „Ich weiß, du bist gestern zu jenem Doktor gegangen. Wie steht es mit deiner Gesundheit? Was hat dir der Doktor gesagt?“

„Schafskopf!“ schnitt Iwan kurz ab.

„Willst du wieder schimpfen? Ich habe nicht aus Teilnahme, sondern nur so gefragt. Meinetwegen brauchst du nicht mehr zu antworten. Jetzt kommt wieder die angenehme Jahreszeit, in der das Rheuma anfängt zu wirken.“

„Schafskopf!“ sagte Iwan nochmals.

„Das scheint alles zu sein, was du zu sagen weißt. Im vorigen Jahr hatte ich einen Rheumatismus, an den ich noch heute zurückdenke.“

„Kann der Teufel auch Rheumatismus haben?“

„Warum nicht, wenn ich mich dann und wann verkörpere? Dann muß ich auch alle Folgen auf mich nehmen. Ich bin der Teufel, und nichts Menschliches ist mir fremd.“

„Was? Ich bin der Teufel, und nichts Menschliches . . .“ das ist nicht dumm für einen Teufel!“

„Es freut mich, daß ich es dir endlich recht gemacht habe.“

„Aber das hast du nicht von mir!“ Iwan blieb betroffen stehen. „Das ist mir niemals in den Sinn gekommen, das habe ich nie gehört oder gedacht. Sonderbar!“

„Nun, nicht wahr? Ich will ehrlich sein und es dir erklären. Im Traum, besonders wenn man Alpdrücken infolge eines verdorbenen Magens oder aus sonst einem Grunde hat, sieht der Mensch dermaßen verzwickte Träume, solche Ereignisse oder eine ganze Welt von Ereignissen, die mit seinen Kunstgriffen und unerwarteten Einzelheiten verknüpft sind, angefangen von unseren höchsten Erscheinungen bis zum letzten

Hemdtenknopf, daß selbst der schlaueste Kopf es nicht fertig brächte, sich etwas derartiges auszudenken. Und dabei sehen nicht nur Schriftsteller diese Träume, sondern die einfachsten Leute, Beamte, Popen. Es ist noch manches Rätsel in dieser Hinsicht zu lösen. Ein Minister gestand mir sogar offen: seine besten Gedanken kämen ihm während des Schlafes. So ist es auch jetzt. Wennschon ich nur deine Sinnestäuschung bin, rede ich doch, wie es unter dem Alpdruck vorkommt, mitunter ganz interessantes Zeug. Ja, bisweilen rede ich Dinge, die dir noch gar nicht in den Kopf gekommen sind. Also sind es nicht deine Gedanken, die ich ausspreche. Bin ich doch nur dein Alp und weiter nichts.“

„Du lügst. Dein Streben geht gerade dahin, mich zu überzeugen, daß du etwas Selbständiges bist und nicht mein Alp; und jetzt bestätigst du selbst, daß du ein Traum bist.“

„Mein Freund, heute habe ich eine besondere Methode gewählt, ich erkläre sie dir später.“

„Wie? Bleibst du noch lange bei mir? Willst du nicht fortgehen?“ rief Iwan verzweifelt.

Er gab das Gehen auf, setzte sich wieder auf das Sofa, stützte die Arme auf den Tisch und presste die Fäuste gegen die Schläfen. Das nasse Handtuch hatte er sich schon vom Kopf gerissen und gereizt fortgeschleudert. Es hatte nämlich nichts geholfen.

„Deine Nerven sind kaputt,“ warf der Gast freundschaftlich hin. „Du ärgerst dich sogar über mich. Du sagst mir immer wieder, ich sei dumm. Da merkt man sofort, daß du noch ein junger Mann bist. Es kommt nicht immer auf den Verstand an. Ich habe von Natur ein gutes Herz und einen heiteren Sinn. Durch irgendeine Bestimmung, die mir bis jetzt noch nicht recht in den Schädel will, ist es mein Schicksal, zu verneinen, während ich aufrichtig gut und zur Verneinung völlig unbegabt bin. ‚Verneine‘, heißt es; ohne Verneinung gibt es keine Kritik. Was wäre das für eine Zeitung, die für die Kritik keine Spalte übrig hätte? Ohne Kritik gäbe es ein ewiges Lobpreisen. Fürs Leben ist aber das Lobpreisen allein zu wenig, es muß unbedingt durch den Schmelzofen des

Zweifels gegangen sein.' Da hat man denn den Sündenbock ausgesucht, ihn gezwungen, Kritiken zu schreiben, und so gab es Leben. Ich zum Beispiel verlange für mich einfach und geradezu Vernichtung. 'Du mußt leben,' heißt es. Wäre alles auf der Welt vernünftig, würde nichts geschehen. Ohne dich würde sich nichts ereignen; aber Ereignisse müssen sein. So verbeiß ich meinen Ärger und diene, damit es Ereignisse gibt, und richte auf Befehl Unvernünftiges an. Die Menschen aber bei ihrem unstreitigen Verstande nehmen diese ganze Komödie ernsthaft. Das ist ja das Traurige. Sie leiden natürlich, aber sie leben doch wirklich und nicht nur in der Phantasie! Denn gerade das Leiden ist das Leben. Was für Freuden würde es ohne Leiden geben, wo bliebe die Befriedigung? Alles würde sich in ein andauerndes Beten verkehren. Das wäre wohl heilig, aber auf die Dauer indes recht langweilig, denke ich. Und ich? Ich leide und lebe doch nicht. Ich bin irgendeine Erscheinung des Lebens, die Anfang und Ende eingebüßt hat und am Ende selbst vergessen hat, wie sie sich nennen soll. Du ärgerst dich schon wieder, verlangst immer nur Kluges. Ich kann dir aber nur sagen, daß ich das ganze Weltenraumleben, alle Titel und Ehren hergeben würde, könnte ich mich in eine gewichtige Kaufmannsfrau verkörpern und Gott Lichte stellen."

"Also an Gott glaubst du nicht?" fragte Iwan mit gehässigen Lachen.

"Wie soll ich es dir sagen, wenn du im Ernst . . ."

"Gibt es einen Gott oder nicht?" schrie Iwan gereizt.

"Du fragst im Ernst? Ich weiß es nicht. Sieh, da habe ich ein großes Wort gesprochen."

"Du weißt es nicht und siehst doch Gott? Nein, du bist nicht ein Ding für dich. Du bist ich, sonst nichts. Nichts als eine Einbildung von mir!"

"Wenn du willst, stehe ich auf demselben Standpunkt wie du. Ich denke, also bin ich, das weiß ich bestimmt. Was das übrige um mich her angeht, alle diese Welten, Gott, sogar der Teufel — alles ist für mich nicht bewiesen. Ob es selbständig besteht oder einzig und allein als eine folgerichtige Entwicklung meines Ichs, das zeitweilig und für sich existiert . . . Ich

breche schon ab. Denn ich sehe dir an, daß du auffspringen und mich verprügeln willst."

"Könntest du mir nicht irgendeinen Scherz erzählen?" fragte Iwan krankhaft verstimmt.

"Das kann ich sehr wohl. Ich habe gerade einen Scherz zur Hand, oder vielmehr keinen Scherz, sondern so eine Legende. Du wirfst mir Unglauben vor: ich sähe und glaubte nicht. Aber, Freund, ich bin doch nicht allein so. Bei uns sind alle verwirrt geworden nur infolge eurer Wissenschaft. Solange es noch fünf Sinne und vier Elemente gab, hielt alles noch einigermaßen zusammen. Als man aber bei euch die großartigen Entdeckungen von der Grundeinheit und dem Grundstoff machte und, weiß der Teufel, was sonst noch, da fühlte man sich bei uns wie begossen und wurde kleinlaut. Der denkbar größte Blödsinn nahm seinen Anfang, vor allem Aberglauben und Klatsch! Klatsch findet sich bei uns ebensoviel wie bei euch, sogar noch mehr. Alles was sich bei euch findet, findet sich auch bei uns. Das will ich dir aus reiner Freundschaft verraten, obgleich es eines unserer Geheimnisse ist. Also die Legende aus dem Mittelalter — aus unserem, nicht eurem — handelt vom Paradiese. Es war einmal, so heißt es, bei euch auf Erden ein Denker oder Philosoph, der alles verneinte, Gesetze, Gewissen, Glauben, vor allen Dingen aber das zukünftige Leben. Er starb und glaubte, geradewegs in Finsternis, Tod und Nichtsein zu geraten. Doch da steht vor ihm das zukünftige Leben. Er wunderte sich und wurde ärgerlich. 'Das widerspricht meiner Überzeugung,' sagte er. Dafür wurde ihm der Prozeß gemacht und er verurteilt. Du mußt mich entschuldigen. Ich erzähle nur wieder, was ich gehört habe, und das Ganze ist ja nur eine Legende. Also man verurteilte ihn zu folgendem: er solle in der Finsternis eine Quadrillion Kilometer durchwandern — bei uns rechnet man jetzt nach Kilometern — und erst wenn er diese Quadrillion Kilometer zurückgelegt habe, solle sich ihm das Tor des Paradieses öffnen und ihm alles verziehen werden. Nun, dieser zur Quadrillion Verurteilte stand, sah und legte sich dann quer über den Weg. 'Grundsätzlich gehe ich nicht!' Nimm die

Seele eines russischen Gottesleugners und mische sie mit der Seele des Propheten Jonas, der drei Tage und drei Nächte im Bauche des Walfisches schmollte, und du hast die Wesensart dieses Denkers, der sich quer über den Weg legte."

"Auf was legte er sich denn?"

"Es wird doch etwas dagewesen sein, worauf er sich legen konnte. Lachst du?"

"Bravo!" rief Iwan immer noch in derselben aufgeräumten Stimmung. Er hörte mit auffallendem Interesse zu. "Liegt er jetzt noch da?"

"Nein. Fast tausend Jahre lag er da. Dann stand er plötzlich auf und ging fort."

"So ein Esel!" rief Iwan unwillkürlich mit krampfhaftem Lachen. Doch schien er immer noch alle Sinne aufs äußerste anzuspannen, um sich über irgendetwas klar zu werden. "Kommt es nicht auf eines hinaus, ob man ewig liegt oder eine Quadrillion Kilometer geht? Zu dem Marsch benötigt man ja eine Billion Jahre!"

"Viel mehr! Schade, ich habe keinen Bleistift und kein Papier bei mir; sonst würde ich es auf der Stelle ausrechnen. Aber er ist schon längst angekommen, und hier erst beginnt die Anekdote."

"Angekommen? Woher hat er die Billion Jahre genommen?"

"Du denkst wieder an unsere jetzige Erde. Die hat sich vielleicht selbst schon billionenmal wiederholt. Sie hat sich ausgelebt, ist vereist, gesprungen, in Stückchen auseinander-gesprengt, hat sich in ihre Grundbestandteile aufgelöst. Dann wurde wieder eine Veste zwischen den Wassern und so fort, dann wieder ein Komet, wieder eine Sonne, aus der Sonne wieder eine Erde. Diese Entwicklung hat sich vielleicht schon unzähligemal wiederholt, immer bis aufs Tüpfelchen genau so, wie es vorher gewesen war."

"Schon gut. Aber was geschah, als er ankam?"

"Kaum hatte sich ihm das Paradies aufgetan, kaum war er eingetreten — verstehe richtig: er war nach der Uhr berechnet keine zwei Stunden im Paradiese gewesen, da rief

er schon: für diese zwei Sekunden könne man nicht nur eine Quadrillion, sondern quadrillionenmal eine Quadrillion Kilometer gehen. Mit einem Worte: er sang sein Hosanna, verstand aber nicht maßzuhalten, so daß einige von vornehmerer Gesinnung ihm in der ersten Zeit nicht einmal die Hand geben wollten. Er war ihnen gar zu eifrig zu den Konservativen übergegangen. Eine russische Natur. Das Ganze ist, wie gesagt, eine Legende."

"Jetzt habe ich dich gefangen!" rief Iwan plötzlich in geradezu kindlicher Freude aus, als habe er sich endlich einer bestimmten Sache erinnert. „Diese Anekdote von den Quadrillionen Jahren habe ich mir selbst ausgedacht. Ich war damals siebzehn Jahre alt und besuchte das Gymnasium. Damals erfannte ich diese Anekdote und erzählte sie einem Mitschüler, Koroffkin hieß er, in Moskau. Diese Anekdote ist so charakteristisch, daß sie von niemandem anders sein kann. Ich hatte sie beinahe vergessen. Jetzt ist sie mir unwillkürlich wieder eingefallen; ich habe mich selbst ihrer erinnert; du hast sie mir nicht erzählt. Sie ist mir im Traum wieder eingefallen, und dieser Traum bist du! Ja, nichts als ein Traum bist du; du existierst überhaupt nicht!"

Der Gast lachte.

"Gerade weil du mich so energisch ablehnst, beweisest du mir, daß du trotzdem an mich glaubst."

"Keinen Augenblick!" fuhr Iwan zornig auf. „Übrigens möchte ich wohl an dich glauben!" fügte er in ganz verwundertem Tone hinzu.

"Das ist einmal ein Eingeständnis! Aber ich will dir in meiner Gutmütigkeit hierbei helfen. Also höre: Ich habe dich gefangen, nicht du mich. Absichtlich habe ich dir deine eigene Anekdote erzählt, die du so gut wie vergessen hattest, damit du jeden Glauben an mich verlierst."

"Du lügst! Dein Erscheinen bezweckt doch nur, mich zu überzeugen, daß du bist."

"Stimmt. Aber das Schwanken, das Zweifeln, die Unruhe, der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben ist für einen gewissenhaften Menschen, wie du einer bist, mitunter

eine solche Dual, daß er sich lieber erhängt. Gerade weil ich weiß, daß du ein Tröpfchen Glauben an mich hast, träufelte ich dir eine ganze Portion Unglauben ein, indem ich dir diese Anekdote erzählte. Jetzt lenke ich dich zwischen Glauben und Unglauben abwechselnd hin und her und verfolge dabei meinen besonderen Zweck. Sobald du nämlich entgültig jeden Glauben an mich verloren hast, fängst du sofort an, ins Gesicht mir zu versichern, daß ich kein Traum sei, daß ich wirklich existiere. Ich kenne dich doch. Dann erreiche ich mein Ziel. Mein Ziel ist aber ein vortreffliches. Nur ein winziges Glaubenskörnchen werfe ich in dich; daraus wird eine Eiche erwachsen, daß du mit diesem Baume in der Brust dich wirst zu den Einsiedlern und reinen Jungfrauen gesellen wollen. Im Geheimen ist es dein sehnlicher Wunsch!"

„So müßt du dich also um mein Seelenheil?"

„Man muß wenigstens einmal ein gutes Werk tun. Aber du ärgerst dich — hu! Wirklich, ich sehe es.“

„Narr! Hast du schon einmal solche in Versuchung geführt, die nur von Heuschrecken leben, siebenzehn Jahre lang in der Wüste beten?"

„Das ist ja das einzige, was ich bisher getan habe, mein Vester! Eine einzige solche Seele ist mitunter ein ganzes Sternbild wert. Ein solcher Sieg ist dann auch etwas teuer! Stehen doch einige von ihnen in ihrer Entwicklung nicht unter dir, wenn du es mir auch nicht glauben willst. Solche Abgründe von Glauben und Unglauben können sie in ein und demselben Glauben umfassen, daß man zuweilen meint, es fehle nur ein Härchen, und der ganze Mensch fliegt kopf-über hinab.“

„Bist du mit langer Nase abgezogen?"

„Freund!" bemerkte der Gast in lebhaftem Ton, „mit einer langen Nase abziehen ist mitunter besser als ganz ohne Nase, wie noch vor kurzem ein Marquis, der wahrscheinlich einem Spezialisten in die Hände gefallen war, in der Beichte seinem Seelenhirten, einem Jesuiten, gestand. Ich war zugegen — allerliebste, sag' ich dir! ‚Pater,‘ ruft er, ‚gebt mir meine Nase wieder,‘ und schlägt sich vor die Brust. — ‚Mein Sohn,‘

antwortete der alte Fuchs salbungsvoll, „alles geschieht nach dem unerforschlichen Ratsschlusse der Vorsehung, und großes Leid zieht zuweilen einen großen, wenn auch uns Menschen zunächst verborgenen Vorteil nach sich. Hat ein widriges Geschick Sie Ihrer Nase beraubt, so ergibt sich für Sie wenigstens der Vorteil, daß Ihnen fortan niemand wird sagen können, Sie seien mit einer langen Nase abgezogen.“ — „Verachtungswürdiger Pater, das ist kein Trost!“ ruft der verzweifelte Marquis; „ich wäre unglücklich in der Gewißheit, jeden Tag meines Lebens mit einer langen Nase abziehen zu können, wenn sie nur an der richtigen Stelle säße.“ — „Mein Sohn,“ versetzte der Pater seufzend, „man darf nicht alle Erdengüter zugleich verlangen; das wäre ein Murren wider die Vorsehung, die Sie selbst in diesem Falle nicht vergessen hat. Denn wenn sie so zum Herrn emporschreien, wie Sie soeben getan haben, daß Sie mit Freuden bereit seien, mit langer Nase abzuziehen, so hat die Vorsehung mittelbar auch diesen Wunsch schon im Voraus erfüllt; denn indem Sie Ihre Nase verloren, zogen Sie doch gewissermaßen mit einer langen Nase ab.“

„Pfui, wie dumm!“

„Ich wollte dich nur erheitern. Aber ich schwöre dir, das ist echt jesuitisch; ich wiederhole nur Wort für Wort, was ich gehört habe. Gerade dieser Fall machte mir viel zu schaffen. Der unglückliche junge Mann begab sich nach Hause zurück und erschoss sich noch in derselben Nacht. Ich wich natürlich nicht von seiner Seite und hielt bis zum letzten Augenblick bei ihm aus. Überhaupt bieten mir diese Beichtkästlein der Jesuiten die liebste Zerstreuung in traurigen Lebensstunden. Ich will dir einen anderen Fall erzählen, den ich erst kürzlich erlebt habe. Zum greisen Pater kommt so eine schmutze kleine Blondine von etwa zwanzig Jahren — eine Schönheit, daß ihm der Mund wässrig wird. Sie beugt sich nieder und flüstert dem Pater durch die kleine Öffnung ihre Sünde zu. „Was sagen Sie, meine Tochter? Sie sind schon wieder gefallen?“ ruft der Pater entsetzt. „Heilige Maria, und mit einem anderen? Wie lange treiben Sie es noch so weiter! Schämten

Sie sich denn gar nicht?' — „Heiliger Vater,“ antwortet die in Neutränen zerfließende Sünderin, „ihm macht es so viel Vergnügen und mir so wenig Mühe.“ Kannst du dir eine solche Antwort vorstellen? Da trat ich zurück. Das war der Schrei der Natur selbst und besser als die leibhaftige Unschuld. Ich erlies ihr denn die Sünde und wandte mich schon zum Gehen, mußte indes sofort umkehren. Ich höre den Vater ihr etwas zuflüstern: er bestellt sie für den Abend zum Stelldichein. Dabei war er ein Greis ohne Herz und war doch in diesem Augenblick gefallen. Die Natur nahm wieder einmal das Ihre. Ärgerst du dich schon wieder? Ich weiß wirklich nicht, wie ich es dir zu Dank machen soll.“

„Verlaß mich, du liegst auf meinem Hirn wie ein Alpdruck, der nicht loszuwerden ist,“ stöhnte Iwan schmerzgepeinigt in der Ohnmacht gegen sein Traumbild. „Du langweilst mich, bist mir unerträglich und qualvoll. Ich würde viel darum geben, wenn ich dich hinauswerfen könnte!“

„Ich rate dir nochmals, stimme deine Ansprüche herab, verlange von mir nicht alles Gute und Schöne, und du sollst sehen, wie freundschaftlich wir beide uns ineinander einleben werden,“ sagte der Gast eindringlich, „du ärgerst dich nur über mich, weil ich nicht donnernd und blizend und mit verzengten Schwingen erschienen bin, sondern mich in bescheidener Gestalt vorgestellt habe. Wie wagt zu einem so großen Manne ein so lumpiger Teufel zu kommen?“ denkst du. Und immer wieder wirfst du mir vor, ich sei dumm. Ich erhebe gar keinen Anspruch darauf, mich dir hinsichtlich des Verstandes gleichstellen zu wollen. Als Mephistopheles dem Faust erschien, sagte er sich: er wolle das Böse, schaffe aber stets nur das Gute. Bei mir ist es geradezu entgegengesetzt. Ich bin vielleicht der einzige Mensch, der die Wahrheit liebt und aufrichtig das Gute wünscht. Ich war dabei, als das am Kreuz gestorbene Wort in den Himmel einging und die Seele des zu seiner Rechten verschiedenen Schächers emportrug. Ich hörte das Jauchzen der Cherubim, die Hosianna sangen, und den Entzückensruf der Seraphim, von dem der Himmel und das ganze Weltengebäude erbebten. Schon wollte ich in den

Ehor einstimmen, wollte mit allen Engeln aufjauchzen: Hosianna! Schon drängte es aus der Brust, schon wollte es sich der Zunge entringen — ich bin, wie du weißt, sehr gefühlvoll und künstlerisch begeisterungsfähig. Doch die gesunde Vernunft, die unheilvolle Eigenschaft meines Wesens, hielt mich auch hier in den schuldigen Grenzen zurück, und ich versäumte den Augenblick. „Was würde die Folge meines Hosianna sein?“ überlegte ich. In der Welt würde sofort alles erlöschen, kein einziges Ereignis würde sich mehr zutragen. So war ich denn nur aus Pflichtbewußtsein und infolge meiner gesellschaftlichen Stellung gezwungen, das Gute in mir zu unterdrücken und bei dem Gemeinen zu bleiben. Die Ehre des Guten nimmt jemand restlos für sich in Anspruch; mir ist ausschließlich das Gemeine zugewiesen. Doch ich beneide ihn nicht um die Ehre, auf Kosten anderer zu leben; ich bin nicht ehrgeizig. Warum aber bin ich nur von allen Lebewesen den Flüchen der anständigen Menschen ausgesetzt und sogar ihren Fußtritten? Denn wenn ich mich verkörpere, muß ich mitunter auch damit rechnen. Es liegt hier ein Geheimnis vor; doch niemand will mir dieses Geheimnis aufdecken. Hätte ich erraten, um was es sich handelt, würde ich vielleicht mein Hosianna gröhlen. Damit verschwände indes sofort das notwendige Minus und in der ganzen Welt setzte Vernünftigkeit ein. Damit hätte selbstverständlich alles ein Ende, selbst die Zeitungen und anderen Blätter; denn niemand würde mehr darauf abonnieren. Schließlich würde auch ich mich aussöhnen und meine Quadrillionen abgeben und dann das Geheimnis erfahren. Bis dahin aber verbeißte ich schmollend meinen Ärger und erfülle meine Bestimmung, nämlich Tausende zu verderben, damit einer sich rette. Wieviel Seelen wurden verdorben, wieviel gute Rufe verunglimpft, nur um den einzigen gerechten Hieb zu ergattern, mit dem man mich seinerzeit obendrein so hunds-gemein angeführt hat! Solange das Geheimnis fortbesteht, gibt es für mich zwei Wahrheiten: eine dort bei ihnen, die mir gänzlich unbekannt ist, und die andere: meine Wahrheit. Es ist noch nicht erwiesen, welche reiner ist. — Bist du eingeschlafen?“

„Warum nicht gar!“ stöhnte Iwan haßerfüllt. „Was es nur Dummes in meiner Natur gibt, was ich schon längst überlebt, in meinem Verstande immer wieder durchgekaut und schließlich fortgeworfen habe, das trägtst du mir wieder als etwas ganz Neues vor.“

„Also war er wieder nicht getroffen! Und ich glaubte, dich diesmal bestimmt zu gewinnen. Das Hosanna im Himmel nahm sich doch wirklich nicht so übel aus? Und dann zum Schluß der spöttelnde Ton!“

„Eine solche Bedientenseele bin ich nie gewesen. Wie konnte meine Seele nur ein Wesen wie dich hervorbringen!“

„Mein Freund, ich kenne einen prächtigen russischen Junker, einen großen Liebhaber der Kunst und Literatur, den Verfasser einer vielversprechenden Dichtung, betitelt: Der Großinquisitor. Nur um ihn war es mir zu tun.“

„Sprich mir kein Wort vom Großinquisitor!“ unterbrach ihn Iwan zornig und errötete vor Scham.

„Aber wie steht es um die geologische Umwälzung? Erinnerst du dich? Das ist doch etwas?“

„Schweig, oder ich schlage dich tot!“

„Du willst mich totschlagen. Laß mich nur aussprechen. Ich bin ja gekommen, um mir dieses Vergnügen zu bereiten. Ich liebe die flammenden Gedankengänge meines stolzen, vor Lebensdurst bebenden jungen Freundes. ‚Dort sind neue Menschen,‘ dachtest du noch im vorigen Frühling, als du dich hierher aufmachtest; ‚sie wollen alles zerstören und wieder bei der Menschenfresserei anfangen.‘ Warum haben die Toren nicht mich gefragt? Wozu mühevoll zerstören? Das ist doch vollkommen überflüssig! Vernichtet nur den Gottesgedanken in der Menschheit, und alles geht nach Wunsch. Damit muß man anfangen. Hat sich die Menschheit einmal ausnahmslos von Gott losgesagt — und dieser Zeitpunkt wird eintreten — dann fällt die frühere Weltanschauung und vor allem die frühere Sittlichkeit ganz von selbst ohne jede Menschenfresserei und macht dem Neuen Platz. Die Menschen ziehen alles aus dem Leben, was nur herauszuziehen ist, einzig und allein zum Zweck des Glückes und der Freude bloß hier in dieser Welt. Der

Geist der Menschen erhebt sich in riesenhaftem Stolz, und dann entsteht der Menschgott. Indem er allstündlich und schrankenlos die Natur durch seinen Willen und seine Wissenschaft sich unterwirft, empfindet er allstündlich eine so hohe Befriedigung, daß sie ihm alle früheren Hoffnungen auf die himmlischen Befriedigungen ersetzt. Jeder weiß, daß er restlos sterblich ist, daß es keine Auferstehung gibt, und er nimmt den Tod stolz und ruhig hin wie ein Gott. Schon allein aus Stolz murt er nicht, daß das Leben nur einen Augenblick währt, und liebt seinen Bruder, ohne Gegenliebe zu erwarten. Die Liebe dauert nur während des Lebensaugenblickes. Dafür verstärkt aber die Kürze ihr Feuer um ebensoviel, wie es früher in der Hoffnung auf die endlose Liebe im Jenseits eingedämmt wurde. Und so fort! Ganz allerliebste!"

Iwan hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. Doch allmählich befiel ein Zittern seinen ganzen Körper. Die Stimme fuhr fort:

„Die Frage dreht sich nur darum, dachte mein junger Denker, ob es möglich ist, daß eine solche Zeit jemals anbricht, oder ob es ausgeschlossen ist. Wenn sie anbricht, ist alles gelöst und die Menschheit richtet sich endgültig ein. Infolge der den Menschen innewohnenden Dummheit wird dies vielleicht noch tausend Jahre erfordern, um durchzudringen. Deshalb ist es einem jeden, der schon jetzt die Wahrheit erkennt, im Grunde gestattet, sich völlig nach eigenem Gutdünken, also nach diesen neuen Grundsätzen einzurichten. In diesem Sinne ist ihm alles erlaubt. Selbst damit hat es aber noch nicht sein Bewenden. Sollte diese Zeit niemals anbrechen, so ist es doch, da es Gott und Unsterblichkeit nicht gibt, diesem neuen Menschen vollkommen erlaubt, Menschgott zu werden, und sei nur er in der Welt. Als solcher kann er sich leichten Herzens über jede sittliche Schranke des früheren Knechtmenschen hinwegsetzen, wenn er in die Lage kommt. Für einen Gott gibt es kein Gesetz. Wohin er sich stellt, ist sofort der erste Platz. Alles ist erlaubt, und damit Punktum! Das alles ist ja sehr nett. Aber weshalb will er, wenn er einmal aufs Gaunern ausgeht, es sich von der Wahrheit gutheißen lassen?

Unser zeitgenössischer Russe kann sich eben zu keiner Schurkerei entschließen ohne die Bestätigung der Wahrheit. So lieb ist ihm die Wahrheit."

Der Gast gefiel sich anscheinend immer mehr in seinem Redefluß. Jedenfalls erhob er die Stimme immer lauter und warf dem Hausherrn sogar hier und da einen spöttischen Blick zu. Doch kam er mit seiner Rede nicht zu Ende. Iwan ergriff wutbebend das Teeglas und schleuderte es gegen den Redenden.

"Wie dumm!" rief dieser, sprang vom Sofa auf und knipfte die Teespißer von seinem Rock ab. "Da ist ihm Luthers Zintensaß eingefallen! Er hält mich wirklich für einen Traum und wirft mit Teegläsern nach mir! Das ist Weiberart! Also habe ich richtig vermutet, daß du dich nur so anstelltest, als hieltest du dir die Ohren zu. In Wirklichkeit hast du zugehört."

Ein starkes, anhaltendes Klopfen am Fensterrahmen wurde plötzlich vernehmbar. Iwan Fedorowitsch richtete sich auf.

"Mach lieber auf," rief der Gast; „es ist dein Bruder Aljoscha mit der unerwartetsten, wichtigsten Nachricht. Dafür bürgе ich dir!"

"Schweig, Betrüger! Ich mußte früher als du, daß Aljoscha es ist. Ich habe es vorausgeföhlt und weiß, daß er mit einer Nachricht kommt!" rief Iwan wie außer sich.

"So mach doch auf! Draußen tobt der Schneesturm. Er ist doch dein Bruder. Weiß der Herr, was für ein Wetter es ist? Man möchte keinen Hund hinausjagen!"

Das Klopfen hielt an. Iwan wollte ans Fenster stürzen, doch war ihm, als seien seine Füße und Arme gefesselt. Aus allen Kräften strengte er sich an, seine Fesseln zu zerreißen; es gelang ihm nicht. Immer lauter, dringender wurde das Klopfen. Endlich zerrissen die Fesseln, und Iwan Fedorowitsch sprang auf. Wild sah er sich im Zimmer um. Die beiden Lichter waren fast heruntergebrannt. Das Glas, mit dem er soeben nach seinem Gaste geworfen hatte, stand vor ihm auf dem Tisch. Ihm gegenüber saß niemand. Das Klopfen am Fensterrahmen dauerte noch an; aber es klang lange nicht so

laut, wie es ihm im Traum vorgekommen war. Es wurde im Gegenteil vorsichtig geklopft.

„Das war kein Traum. Es war doch Wirklichkeit!“ rief Iwan Fjedorowitsch. Dann trat er ans Fenster und öffnete es.

„Aljoscha, ich habe dir verboten, zu mir zu kommen!“ rief er wütend dem Bruder zu. „Sage mir kurz: was willst du? Aber kurz. Verstanden?“

„Vor einer Stunde hat Smerdjäkoff sich erhängt,“ antwortete Aljoscha von draußen.

„Ich mache dir sofort auf,“ sagte Iwan und ging zur Haustür, um Aljoscha einzulassen.

### „Das hat er gesagt!“

**A**ls Aljoscha eingetreten war, teilte er Iwan Fjedorowitsch mit, daß vor etwas mehr als einer Stunde Marja Kondratiewna atemlos bei ihm erschienen sei mit der Nachricht, Smerdjäkoff habe sich das Leben genommen.

„Ich ging hinein, um den Samowar abzuräumen, da hing er am Nagel an der Wand.“

Auf Aljoschas Frage, ob sie es schon der Polizei gemeldet, habe sie geantwortet:

„Nein, noch nicht. Ich lief, so schnell ich konnte, zuerst zu Ihnen.“

Sie sei wie von Sinnen gewesen, erzählte Aljoscha, und habe gezittert wie ein Espenblatt. Als Aljoscha mit ihr in ihre Wohnung geeilt sei, habe Smerdjäkoff immer noch an der Wand gehangen. Auf dem Tische habe ein Zettel gelegen mit den Worten:

„Ich bringe mich um aus eigenem Willen, um niemanden zu beschuldigen.“

Aljoscha hatte den Zettel genau so auf dem Tische liegen lassen, wie er ihn gefunden hatte, und war geradewegs zum Polizeidirektor gegangen, um ihm das Geschehene mitzuteilen.

„Von ihm kam ich sofort zu dir,“ schloß Aljoscha, der Iwan forschend ins Gesicht sah. Die ganze Zeit hatte er keinen Blick von ihm verwandt, als habe ihn etwas im Gesicht des Bruders betroffen gemacht.

„Bruder!“ rief Aljoscha erschrocken, „du bist bestimmt schwerkrank! Du stehst da und siehst aus, als verstündest du überhaupt nicht, was ich sage.“

„Es ist gut, daß du gekommen bist,“ sagte Iwan, wie in Gedanken versunken, als habe er Aljoschas Ausruf gar nicht gehört. „Ich wußte, daß er sich erhängt hat.“

„Durch wen?“

„Das weiß ich nicht. Aber soeben hat er es mir gesagt.“

Iwan stand mitten im Zimmer. Sein Blick haftete am Boden. Noch immer sprach er wie in Gedanken versunken.

„Wer?“ fragte Aljoscha und sah sich unwillkürlich um.

„Er ist entwischt.“

Iwan erhob den Kopf und lächelte still.

„Du hast ihn erschreckt. Dimitri nennt dich einen Cherub. Der Entzückensruf der Seraphim! Was ist ein Seraph? Vielleicht ein ganzes Sternbild. Vielleicht aber auch nichts weiter als ein chemisches Grundelement. Gibt es ein Sternbild des Löwen und der Sonne?“

„Setz dich!“ sagte Aljoscha geängstigt. „Du redest irre, lege dich hierher aufs Kissen. Soll ich dir ein feuchtes Handtuch um den Kopf legen? Vielleicht wird dir dann besser.“

Gib her. Es muß auf dem Stuhl liegen. Vorhin warf ich es fort.“

„Hier ist es nicht. Aber beunruhige dich nicht! Ich weiß schon, wo es hängt. Da ist es,“ versetzte Aljoscha, der in der anderen Ecke des Zimmers ein reines, noch zusammengefaltetes, unbenutztes Handtuch fand.

Iwan sah das Handtuch sonderbar an. Seine Besinnung schien zurückzukehren.

„Wart einmal!“ Er erhob sich. „Ich habe vor einer Stunde etwa dasselbe Handtuch von dort weggenommen, angefeuchtet, mir um den Kopf gelegt und dann hierher auf den Stuhl geworfen. Wie kann es jetzt trocken sein? Ein anderes war nicht da.“

„Du hast dieses Handtuch um den Kopf gelegt?“ fragte Aljoscha.

„Ja, ich ging im Zimmer auf und ab. Die Lichter sind so herabgebrannt. Wie spät ist es?“

„Es wird bald zwölf sein.“

„Nein, nein!“ schrie Iwan auf; „es war kein Traum. Dort saß er, dort auf dem Sofa. Als du ans Fenster klopftest, warf ich ihm das Glas an den Kopf . . . dieses hier. Ich habe auch früher geschlafen und . . . aber es ist kein Traum! Auch früher kam es vor . . . Ich habe jetzt Träume . . . aber sie sind keine Träume, sondern ich sehe sie mit meinen Augen; sie sind Wirklichkeit. Ich gehe, spreche und sehe . . . dabei aber schlafe ich. Hier saß er, hier auf diesem Sofa. Er ist unglaublich dumm, Aljoscha.“

Iwan lachte auf und begann wieder auf und ab zu schreiten.

„Von wem redest du? Wer ist so dumm?“ fragte Aljoscha bange.

„Der Teufel! Er hat sich angewöhnt, mich zu besuchen. Zweimal war er schon bei mir, genau genommen dreimal. Er will mich foppen, weil ich mich, wie er glaubt, darüber ärgere, daß er nur ein einfacher Teufel ist und nicht der Satan mit versengten Schwingen, von Donner und Blitz umgeben. Er ist nicht der Satan, das lügt er. Einfach ein kleiner, lumpiger Teufel ist er, der sogar in die Badestube geht. Kleide ihn aus, und du wirst gewiß einen langen Schwanz an ihm finden, einen glatten langen wie an einer dänischen Dogge, schwarzbraun. Aljoscha, du bist wohl durchgefroren; du warst draußen im Schneesturm. Willst du Tee? Er ist schon kalt. Wenn du willst, lasse ich sofort den Samowar anmachen. Es ist ja ein Wetter, daß man nicht einmal einen Hund hinausjagen möchte.“

Aljoscha trat eilig an den Waschtisch, tauchte das Handtuch ins Wasser, beredete Iwan, sich wieder zu setzen, und band ihm das Handtuch um den Kopf. Er selbst setzte sich neben ihn.

„Was sagtest du mir vorhin von Lisa?“ begann Iwan wieder. Er wurde sehr gesprächig. „Mir gefällt Lisa. Ich sagte dir etwas Gemeines über sie. Das war aber erlogen. Für Katja fürchte ich am meisten wegen der Zukunft. Sie wird mich morgen aufgeben und mit Füßen treten. Sie glaubt, daß ich aus Eifersucht Mitja ins Verderben bringen will, also ihretwegen. Nun erst recht nicht! Morgen kommt das Kreuz, aber nicht der Galgen. Ich werde mir niemals das Leben nehmen können. Ein Feigling bin ich nicht. Aber vor Sehnsucht nach dem Leben, wirklich zu leben! Woher wußte ich nur, daß Smerdjäkoff sich erhängt hat? Richtig, er hat es mir gesagt.“

„Und du bist fest überzeugt, daß hier jemand gefessen hat?“ fragte Aljoscha.

„Dort auf dem Sofa in der Ecke. Du hättest ihn sofort weggejagt und hast es auch getan. Als du erschienst, verschwand er. Glaube mir, Aljoscha, er — das bin ich selbst, alles Gemeine und Verächtliche meines Jahs! Ich bin ein Romantiker, er hat mich genau beobachtet. Trotzdem ist es eine Verleumdung. Er ist unglaublich dumm; aber gerade damit fängt er einen. Dabei besitzt er eine große Schlaueit und hat genau gewußt, womit er mich rasend machen konnte. Die ganze Zeit neckte er mich, daß ich an ihn glaube, und zwang mich, ihm zuzuhören. Wie einen kleinen Jungen hat er mich betrogen. Übrigens hat er auch viel Wahres über mich gesagt. Ich selbst hätte es mir nie eingestanden. Ich möchte,“ fuhr Iwan ernst und doch vertraulich fort, „er wäre wirklich er selbst und nicht ich!“

„Er hat dich müde gequält,“ sagte Aljoscha mit einem Blick tiefsten Mitleids.

„Gefoppt hat er mich! Unglaublich geschickt hat er es angefangen. Was ist das Gewissen? Ich mache es selbst. Warum quäle ich mich dann? Aus allgemeiner, menschlicher

Gewohnheit, die den Menschen seit mehr als siebentausend Jahren angeboren ist. Laß uns die Gewohnheit ablegen und Götter sein.' Das hat er gesagt."

"Nicht du?" rief Aljoscha unwillkürlich und sah dem Bruder hell in die Augen. „Dann laß ihn, versuche, ihn zu vergessen! Mag er alles fortnehmen, was du jetzt verfluchst, und nie wiederkehren!"

"Aber er ist boshaft, Aljoscha. Verspottet hat er mich, sich Frechheiten mir gegenüber erlaubt," sagte Iwan gleichsam zuckend unter dem Schmerz der Kränkungen. „In vielem hat er mich verleumdet, mir ins Gesicht Lügen über mich gesagt. Du gehst jetzt hin und vollführst eine Heldentat, erklärst, du habest den Vater erschlagen, auf dein Geheiß habe der Bediente den Vater erschlagen."

"Besinne dich!" unterbrach ihn Aljoscha. „Du hast ihn nicht erschlagen. Was du sagst, ist nicht wahr. Du sprichst im Fieber!"

"Nein, er weiß, was er sagt. Aus Stolz,' sagt er, wirst du dich hinstellen und sagen: Ich habe ihn erschlagen! Warum windet ihr euch vor Entsetzen? Ich verachte eure Meinung, euer Grauen!' Das sagt er von mir und setzt hinzu: Im geheimen willst du aber, daß sie dich dafür loben: ein Verbrecher ist er, ein Mörder, aber er denkt hochherzig. Seinen Bruder wollte er retten; deshalb ging er hin und bekannte sich als den Schuldigen!' Das ist eine gemeine Lüge!" schrie Iwan, und seine Augen glühten drohend. „Dieses Gesindel soll mich nicht loben! Das hat er gelogen, Aljoscha, ich schwöre es dir! Dafür warf ich ihm dieses Glas in seine Frage, und es zerschlug an seinem Gebiß."

"Wanja, beruhige dich, höre auf!" flehte Aljoscha in seiner Angst.

"Nein, er verstand, mich zu foltern. Grausam ist er," fuhr Iwan fort, ohne auf Aljoscha zu hören. „Ich ahnte immer, warum er kommt. Du gehst aus Stolz,' sagte er; aber es bestand doch noch immer die Hoffnung, daß Smerdjakoff überführt und als Zwangsarbeiter verschickt und Mitja freigesprochen wird und daß man dich nur moralisch verurteilt'

— bei diesem Worte lachte er, Aljoscha! — ,Die andern werden dich trotzdem loben. Jetzt ist Smerdjäkoff aber tot, hat sich erhängt. Wer von den Richtern wird dir nur auf dein Wort hin glauben? Doch du gehst trotzdem hin, hast es ja beschlossen. Warum gehst du denn nach alledem eigentlich noch hin? Furchtbar ist das, Aljoscha. Solche Fragen kann ich nicht ertragen. Wer wagt, mir solche Fragen vorzulegen?“

„Wie konnte er dir von Smerdjäkoffs Selbstmord Mittheilung machen,“ unterbrach ihn Aljoscha, der fast vor Angst verging, aber immer noch hoffte, Iwan zur Besinnung zu bringen, „wenn niemand davon wußte? Es war doch viel zu wenig Zeit vergangen, als daß jemand hätte darum wissen können.“

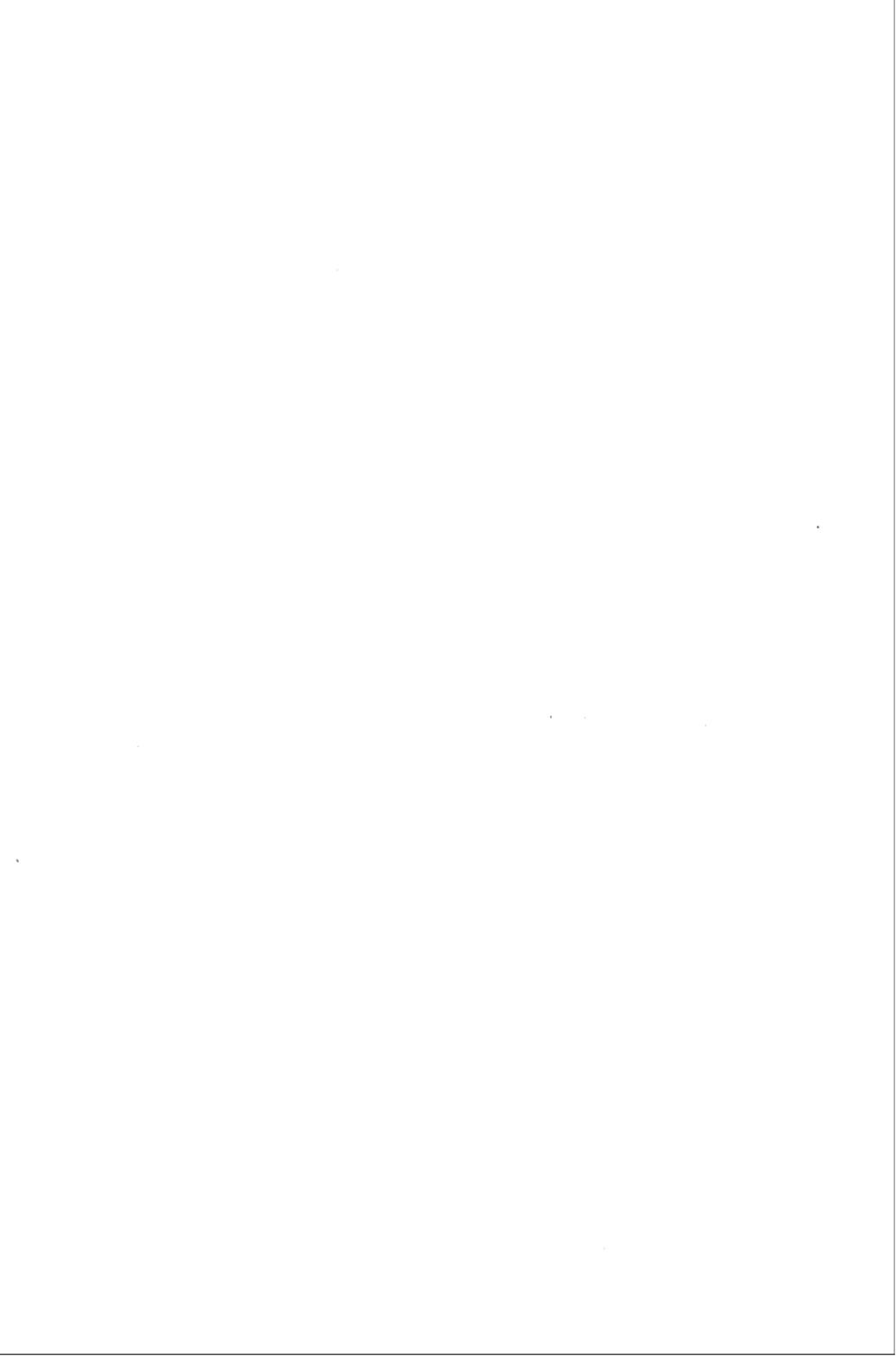
„Aber er sagte es mir,“ behauptete Iwan kurz, ohne auch nur einen Zweifel aufkommen zu lassen. „Im Grunde hat er nur davon gesprochen. ‚Ja, wenn du an die Tugend glaubtest,‘ bemerkte er, ‚wenn du dir sagtest: mag man mir auch nicht glauben, ich gehe aus Überzeugung, aus Grundsatz. Aber du bist ein gemeiner Kerl wie Fedor Pawlowitsch, was ist dir Tugend? Wozu bemühst du dich hin, wenn dein Opfer umsonst ist? Ganz einfach: du weißt selbst nicht, warum und wozu? Viel würdest du darum geben, wenn du es wüßtest. Meinst du, du habest dich schon entschlossen? Ich sage dir: du wirst dich die ganze Nacht fragen, soll ich oder soll ich nicht? Du wirst trotzdem gehen und weißt selbst, daß — wie du dich auch entschließen mögest — die Entscheidung nicht mehr von dir abhängt. Du wirst gehen, weil du nicht mehr den Mut hast fernzubleiben. Warum du den Mut nicht hast, das errate selbst; da hast du jetzt ein Räthsel!‘ Er stand auf und ging. Aljoscha, er nannte mich einen Feigling. ‚Denn wahrlich, anders sind jene Adler geartet, die sich über die Erde erheben und emporschwingen können!‘ Das setzte er noch hinzu. Und Smerdjäkoff hat dasselbe gesagt! Man muß ihn totschlagen! Katja verachtet mich; das sehe ich schon seit einem Monat, und auch Lisa wird mich verachten lernen. ‚Du gehst, damit man dich lobe,‘ — das ist eine gemeine Lüge! Du verachtetest mich gleichfalls, Aljoscha. Jetzt hasse ich dich wieder. Und den

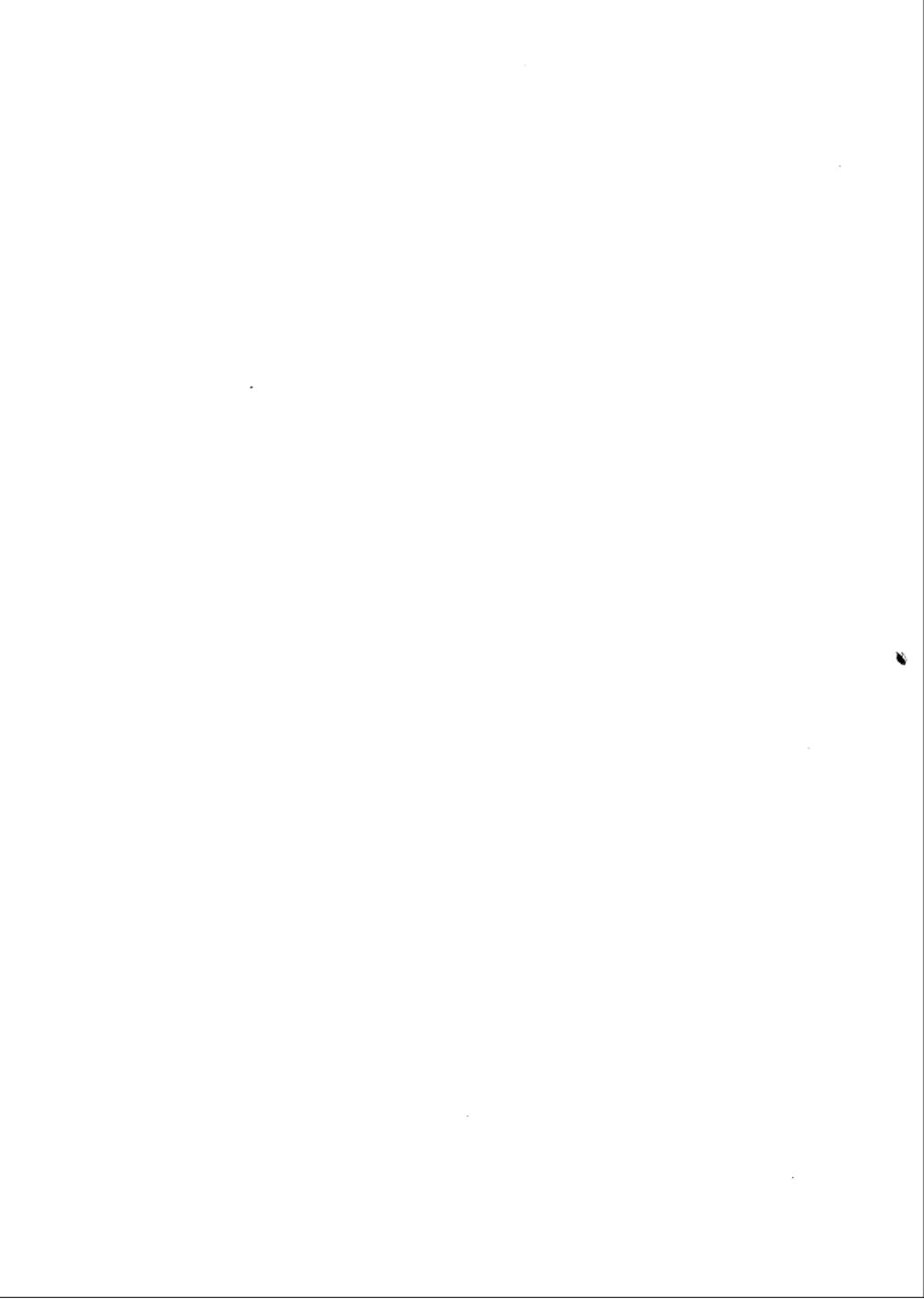
Auswurf hasse ich, das Ungeheuer! Ich will das Scheusal nicht retten; mag es dort in Sibirien unter der Erde verfaulen! Er singt die Hymne! Morgen werde ich hingehen, mich vor sie hinstellen und sie alle anspeien!“

Außer sich sprang er auf, schleuderte das Handtuch fort und begann von neuem auf und ab zu gehen. Aljoscha fielen seine Worte ein, die er kurz vorher gesagt hatte: „Ich gehe, spreche und sehe, dabei aber schlafe ich.“ Genau so war es jetzt: er ging, sah und sprach, als wenn er im Wachen schlief. Aljoscha verließ ihn nicht. Es kam ihm wohl der Gedanke, den Arzt zu rufen; aber er wagte nicht, den Bruder allein zu lassen. Nach und nach schien Iwan die Besinnung zu verlieren. Er sprach dauernd weiter; doch waren seine Worte ohne jeden Zusammenhang. Zuletzt sprach er sie nur mit Anstrengung und undeutlich aus, und plötzlich schwankte er. Doch gelang es Aljoscha, ihn zur rechten Zeit zu stützen.

Iwan ließ sich zum Bett führen. So gut es ging, entkleidete ihn Aljoscha und deckte ihn zu. Dann saß er noch etwa zwei Stunden lang am Bett und wachte. Der Kranke schlief fest, regungslos und atmete leise und gleichmäßig. Da nahm Aljoscha ein Kissen und legte sich in den Kleidern aufs Sofa. Vor dem Einschlafen betete er für Iwan und Mitja. Jetzt wurde ihm auch Iwans Krankheit klar: „Die Qualen eines stolzen Entschlusses, ein tiefes Gewissen!“ Der Gott, an den er nicht glaubte, und seine Wahrheit hatten das Herz bewältigt, das sich nicht hatte ergeben wollen.

„Ja,“ ging es Aljoscha durch den Sinn, als sein Kopf schon auf dem Kissen lag; „Emerdjäkoff ist tot, und niemand wird mehr Iwans Aussage Glauben schenken. Aber er wird hingehen und aussagen.“ Aljoscha lächelte still. „Gott wird siegen!“ dachte er. „Entweder wird er im Lichte der Wahrheit auferstehen oder im Haß untergehen und sich dabei an sich und an allen dafür rächen, daß er dem gebient, woran er nicht geglaubt hat,“ fügte Aljoscha bitter und schmerz- bewegt hinzu und betete nochmals für Iwan.





---

## Zwölftes Buch

# Der Irrtum der Richter

---

### 1

## Der verhängnisvolle Tag

**W** am zehn Uhr morgens am Tage nach den lezt-  
geschilderten Ereignissen wurde die Sitzung des  
Bezirksgerichtes eröffnet, und die Verhandlung  
gegen Dimitri Karamasoff nahm ihren Anfang.

Jeder wußte, daß eine Menge Leute sich für diesen Prozeß interessierte, daß alle mit Ungeduld dem Tage entgegengesehen hatten, wann er endlich zur Verhandlung kommen werde, daß man seit zwei Monaten in der Gesellschaft die verschiedenartigsten Vermutungen geäußert, sich über ihn aufgeregt und ganz Unglaubliches über ihn zusammenphantasirt habe. Auch wußten alle, daß die Sache in ganz Rußland Aufsehen erregt hatte. Dennoch hatte man nicht erwartet, daß sie sich so aufregend gestalten werde.

Zu dieser Gerichtsverhandlung waren nicht nur aus den Städten unseres Regierungsbezirkes, sondern auch aus anderen Städten Rußlands, selbst aus Moskau und Petersburg, viele gekommen, meistens natürlich Juristen; aber auch einige hohe Persönlichkeiten und selbst Damen waren darunter. Die Karten waren alle vergriffen. Den vornehmsten Besuchern waren besondere Plätze gleich hinter dem Richtertische angewiesen, was früher nie der Fall gewesen war. Damen sowohl aus der Stadt wie fremde wohnten in großer Anzahl der Verhandlung bei; sie machten nicht weniger als die Hälfte der Zuhörer aus.

Allein Juristen, die von allen Seiten zugereist waren, gab es so viele, daß man nicht wußte, wo man sie unterbringen sollte, da die Billets schon vor langem erbeten, geradezu erfleht und restlos verteilt waren. Am Ende des Saales hinter dem erhöhten Aufbau wurde in aller Eile eine besondere Einfriedigung hergerichtet, in die man alle fremden Juristen hineinließ. Sie schätzten sich glücklich, daß sie wenigstens stehend zuhören konnten; denn um Platz zu gewinnen, waren alle Stühle hinausgebracht worden. So stand denn die Schar dichtgedrängt Schulter an Schulter während der ganzen Verhandlung.

Einige von den Damen, besonders von den zugereisten, erschienen auf dem Chor des Saales in eleganten Kleidern. Die Mehrzahl hatte allerdings über dem Interesse den Puz vergessen. Auf ihren Zügen sprach sich eine fieberhafte, fast krankhaft gesteigerte Neugier aus. Beinahe alle, wenigstens die übergroße Mehrzahl von ihnen, nahm Partei für Mitja und erwartete seine Freisprechung. Vielleicht geschah es hauptsächlich deshalb, weil sich die Vorstellung von ihm verbreitet hatte, er sei ein Eroberer aller Frauenherzen.

Man wußte, daß zwei Frauen, zwei Gegnerinnen erscheinen würden. Für die eine von ihnen, Katerina Iwanowna, interessierte man sich ganz besonders. Wahrhaftig wunderbare Geschichten waren über ihre leidenschaftliche Liebe zu Mitja trotz seines Verbrechens im Umlaufe; nicht weniger sprach man von ihrem Stolge — sie hatte fast niemanden in der Stadt einen Besuch gemacht — und ihren vornehmen Verbindungen. Man behauptete sogar, sie wolle die Regierung um die Erlaubnis bitten, den Verbrecher nach Sibirien begleiten zu dürfen, um sich dort irgendwo in den Erzgruben unter der Erde trauen zu lassen.

Mit nicht geringerer Spannung wurde das Erscheinen Gruschenkas vor Gericht erwartet; war sie doch die Nebenbuhlerin Katerina Iwanownas. Mit geradezu krankhafter Neugier sah man der Begegnung der beiden entgegen — des stolzen, vornehmen Mädchens und der Dirne. Übrigens war Gruschenka den Damen besser bekannt als Katerina Iwa-

nowna. Man hatte die Vernichterin Fedor Pawlowitschs und seines unglücklichen Sohnes auch schon früher gesehen, und alle ohne Ausnahme wunderten sich, wie sich Vater und Sohn in eine solche gewöhnliche, gar nicht hübsche russische Kleinbürgerin so hatten verlieben können.

Die Juristen regte am meisten die Anwesenheit des berühmten Fetjukowitsch auf. Seine Tüchtigkeit war weit und breit bekannt, und nicht zum erstenmal kam er in die Provinz, um in einer so aufsehenerregenden Gerichtsverhandlung die Verteidigung zu übernehmen.

Auch über den Staatsanwalt Hippolyt Kirillowitsch und den Vorsitzenden des Gerichtshofes war viel gesprochen worden. Man erzählte sich, daß Hippolyt Kirillowitsch vor diesem Zweikampf mit Fetjukowitsch zittere, daß sie noch von Petersburg her alte Feinde seien seit dem Beginn ihrer Laufbahn, daß unser eigenliebiger Hippolyt Kirillowitsch, der sich beständig für zurückgesetzt und durch irgend jemanden für beleidigt halte, da man seine Fähigkeiten nicht gebührend anerkennen wolle, sich mit dem Gedanken getragen habe, seinem etwas welt gewordenen Rufe durch den Fall Karamasoff wieder aufzuhelfen, daß ihn aber Fetjukowitschs Erscheinen erschreckt und entmutigt habe.

Doch war die Beurteilung seines Charakters nicht ganz zutreffend. Der Staatsanwalt gehörte nicht zu den Leuten, die angesichts der Gefahr den Mut sinken lassen; sondern zu denen, deren Eigenliebe mit der zunehmenden Gefahr sich steigert und denen womöglich noch Schwingen wachsen. Überhaupt war Hippolyt Kirillowitsch ein auffallend heißblütiger und krankhaft empfindlicher Mensch. In gar manche Sache hatte er sich mit seiner ganzen Seele hineingelegt und sie geführt, als hänge von ihrer Entscheidung sein Schicksal ab.

Über den Vorsitzenden läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß er ein gebildeter, milde denkender Mensch war, der seine Sache selbst und die neuesten Gedankenströmungen kannte. Zwar war er ziemlich ehrgeizig; doch bekümmerte er sich nicht sonderlich um sein Weiterkommen. Er strebte nur danach, in

jeder Beziehung einer von den ersten zu sein. Außerdem erfreute er sich guter Verbindungen und besaß Vermögen. An den Fall Karamasoff ging er, wie sich im Verlauf der Verhandlung zeigte, mit ganzem Eifer, wengleich ihn mehr die Tatsache als solche interessierte, ihre Einreihung, ihre Auffassung als Ergebnis der sozialen Grundlagen und Charakteristik des russischen Wesens. Zum eigentlichen Wesen des Prozesses, wie auch sämtlichen beteiligten Personen gegenüber verhielt er sich rein sachlich, was von seinem Standpunkte aus auch das einzig Richtige für ihn war.

Schon lange vor dem Erscheinen des Gerichtshofes war der Saal gepropft voll. Der Gerichtssaal war der größte und schönste in der Stadt, hatte eine hohe Decke und ließ jedes Wort deutlich verstehen. Rechts von den erhöhten Sitzen der Gerichtsherren standen ein Tisch und zwei Reihen Sessel für die Geschworenen; links befand sich der Platz für den Angeklagten und seinen Verteidiger. Ungefähr in die Mitte des Zimmers war ein Tisch gestellt mit den Sachbeweisen: dem blutbefleckten, weißseidenen Schlafrock Fedor Pawlowitschs, der verhängnisvollen Mörserkeule, mit der bestimmt die Mordtat begangen sein sollte, Mitjas Hemd mit der blutbefleckten Manschette, seinem Rock, der auf der Rückseite über der Tasche, in die Mitja damals sein blutdurchtränktes Taschentuch gesteckt hatte, große Blutflecke aufwies, diesem Taschentuche selbst, das von Blut inzwischen ganz gelb und hart geworden war, der Pistole, die Mitja bei Perchotin geladen und die Trifon Borissytch in Mokroje heimlich versteckt hatte, den Umschlag, in dem die für Gruschenka bestimmten Dreitausend gesteckt hatten, dem dünnen rosa Bändchen, mit dem es umwickelt gewesen war, und noch verschiedenen anderen Gegenständen. In einiger Entfernung von diesem Tisch begannen die Plätze für die Zuhörer. Doch standen noch davor einige Lehnstühle für die Zeugen, die nach ihrem Verhör im Saale bleiben mußten.

Um zehn Uhr erschien der Gerichtshof, der aus dem Vorsitzenden, einem Beisitzer und einem Friedensrichter bestand. Selbstverständlich erschien auch sofort der Staatsanwalt. Der

Vorsitzende war ein beleibter, stämmiger Mann, nicht einmal mittelgroß, mit einem unzufriedenen Gesicht, etwa fünfzig Jahre alt, das dunkle Haar erst leicht ergraut, das er ganz kurz trug, und mit einem roten Ordensbande. Der Staatsanwalt fiel allen durch seine Blässe auf; sein Gesicht war fast grau. Er schien in einer einzigen Nacht abgemagert zu sein.

Die zwölf Geschworenen bestanden aus vier Beamten, zwei Kaufleuten und sechs Bauern und Kleinbürgern unserer Stadt. Besonders die Damen der Gesellschaft hatten schon lange vor der Gerichtsitzung die Frage aufgeworfen, ob man eine so feine, verwickelte Sache irgendwelchen Beamten und gar Bauern zur folgenschweren Entscheidung übergeben werde und was diese Leute davon verstehen würden. Die beiden Kaufleute sahen freilich sehr ehrbar und gesetzt aus; doch waren sie eigentümlich schweigsam und unbeweglich. Der eine von ihnen hatte ein glattrasiertes Gesicht und trug deutsche Kleidung. Der andere hatte einen grauen Bart, und auf seiner Brust hing an einem roten Bande eine Medaille. Von den Bauern und Kleinbürgern verlohnt sich garnicht zu reden. Unsere Bauern sind nicht anders als alle Bauern. Zwei von ihnen waren gleichfalls in deutscher Kleidung erschienen und sahen vielleicht gerade deshalb unsauberer und unansehnlicher aus als die übrigen in ihren schlichten russischen Röcken. So war die Frage wohl begreiflich: „Was verstehen die von solcher Sache?“ Doch machten ihre Gesichter einen besonders tiefen und fast drohenden Eindruck. Sie sahen streng und finster aus.

Endlich kündete der Vorsitzende laut den Gegenstand der Verhandlung an: den Prozeß wegen Ermordung des verabschiedeten Titularrates Fedor Pawlowitsch Karamasoff. Der Gerichtsdiener erhielt den Auftrag, den Angeklagten hereinzuführen.

Mitja erschien. Alles verstummte, man hätte eine Fliege summen hören. Er machte einen äußerst unangenehmen Eindruck. Schuld daran war vor allem, daß er als ausgesprochener Stutzer in einem nagelneuen Anzuge erschien. Er hatte sich in Moskau bei seinem früheren Schneider, der sein Maß noch

befah, den Anzug gerade zu diesem Tage bestellt. Außerdem trug er schwarze Glacehandschuhe und die feinste Wäsche. Mit seinen langen Offiziersschritten trat er ein. Der Blick war starr geradeaus gerichtet. So schritt er durch die Zuhörer hindurch und setzte sich mit furchtloser Miene auf seinen Platz.

Gleich nach ihm erschien sein Verteidiger, der berühmte Fetjutowitsch; und es war, als gehe ein unterdrücktes Raunen durch den ganzen Saal. Er war ein hagerer Mann mit langen dünnen Beinen, ungewöhnlich langen, weißen, dünnen Fingern, rasiertem Gesicht, bescheiden glattgekämmtem, ziemlich kurzem Haar und dünnen, hin und wieder halb spöttisch, halb lächelnd sich verziehenden Lippen. Dem Aussehen nach mochte er vierzig Jahre alt sein. Sein Gesicht wäre vielleicht angenehm gewesen, wenn seine Augen, die an sich nicht groß und ausdrucksvoll waren, nicht so ungewöhnlich nahe zusammengestanden hätten, so daß sie nur der schmale, dünne Knochen seiner länglichen Nase trennte. Das ganze Gesicht hatte etwas so ausgesprochen Vogelartiges, daß es geradezu auffiel. Er war in Frack und weißer Krawatte.

Die vom Vorsitzenden gestellten allgemeinen Fragen beantwortete Mitja schroff, aber mit unerwartet lauter Stimme, so daß der Vorsitzende zuerst mit dem Kopf zurückzuckte und ihn groß ansah. Darauf wurden die Namen der Personen verlesen, die zur Gerichtsverhandlung geladen waren, die der Zeugen und Sachverständigen. Die Liste war lang. Vier von den Zeugen waren nicht erschienen: Minsoff, der in Paris weilte, aber seine Aussagen schon während der Voruntersuchung gemacht hatte; Frau Chochlakoff und Marimoff waren durch Krankheit am Erscheinen verhindert und Smerdjakoff infolge plötzlichen Ablebens, worüber eine polizeiliche Bescheinigung vorgelesen wurde. Die letztere Nachricht rief eine starke Erregung und erregtes Geflüster hervor. Die meisten Zuhörer wußten noch nichts von seinem Tode. Am meisten überraschte ein unerwarteter Ausfall Mitjas. Kaum war die Mitteilung über Smerdjakoff verlesen, als er über den ganzen Saal hin rief:

„Dem Hunde gebührt ein hündischer Tod!“

Sein Verteidiger stürzte zu ihm, und der Vorsitzende drohte mit strengen Maßregeln, wenn sich ein ähnlicher Ausfall wiederholen sollte. Abgerissen und mit ungeduldigem Kopfnicken sagte Mitja mehrmals zu seinem Verteidiger:

„Schon gut, ich werde nicht mehr! Es ist mir nur so entschlüpft!“

Doch machte er keineswegs den Eindruck, als tue es ihm leid.

Der Zwischenfall trug natürlich nicht dazu bei, die Meinung der Geschworenen und der Zuhörer über ihn zu verbessern. Unter diesem Eindruck verlas der Gerichtsschreiber die Anklage.

Sie war ziemlich kurz, aber klar und ausführlich. Nur die Hauptgründe waren angeführt, warum er des Verbrechens angeklagt und dem Gericht unterstellt sei. Die Verlesung hinterließ einen tiefen Eindruck. Die ganze Tragödie erschien von neuem vor der Versammlung in scharfen Umrissen, knapp zusammengefaßt und in verhängnisvollem, unerbittlichem Lichte. Gleich nach der Verlesung wandte sich der Vorsitzende an Mitja und fragte ihn laut und eindringlich:

„Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?“

Mitja erhob sich von seinem Platz.

„Ich bekenne mich schuldig der Trunksucht und Ausschweifung,“ rief er wieder mit unerwartet lauter Stimme, die fast zornig klang, „der Faulheit und Schwelgerei. Gerade wollte ich ein ehrenhafter Mensch werden, da traf mich der Schicksalsschlag. Am Tode meines Feindes und Vaters bin ich unschuldig, ebenso wie an seiner Beraubung. Und ich kann daran keine Schuld tragen. Dimitri Karamasoff kann ein Schuft sein, aber kein Dieb!“

Nachdem er das hinausgerufen, setzte er sich wieder, am ganzen Körper zitternd. Wieder ermahnte ihn der Vorsitzende kurz, aber ernst, nur auf die gestellten Fragen zu antworten und sich nicht zu Reden hinreißen zu lassen, die nicht zur Sache gehörten. Dann befahl er, mit der gerichtlichen Verhandlung zu beginnen. Sämtliche Zeugen wurden zur Vereidigung

herangeführt. Die beiden Brüder des Angeklagten wurden übrigens unvereidigt zur Zeugnisablegung zugelassen. Nach einer Ermahnung des Geistlichen und des Vorsitzenden wurden den Zeugen die Plätze angewiesen, nach Möglichkeit nicht dicht nebeneinander. Dann begann man sie einzeln aufzurufen.

2

## Die gefährlichen Zeugen

**D**ie ersten Zeugen, die man aufrief, waren die des Staatsanwaltes. Schon von den ersten Augenblicken der Gerichtsverhandlung an fiel es allen auf, wie schwer im vorliegenden Prozeß das Gewicht der Anklage war im Vergleich zu den Entlastungsbeweisen, über die der Verteidiger verfügte. Das begriffen alle, als das Verhör begann, die Tatsachen sich zusammenzustellen anfangen und allmählich das ganze Furchtbare der blutigen Tat deutlich vor die Augen trat. Vielleicht wurde es schon nach den ersten Augenblicken allen klar, daß die Sache ganz unbestreitbar war und überhaupt keinen Zweifel mehr aufkommen ließ, daß im Grunde eine Verteidigung gar nicht mehr nötig war, daß sie nur der Form wegen gehalten werden mußte, der Angeklagte jedoch unwiderruflich schuldig sei.

Alle beschäftigte die Frage: „Was wird ein Mann wie Fetjukowitsch aus dieser verlorenen Sache noch machen können?“ Mit angestrengter Aufmerksamkeit verfolgte man jeden seiner Schachzüge. Doch Fetjukowitsch blieb bis zu seiner Rede allen ein Rätsel. Erfahrenere Leute errieten denn auch, daß er nach einem bestimmten Plane vorging und sich ein festes Ziel gesetzt hatte; aber was es für ein Ziel war, vermochten sie nicht anzugeben. Vor allem fielen seine Sicherheit und sein Selbstvertrauen auf.

Außerdem bemerkte man mit Genugthuung, daß er trotz seines kurzen Aufenthaltes in der Stadt — er war erst vor drei Tagen angekommen — sich mit der Sache gründlich bekannt gemacht und sie bis in alle Einzelheiten studirt hatte. Mit wahrer Wonne erzählte man sich später, wie er alle Zeugen des Staatsanwaltes hineingelegt habe, um sie nach Möglichkeit bloßzustellen, und wie er alle möglichen Fallen gestellt habe, um den Wert ihrer Aussagen zu verringern. Viele behaupteten übrigens: er habe damit sozusagen nur gespielt, um zu glänzen und keinen seiner Advokatenkniffe ungenutzt zu lassen; war man doch überzeugt, daß alle diese Kniffe ihm trotzdem keinen durchschlagenden Nutzen bringen könnten und daß er es selbst am besten wisse.

„Gewiß hat er irgendetwas in der Hinterhand, das er im entscheidenden Augenblick vorbringt. Im Anfang spielt er, da er seiner Sache sowieso sicher ist.“

Als man nämlich den früheren Kammerdiener Fedor Pawlowitsch, Grigori Wassiljewitsch, verhörte und dieser die wichtige Aussage wegen der offenen Tür machte, rückte der Verteidiger, als an ihn die Reihe kam, den Zeugen zu verhören, dem Alten mit Fragen gehörig auf den Leib. Grigori Wassiljewitsch ließ sich weder durch das Gericht noch durch die anwesenden zahlreichen Zuhörer einschüchtern und stand mit ruhiger, fast überlegener Miene da. Seine Aussagen machte er mit einer Sicherheit, als plaudere er mit Marfa Ignatiowna, nur ein wenig ehrerbietiger. Ihn zu verwirren, war unmöglich.

Zuerst fragte ihn der Staatsanwalt über alle Einzelheiten der Familie Karamasoff aus; und das Familienbild trat deutlich und grell hervor. Man hörte und sah, daß der Zeuge aufrichtig, treuherzig und unparteiisch war. Bei aller Ehrerbietung, die er seinem ermordeten Herrn bewahrte, erklärte er: der Herr habe Mitsja gegenüber nicht recht gehandelt und nicht pflichtgemäß für die Erziehung seiner Kinder gesorgt.

„Den kleinen Jungen hätten die Läuse aufgefressen, wenn ich nicht gewesen wäre,“ setzte er hinzu, als er seine Erzählung über Mitsjas Kinderjahre beendet hatte. „Auch hat der Vater

den Sohn am Erbe seiner leiblichen Mutter geschädigt.“

Auf die Frage des Staatsanwaltes, worauf er seine letztere Behauptung gründe, konnte er zur Verwunderung aller keine Beweise angeben; doch blieb er dabei: die Abmachung mit dem Sohn sei eine unrichtige gewesen, und der Vater habe diesem noch einige Tausend auszahlen müssen.

Dieselbe Frage, ob Fedor Pawlowitsch wirklich nicht alles an Mitja gezahlt habe, stellte der Staatsanwalt auch an jeden andern Zeugen, von dem er nur Auskunft erwarten konnte, Mjoscha und Iwan Fedorowitsch nicht ausgenommen. Doch konnte keiner etwas Bestimmtes aussagen; alle bejahten die Thatsache, ohne indes einen Beweis vorzubringen.

Die Schilderung des Austrittes nach Tisch, als Dinitri Fedorowitsch den Vater geschlagen und ihm gedroht hatte, wiederzukommen und ihn dann ohne weiteres totzuschlagen, machte einen niederschmetternden Eindruck auf die Zuhörer, umso mehr als der alte Diener einfach und ohne überflüssige Worte erzählte. Die Kränkung, die er von Mitja erfahren, der ihn zu Boden geschlagen, habe er ihm längst verziehen. Über den verstorbenen Smerdjäkoff sagte er aus, indem er sich bekreuzte: der Arme habe wohl einige Fähigkeiten besessen, doch sei er dumm, von der Krankheit geknechtet und überdies gottlos gewesen; diese Gottlosigkeit hätten ihn Fedor Pawlowitsch und sein Sohn Iwan Fedorowitsch gelehrt. Doch auf der Ehrlichkeit Smerdjäkoffs bestand er nachdrücklich und erzählte sofort, wie Smerdjäkoff seinerzeit das Geld des Herrn gefunden und es nicht eingesteckt, sondern unverzüglich dem Herrn wiedergegeben habe, und wie der Herr ihm dafür zehn Rubel geschenkt und ihn in allem zu seinem Vertrauten gemacht habe. Doch ging er mit seiner ganzen Starrköpfigkeit nicht von seiner Aussage hinsichtlich der offenen Thür auf der Gartenseite ab.

Endlich kam die Reihe an den Verteidiger. Dieser befragte ihn zuerst nach dem Geldpaket, in dem sich die Dreitausend für eine gewisse Person befunden haben sollten.

„Haben Sie, der doch seinem Herrn als langjähriger Diener nahestand, das Paket gesehen?“

Grigori antwortete: er habe von dem Gelde nichts gesehen noch gehört bis zu der Zeit, wo alle davon sprachen. Diese Frage nach dem Geldpaket richtete Fetjukowitsch an alle Zeugen, an die er sie nur stellen konnte, und zwar ebenso hartnäckig wie der Staatsanwalt die nach der Erbschaftsangelegenheit. Er bekam indes von allen nur die Antwort: niemand habe das Paket gesehen, aber seit zwei Monaten viel von ihm gehört. Diese Hartnäckigkeit des Verteidigers fiel allgemein auf.

„Beantworten Sie mir noch die Frage,“ wandte er sich ganz unerwartet an Grigori, „woraus dieser Balsam bestand oder der sogenannte Kräuteraufguß, mit dem Sie an jenem Abend Ihr schmerzendes Kreuz einrieben in der Hoffnung, sich damit zu kurieren?“

Grigori sah stumpfsinnig den Fragenden an und brummte nach einigem Schweigen:

„Salbei war drin.“

„Nur Salbei? Erinnern Sie sich nur einer Zutat?“

„Wegerich war auch drin.“

„Vielleicht auch Pfeffer?“ fragte interessiert Fetjukowitsch.

„Auch Pfeffer.“

„Und so weiter. Und das alles in Branntwein?“

„In Spiritus.“

Im Saale hörte man unterdrücktes Lachen.

„Was will man mehr? Also sogar in Spiritus! Und nachdem Sie Ihren Rücken damit eingerieben hatten, tranken Sie den Rest mit einem heilbringenden Gebet aus, das nur Ihre Frau kennt?“

„Ich habe es ausgetrunken.“

„Wieviel war es ungefähr? Ein Schnapsgläschen voll oder zwei?“

„Ein Wasserglas voll wird es gewesen sein.“

„Ein Wasserglas voll? Vielleicht auch anderthalb?“

Grigori schwieg. Er begriff anscheinend.

„Anderthalb Glas reinen Spiritus. Gar nicht so übel! Ja, da kann man selbst die Tore des Paradieses offen sehen, geschweige eine Tür, die in den Garten führt.“

Grigori schwieg weiterhin. Das unterdrückte Lachen setzte wieder ein. Der Vorsitzende wurde unruhig.

„Waren Sie wirklich“, drang Fetjukowitsch immer mehr in ihn, „in dieser Minute wach, als Sie die Thür zum Garten offen sahen? Oder schliefen Sie vielleicht?“

„Ich stand auf den Beinen.“

„Das ist noch kein Beweis dafür, daß Sie nicht geschlafen haben.“ – Leises Gelächter im Saal. – „Hätten Sie in diesem Augenblick auf die Frage antworten können, in welchem Jahr wir leben?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wissen Sie wirklich nicht, in welchem Jahr nach Christi Geburt wir leben?“

Grigori sah seinen Quälgeist verdutzt an. Er schien wirklich nicht zu wissen, in welchem Jahr er lebte.

„Aber Sie wissen, wieviel Finger Sie haben?“

„Ich bin hier kein freier Mensch“, sagte Grigori laut und vernehmlich, „will die Obrigkeit sich über mich lustig machen, muß ich es mir gefallen lassen.“

Fetjukowitsch war etwas erstaunt. Der Vorsitzende mischte sich sofort ein und erinnerte den Verteidiger mit einigen ernstern Worten daran, daß er mehr zur Sache fragen solle. Fetjukowitsch verbeugte sich und erklärte, mit seinen Fragen zu Ende zu sein. Es blieb indes bei den Geschworenen wie bei den Zuhörern ein leiser Zweifel an den Aussagen eines Menschen zurück, der möglicherweise in einem gewissen Zustande während einer Kur die Tore des Paradieses offen sah und nicht angeben konnte, in welchem Jahre nach Christi Geburt er lebte. So hatte der Verteidiger immerhin sein Ziel erreicht.

Doch ehe Grigori entlassen wurde, ereignete sich noch ein kleiner Zwischenfall. Der Vorsitzende wandte sich an den Angeklagten mit der Frage, ob er zu den gemachten Aussagen etwas zu bemerken habe.

„Außer seiner Bemerkung über die Thür“, sagte Mitja laut, „hat er die Wahrheit gesprochen. Ich danke ihm, daß er mir die Läuse ausgekämmt und mir auch die Schläge ver-

ziehen hat. Der Alte ist sein Lebelang dem Vater treu und ergeben gewesen wie siebenhundert Pudel.“

„Angeklagter, wählen Sie Ihre Worte besser,“ wies ihn streng der Vorsitzende zurecht.

„Ich bin kein Pudel,“ brummte Grigori.

„Dann bin ich der Pudel,“ rief Mitja sofort. „Wenn das beleidigend war, nehme ich es auf mich und bitte ihn um Verzeihung. Ich war grausam gegen ihn. Auch gegen den Asop.“

„Gegen welchen Asop?“ fragte wieder streng der Vorsitzende.

„Nun, dann Narr . . . gegen den Vater, gegen Fedor Pawlowitsch.“

Bedeutend strenger schärfte der Vorsitzende Mitja nochmals ein, daß er in der Wahl seiner Ausdrücke vorsichtiger sein müsse.

„Sie schaden sich dadurch selbst in der Meinung Ihrer Richter.“

Ebenso geschickt ging der Verteidiger beim Verhör Rakitins vor. Auf ihn rechnete der Staatsanwalt besonders. Er wußte alles, war überall gewesen, hatte alles gesehen, mit allen gesprochen. Die Lebensgeschichte Fedor Pawlowitschs und aller Karamasoffs kannte er genau. Von dem Paket mit den Dreitausend hatte Mitja ihm selbst gesagt. Ausführlich berichtete er von allen Ausschreitungen Mitjas im Gasthof „Zur Hauptstadt“; so erzählte er auch die Geschichte mit dem Bastwisch, dem Hauptmann Snegireff. Doch über das Wichtigste, ob Fedor Pawlowitsch bei der Abrechnung über das Gut Mitja etwas schuldig geblieben sei, konnte er auch nicht aussagen. Er beschränkte sich nur auf die verächtliche Bemerkung:

„Wie kann man wissen, wer von diesen unsinnigen Karamasoffs, die sich nicht einmal selbst verstehen und begreifen können, dem andern etwas schuldig geblieben ist?“

Die ganze Tragödie des vorliegenden Verbrechens stellte er dar als Folge der veralteten Sitten aus der Zeit der Leibeigenschaft und des in Wirren untergehenden Rußlands, das schwer unter dem Fehlen geeigneter Einrichtungen zu leiden

habe. Er konnte einmal seine Ansichten an den Mann bringen, und das war für ihn die Hauptsache. Bei diesem Prozesse machte sich Rakitin zum erstenmal bemerkbar. Der Staatsanwalt wußte auch, daß Rakitin für eine Zeitung einen Artikel geschrieben hatte über das Ereignis, und gab in seiner Rede sogar einige Gedanken daraus wieder, wie wir später sehen werden. Er mußte ihn also gelesen haben. Ueberhaupt verfehlte die Unabhängigkeit der Gedanken und die Richtigkeit der Gesinnung, die sich in Rakitins Worten ausdrückte, nicht ihren Einfluß auf die Zuhörer. Einigemal hörte man sogar einen kurzen Beifall, besonders als er von der Leibeigenschaft und von dem unter den Wirren leidenden Rußland sprach. Das Bild, das er von den Karamasoffs entwarf, war sehr düster und unterstützte verhängnisvoll die Anklage.

Aber Rakitin machte als junger Mann doch einen kleinen Fehler, der vom Verteidiger sofort ausgenutzt wurde. Als er auf einzelne Fragen über Gruschenka antwortete, erlaubte er sich, hingerissen von seinem Erfolge, einige verächtliche Bemerkungen; so nannte er sie die Geliebte des Kaufmanns Samsonoff. Viel hätte er darum gegeben, wenn er dieses Wort hätte ungesprochen machen können; denn an ihm packte ihn Fetjukowitsch sofort. Rakitin hatte es nicht für möglich gehalten, daß Fetjukowitsch in dieser kurzen Zeit in alle Einzelheiten der Sache eingedrungen war.

„Darf ich mich erkundigen,“ begann der Verteidiger mit lebenswürdigstem Lächeln, als die Reihe an ihn kam, „Sie sind wohl derselbe Herr Rakitin, der das von der kirchlichen Obrigkeit veröffentlichte Schriftchen über das Leben des in Gott entschlafenen Stareß Sossima geschrieben hat, ein Schriftchen voll tiefer, religiöser Gedanken mit einer ehrerbietigen Widmung an seine Eminenz? Ich habe sie vor kurzem mit großem Vergnügen gelesen.“

„Ich hatte sie nicht für den Druck bestimmt; man hat sie später veröffentlicht,“ brummte Rakitin verdußt, als schäme er sich.

„Vorzüglich! Ein Denker kann und muß zu den Tages-

ereignissen so Stellung nehmen, wie Sie es getan haben. Ihr Schriftchen ist auf Veranlassung seiner Eminenz erschienen und hat großen Nutzen gebracht. Doch wollte ich Sie hauptsächlich fragen — Sie sagten soeben, Sie seien mit Fräulein Swetloff so gut bekannt.“

„Ich kann nicht für alle meine Bekanntschaften verantwortlich gemacht werden. Ich bin ein junger Mann, und wer kann für jeden einstehen, den er kennen lernt!“

Rakitin errötete plötzlich.

„Ich verstehe nur zu gut!“ rief Fetjukowitsch, als sei er ganz verwirrt worden und wolle sich entschuldigen. „Sie konnten wie jeder andere in Versuchung kommen, sich für eine junge, schöne Frau, die bei sich die Blüte der hiesigen Jugend empfängt, zu interessieren . . . Doch ich wollte mich nur erkundigen, ob Ihnen wie mir bekannt ist, daß die Swetloff, als sie vor zwei Monaten durchaus die Bekanntschaft des jüngsten Karamasoff, Alexei Fedorowitsch, zu machen wünschte, Ihnen fünfundzwanzig Rubel versprochen hat, falls Sie ihn in seiner Mönchskutte zu ihr bringen würden. Das geschah am Abend des Tages, der mit der Katastrophe endete, die der heutigen Verhandlung zu Grunde liegt. Sie haben Alexei Karamasoff zu der Swetloff gebracht und damals fünfundzwanzig Rubel erhalten. Ich möchte von Ihnen hören, ob sich das so verhält?“

„Es war nur ein Scherz, und ich verstehe nicht, wie dieser Scherz Sie interessieren kann. Ich habe das Geld nur im Scherz genommen, um es ihr später zurückzugeben.“

„Sie haben es also genommen und bis jetzt nicht zurückgegeben, oder sollten Sie es doch schon getan haben?“

„Das sind Kindereien,“ brummte Rakitin. „Auf solche Fragen verweigere ich die Antwort. Natürlich werde ich das Geld zurückerstatten.“

Der Vorsitzende wollte wieder eingreifen. Doch der Verteidiger erklärte sofort, daß er Herrn Rakitin weiter nichts zu fragen habe. Rakitin verschwand etwas begossen von der Bildfläche. Jedenfalls war der Eindruck, den seine aufgeklärte Rede gemacht hatte, etwas abgeschwächt. Fetjukowitsch folgte

ihm mit seinen Blicken und schien den Zuhörern sagen zu wollen: „Seht, das sind eure ehrenwerten Ankläger!“

Diese Zeugenaussage verlief nicht ohne einen Einwurf von Seiten Mitjas. Wütend über die Art, wie Rakitin sich über Gruschenka geäußert hatte, rief er plötzlich: „Bernard!“ Als der Vorsitzende sich nach Rakitins Verhör an den Angeklagten wandte, ob er etwas zu bemerken habe, rief dieser laut:

„Er hat mich noch im Gefängnis angepumpt! Ein verächtlicher Bernard und Streber ist er, der an Gott überhaupt nicht glaubt und Seine Eminenz einfach betrogen hat!“

Mitja wurde wegen seiner unerlaubten Ausdrücke natürlich wieder ein Verweis zuteil; doch damit war Rakitin endgiltig abgetan.

Auch mit dem Hauptmann Snegireff hatte der Staatsanwalt kein Glück, freilich aus einem ganz anderen Grunde. Er erschien in unordentlichem und beschmutztem Anzuge, in ungeputzten Stiefeln, und trotz aller Vorsicht war er völlig betrunken. Auf die Fragen nach der Beleidigung, die Mitja ihm zugefügt, antwortete er so gut wie nichts.

„Mag sein. Iljuschetka hat mich gebeten, nichts zu sagen. Gott wird es mir dort anrechnen.“

„Wer hat Sie gebeten, nichts zu sagen? Von wem reden Sie?“

„Von Iljuschetka, meinem Söhnchen. Papa, wie hat er dich gedemütigt!“ sagte er mir damals am großen Stein. Jetzt wird er sterben.“

Der Hauptmann schluchzte auf und stürzte dem Vorsitzenden zu Füßen. Man brachte ihn so schnell wie möglich hinaus. Der vom Staatsanwalt bezweckte Eindruck kam nicht zustande.

Der Verteidiger fuhr in seinem Vorgehen fort und setzte immer durch seine Kenntnis auch der geringfügigsten Einzelheiten in Erstaunen. So machten die Aussagen Trifon Vorissjtschs großen Eindruck und waren für Mitja außerordentlich ungünstig. Fast an den Fingern zählte er her, daß Mitja bei seiner ersten Fahrt nach Mokroje nicht weniger als Dreitausend, höchstens eine Kleinigkeit weniger ausgegeben habe!

„Wieviel hat er nicht allein den Zigeunern hingeworfen! Und unseren Bauernkerlen hat er nicht etwa einen halben Rubel auf die Straße geworfen; nein, unter einem Fünf- undzwanzigrubelschein ging es nicht. Um wieviel sie ihn damals bestohlen haben! Wer aber stiehlt, läßt seine Hand nicht da. Wen soll man denn jetzt beschuldigen, wenn der Herr es freiwillig hingegeben hat! Bei uns sind sie alle reich geworden, während sie früher in Armut lebten!“

Er zählte alles auf und vergaß nichts. So wurde die Annahme, daß Mitja nur Fünfzehnhundert verausgabte und die andere Hälfte für sich behalten habe, einfach unglaublich gemacht.

„In seinen Händen habe ich sie gesehen mit meinen eigenen Augen. Wie sollte unsereiner das nicht beurteilen können!“ rief Trifon Borissyttsch entrüstet, der mit aller Gewalt der Obrigkeit gefällig sein wollte.

Dann kam das Fragen an den Verteidiger. Anstatt die Aussagen irgendwie anzufechten, ging dieser zu etwas ganz anderem über. Der Kutscher Timofei und der Bauer Alim in Mokroje hatten nach der ersten Prasserei hundert Rubel auf dem Flurboden gefunden, die Mitja in der Trunkenheit verloren haben mußte. Sie hatten den Kassenschein Trifon Borissyttsch übergeben, und der hatte jedem von ihnen einen Rubel geschenkt.

„Haben Sie“, fragte Fetjukowitsch, „diese hundert Rubel Herrn Karamasoff zurückgegeben?“

Trifon Borissyttsch wand sich hin und her. Doch nach der Aussage der beiden Bauern bestätigte er schließlich, daß er die gefundenen hundert Rubel in Empfang genommen, fügte aber hinzu, daß er damals Dimitri Fedorowitsch gewiß alles zurückgegeben habe, und beteuerte auf Ehrenwort: der Herr sei sehr betrunken gewesen und könne sich daher nicht wohl erinnern. Da er aber bis zur Aussage der Bauern den Empfang des Geldes abgeleugnet hatte, unterlag seine letztere Versicherung doch einigem Zweifel. Auf diese Weise mußte wieder einer der gefährlichsten Zeugen, die der Staatsanwalt aufgestellt hatte, in seiner Glaubwürdigkeit beeinträchtigt abtreten.

Daselbe geschah mit den Polen. Stolz und selbstbewußt traten sie ein, sagten laut, daß sie der Krone dienten und daß Mitja ihnen Dreitausend angeboten habe, um ihre Ehre zu kaufen, und daß er viel Geld in seinen Händen gehabt habe. Musjälowitsch mischte viele polnische Worte in seine Redensarten und wurde, als er bemerkte, daß ihm dies in die Augen des Vorsitzenden hob, noch aufgeblasener und bediente sich nur noch des Polnischen. Doch Fetjukowitsch fing auch sie in seinen Netzen. Welche Winkelzüge der nochmals herbeigerufene Trison Borissyttsch auch machte, er mußte bekennen, daß Wrubleffski das Spiel Karten vertauscht und Musjälowitsch Karten überschlagen habe. Das bestätigte obendrein Kalganoff, an den jetzt die Reihe kam, und die beiden Polen mußten mit Schimpf und Schande unter dem Lachen der Zuhörer abziehen.

Ebenso erging es fast allen gefährlichen Zeugen. Jeden von ihnen machte Fetjukowitsch moralisch unmöglich, daß er mit langer Nase abzog. Die Juristen waren begeistert, begriffen aber nicht, was es nützen sollte. Denn, wie gesagt, alle empfanden die Unwiderlegbarkeit der Schuld, die immer dunkler sich abhob. Doch aus der sicheren Ruhe des großen Magus ersehen sie, daß er seiner Sache gewiß war, und warteten. Denn umsonst kommt nicht ein solcher Mann aus Petersburg; er ist nicht einer, der mit einer langen Nase abzieht.

## Das ärztliche Gutachten und die Geschichte von dem Pfund Rüsse

**A**uch das ärztliche Gutachten lautete wenig günstig für den Angeklagten. Doch Fetjukowitsch hatte augenscheinlich nicht darauf gerechnet, wie sich später zeigte. Es war ursprünglich nur deshalb eingefordert, weil Katerina Iwanowna darauf bestanden und zu dem Zwecke einen berühmten Arzt aus Moskau verschrieben hatte. Jedenfalls konnte es für die Verteidigung nicht ungünstig sein. Im übrigen wirkte es bei der Meinungsverschiedenheit der Ärzte sogar etwas erheiternd. Als Sachverständige erschienen der berühmte Professor aus Moskau, der städtische Doktor und der junge Arzt Marwinski.

Der erste, der als Sachverständiger vernommen wurde, war der städtische Doktor, der zugleich als Zeuge erschien. Er war ein ergrauter, kahlköpfiger alter Herr von siebzig Jahren, kräftig gebaut und mittelgroß. In der Stadt war er allgemein geachtet und geschätzt als gewissenhafter Arzt und ehrenwerter, prächtiger Mensch — irgendein Herrnhuter oder mährischer Bruder. Schon seit langem weilte er in der Stadt. Er war gut und menschenfreundlich, behandelte arme Kranke und die Bauern unentgeltlich, ging selbst in ihre Hütten und Hundelöcher und gab ihnen noch Geld für die Medizin. Trotz alledem war er eigensinnig wie ein Maulesel. Ihn von einem Gedanken abzubringen, den er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, war unmöglich. Indes war jetzt in der Stadt bekannt geworden, daß der fremde Arzt sich während seines kurzen Aufenthaltes einige recht beleidigende Bemerkungen über das Wissen des städtischen Doktors erlaubt hatte.

Das war nämlich so gekommen. Viele in der Stadt waren in ihrer Freude über die seltene Gelegenheit, ohne auf die Kosten zu achten — der berühmte Arzt nahm für einen Besuch nicht weniger als fünfundzwanzig Rubel — zu ihm gegangen,

um sich untersuchen zu lassen. Diese Kranken waren vorher von dem städtischen Arzte behandelt worden, und der fremde Professor hatte sich über die Kenntnisse seines Kollegen außerordentlich abgünstig ausgesprochen. Zuguterletzt hatte er jeden Kranken, der bei ihm erschien, gefragt:

„Wer hat denn an Ihnen herumgepfuscht? Etwa wieder Ihr Doktor hier?“

Das hatte dieser natürlich sofort erfahren. So erschienen alle drei Arzte nacheinander zum Verhör.

Der städtische Arzt erklärte natürlich geradezu: Die krankhafte geistige Verfassung des Angeklagten lasse sich nicht nur aus seinen früheren Handlungen ersehen, sondern trete noch jetzt in dieser Minute klar zu Tage. Als man ihn bat, sich näher darüber auszulassen, wies der alte Herr in seiner Gutmütigkeit darauf hin, daß der Angeklagte beim Betreten des Saales ein ganz ungewöhnliches, den Umständen gar nicht entsprechendes Benehmen gezeigt habe.

„Er schritt wie ein Soldat, die Augen waren starr geradeaus gerichtet, während es weit natürlicher gewesen wäre, daß er nach links gesehen hätte, wo unter den Zuhörern so viele Damen sitzen. Denn er ist doch ein großer Liebhaber des schönen Geschlechtes und hätte daran denken müssen, was die Damen sagen würden,“ schloß der Doktor seine Rede in seiner eigenartigen Ausdrucksweise.

Er sprach Russisch viel und gern, obwohl jeder Satz deutsch gedacht war. Doch genierte es ihn nicht im geringsten. Denn er hatte die kleine Schwäche, seine russische Sprache für mustergiltig zu halten — „ich spreche besser russisch als die Russen selbst“. Mit besonderer Vorliebe flocht er russische Sprichwörter ein und vergaß niemals hinzuzufügen: die russischen Sprichwörter seien die treffendsten der ganzen Welt. Im Gespräch entfielen ihm so oft aus Zerstreutheit die allergebräuchlichsten Ausdrücke, die er ganz gut wußte, auf die er sich aber im Augenblick nicht besinnen konnte. Das Gleiche stieß ihm indes auch zu, wenn er deutsch sprach. Er fuhr dann mit der Hand in die Luft gerade vor seinem Gesicht, als wolle er das verlorene Wörtchen erhaschen; und dann

brachte ihn keiner dazu, in seiner Rede fortzufahren, ehe er das ihm entfallene Wort gefunden hatte.

Seine Bemerkung, daß der Angeklagte in normalem Zustande die Damen hätte sehen müssen, rief unter den Zuhörern ein Lächeln und Tuscheln hervor. Die Damen hatten den alten Herrn alle sehr gern. Denn sie wußten, daß er nur deswegen nicht geheiratet hatte, weil er zu hoch von den Frauen dachte. Darum erschien allen diese unerwartete Bemerkung sehr eigentümlich.

Der berühmte Moskauer Professor erklärte seinerseits schneidend und bestimmt, daß er den Angeklagten für krank halte, sogar im höchsten Grade. Er sprach viel und gelehrt über Affekte und Manie und wies darauf hin, daß nach allen Angaben der Angeklagte sich schon einige Tage vor der Katastrophe zweifellos im Affekt befunden habe. Sollte er die Tat ausgeführt haben, so sei es zwar nicht unbewußt, aber doch unfreiwillig geschehen; denn er habe nicht mehr die Kraft gehabt, gegen die Leidenschaften, die ihn beherrschten, anzukämpfen. Außer dem Affekt stellte der Doktor noch eine Manie fest, die erste Stufe zu vollkommenem Wahnsinn.

„Alle seine Handlungen stehen im Widerspruch zur Logik und zum gesunden Menschenverstande,“ fuhr er fort. „Von dem, was ich nicht gesehen habe, also vom Verbrechen selbst und dieser ganzen Katastrophe will ich nicht sprechen. Doch fiel mir vor drei Tagen im Gespräch mit ihm sein sonderbarer, starrer Blick auf, sein unerwartetes Lachen, seine dauernde, unverständliche Gereiztheit, seltsame Worte wie ‚Bernard‘, ‚Erbis‘ und andere, die gar nicht angebracht waren.“

Vor allem erkannte der Professor die Manie darin, daß der Angeklagte ganz besonders gereizt sei, wenn man das Gespräch auf die dreitausend Rubel bringe, um die er sich betrogen wähne, während er von den sonstigen Fehlschlägen und Kränkungen ganz harmlos spreche. Nach den eingezogenen Erkundigungen sei er auch früher jedesmal, wenn man von diesen Dreitausend gesprochen habe, außer sich geraten, obgleich er, wie bekannt, uneigennützig und nicht selbstsüchtig sei.

„Die Ansicht meines gelehrten Kollegen,“ schloß der Professor spöttelnd, „daß der Angeklagte beim Betreten des Saales habe durchaus zu den Damen und nicht vor sich hinblicken müssen, erkläre ich, abgesehen von ihrer Scherzhaftigkeit, geradezu für falsch. Ich stimme vollkommen mit ihm darin überein, daß der Angeklagte beim Eintreten in den Saal, wo über sein Schicksal entschieden wird, nicht starr vor sich hinsehen solle — das ist ein Zeichen seines krankhaften seelischen Zustandes im gegebenen Augenblick — doch behaupte ich zu gleicher Zeit, daß er nicht nach links zu den Damen, sondern nach rechts zu seinem Verteidiger habe sehen sollen, auf dessen Hilfe er jetzt seine ganze Hoffnung setzt und von dessen Verteidigung sein Geschick abhängt.“

Diese seine Meinung sprach der Professor sehr bestimmt und nachdrücklich aus. Doch wirkten die Erklärungen der beiden Sachverständigen durch ihren Widerspruch etwas komisch, besonders nach dem unerwarteten Gutachten des Arztes Warwinski, der als dritter befragt wurde.

Seiner Ansicht nach befand sich der Angeklagte jetzt wie früher in ganz normalem Zustande. War er vor seiner Verhaftung außerordentlich reizbar, so sei es auf die einfachsten Ursachen zurückzuführen, wie Eifersucht, Zorn, ständige Betrunktheit. Doch brauche dieser Zustand durchaus keinen besonderen Affekt in sich zu schließen. Im übrigen habe der Angeklagte weder nach rechts noch nach links blicken müssen, sondern geradeaus, als er in den Saal trat; denn vor ihm saßen ja der Vorsitzende und die Gerichtspersonen, von denen sein ganzes Geschick hänge.

„Indem er geradeaus blickte, bewies er, wie normal sein Geisteszustand im gegebenen Augenblick ist,“ schloß mit einigem Eifer der junge Arzt seine Aussage.

„Bravo Doktor!“ rief Mitja, „genau so ist es!“

Mitja wurde wieder zum Schweigen verwiesen; aber die Ansicht des jungen Arztes wirkte bestimmend auf Gericht und Zuhörer, die alle mit ihm einverstanden waren, wie sich später zeigte.

Übrigens sprach der städtische Arzt, der ja auch als Zeuge

vernommen wurde, noch ganz unerwartet zugunsten Mitjas. Als alter Einwohner der Stadt, der die Karamasoffs schon lange kannte, machte er bemerkenswerte Aussagen zur Entlastung Mitjas und setzte hinzu, als sei ihm noch etwas eingefallen:

Dem armen jungen Manne konnte ein besseres Geschick zuteil werden, denn als Kind und noch später hatte er — ich weiß es genau — ein gutes Herz. Ein russisches Sprichwort lautet: „Wenn jemand Verstand hat, ist es gut; wenn aber ein kluger Mensch zu ihm auf Besuch kommt, so ist es noch besser; denn dann sind es zwei kluge Menschen und nicht einer.“ Doch zu ihm ist niemand mit einem Verstande gekommen, und den seinen hat er herausgelassen. Wie sagt man doch? „Wohin er seinen Verstand . . . ich habe es vergessen,“ stockte er und griff mit der Hand danach, „ach, spazieren.“

„Spazieren?“

„Nun ja, spazieren; das habe ich auch gesagt. Sein Verstand ist spazieren gegangen und dabei in ein so tiefes Loch gefallen, daß er sich vollständig verloren hat. Trotzdem war er ein guter Junge. Ich entsinne mich seiner noch recht gut, wie er ganz klein von seinem Vater auf den Hinterhof hinausgeworfen war, wie er dort ohne Stiefelchen umherlief und die Höschen nur noch an einem Knopfe hingen.“

Eine tiefe Innigkeit durchklang die Worte des alten Herrn. Fetjukowitsch horchte auf, als hoffe er, sich an etwas anklammern zu können.

„Ich war damals noch ein junger Mann . . . nun ja, fünfundvierzig Jahre alt, und hatte mich kürzlich hier niedergelassen. Der Junge tat mir leid, und ich fragte mich: Sollte ich ihm nicht ein Pfund von dem . . . Ich habe vergessen, wie man das nennt, was die Kinder sehr lieben“ — er griff wieder mit der Hand danach — „es wächst an Bäumen, man sammelt und schenkt es allen Kindern.“

„Apfel?“

„Nein, nein! Ein Pfund . . . Apfel kauft man nicht pfundweise. Es ist klein und man bekommt viel auf ein Pfund, nimmt sie in den Mund und — krach!“

„Nüsse?“

„Ja, Nüsse, das habe ich auch gesagt,“ bestätigte der Doktor gelassen, als habe er das Wort nie gesucht. „Ich brachte dem Jungen also ein Pfund Nüsse; denn ihm hatte noch niemand Nüsse gebracht. Ich hob meinen Finger und sagte auf deutsch: ‚Junge! Gott der Vater‘; er lachte und sagte ‚Gott der Vater‘. — ‚Gott der Sohn.‘ Er lachte noch mehr und stammelte: ‚Gott der Sohn‘. — ‚Gott der heilige Geist.‘ Er lachte von neuem und wiederholte, so gut er konnte: ‚Gott der heilige Geist‘. Wie ich nach drei Tagen wieder vorbeikam, ruft er mir zu: ‚Onkel, Gott der Vater, Gott der Sohn . . .‘ Gott den heiligen Geist hatte er vergessen. Ich sagte es ihm nochmals vor, und er sprach es brav nach; und wieder tat er mir sehr leid. Dann brachte man ihn fort, und ich sah ihn nicht mehr. So vergingen dreiundzwanzig Jahre. Eines Morgens sitze ich schon mit weißem Haar in meinem Zimmer. Da tritt ein blühender junger Mann bei mir ein, den ich nie wiedererkannt hätte. Doch hob er den Finger und sagte lachend auf deutsch: ‚Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist! Ich bin soeben angekommen und habe Sie aufgesucht, um Ihnen für das Pfund Nüsse zu danken; denn Sie allein haben mir ein Pfund Nüsse geschenkt.‘ Ich dachte an meine eigene glückliche Jugendzeit im Elternhause und an diesen armen kleinen Jungen ohne Stiefelchen auf dem Hof. Mein Herz drehte sich mir im Leibe um, und ich sagte zu ihm: ‚Du guter junger Mann hast das Pfund Nüsse nicht vergessen, das ich dir als Kind geschenkt habe.‘ Unter Tränen umarmte und segnete ich ihn. Er lachte, weinte jedoch gleichfalls. Denn der Nüsse lacht manchmal, wenn er weinen will. Er weinte, ich habe es gesehen. Und jetzt, wie traurig!“

„Auch jetzt weine ich, Deutscher, auch jetzt, du gottesfürchtiger Mann!“ rief ihm Mitja zu.

Diese Geschichte machte gleichfalls auf die Zuhörer einen freundlichen Eindruck. Doch das Hauptereignis zugunsten Mitjas waren die Aussagen Katerinas Iwanownas. Überhaupt

schien, als die Reihe an den Entlastungszeugen war, das Glück Mitja zu lächeln. Doch vor Katerina Iwanowna wurde noch Mjoscha verhört, der sich plötzlich einer Tatsache erinnerte, die wirklich ein wichtiges Zeugnis gegen den Hauptpunkt der Beschuldigung sein konnte.

## Das Glück lächelt Mitja

**G**ogar für Mjoscha geschah es unerwartet. Er wurde unvereidigt vernommen. Doch von den ersten Worten des Verhörs an kam man ihm äußerst zartfühlend und teilnehmend entgegen. Deutlich zeigte es sich, welch guten Rufes er sich erfreute.

Mjoscha sprach sich bescheiden und zurückhaltend aus. Aber aus allen seinen Aussagen leuchtete ein heißes Mitgefühl hervor und seine ganze Liebe, die er für den unglücklichen Bruder empfand. In Beantwortung einer ihm vorgelegten Frage zeichnete er das Wesen seines Bruders als eines vielleicht unbändigen und von Leidenschaften beherrschten Menschen, der andererseits wieder edel, stolz und hochherzig und zu jedem Opfer bereit sei, das man von ihm verlange. Er gab übrigens zu, daß der Bruder in den letzten Tagen bei seiner leidenschaftlichen Liebe zu Gruschenka und seinem Haß gegen den Vater in einer unerträglichen Lage gewesen war. Doch mit Unwillen wies er die Vermutung zurück, der Bruder habe am Vater einen Raubmord begangen, wenngleich er zugeben mußte, daß die Dreitausend Mitja nicht aus den Gedanken gekommen seien; er sei der Meinung gewesen, der Vater habe sie von seinem Erbe entwendet. Mitja sei sonst nicht im mindesten eigennützig gewesen; doch habe er von diesen Dreitausend nicht reden können, ohne in Wut zu geraten. Über die

Feindschaft zwischen Gruschenka und Katja gab er ausweichende Antworten, auf andere Fragen verweigerte er jede Aussage.

„Hat Ihr Bruder Ihnen gesagt, daß er beabsichtige, seinen Vater zu erschlagen?“ fragte der Staatsanwalt. „Sie brauchen nicht zu antworten, wenn Sie es für nötig halten,“ setzte er hinzu.

„Bestimmt hat er es mir nicht gesagt,“ antwortete Aljoscha.

„Hat er nur Andeutungen gemacht?“

„Er sprach einmal von seinem persönlichen Haß gegen den Vater, und daß er im Augenblick höchsten Unwillens fürchte, ihn erschlagen zu können.“

„Glaubten Sie ihm, als Sie es hörten?“

„Das vermag ich nicht zu sagen. Doch war ich fest überzeugt, daß eine edlere Empfindung ihn in der verhängnisvollen Minute vor diesem Letzten bewahren werde. So ist es ja auch geschehen. Denn nicht er hat den Vater erschlagen,“ schloß Aljoscha mit fester, durch den ganzen Saal schallender Stimme.

Der Staatsanwalt fuhr zusammen wie ein Schlachtross, das die Trompete hört.

„Ich glaube an die Aufrichtigkeit Ihrer Überzeugung, ohne sie mit der Liebe zu begründen, die Sie für Ihren unglücklichen Bruder empfinden. Ihre eigenartige Ansicht von der Tragödie, die sich in Ihrer Familie abgespielt hat, ist uns schon aus dem ersten Verhör bekannt. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß sie im höchsten Grade persönlich ist und allen übrigen Zeugenaussagen widerspricht. Deshalb muß ich Sie unbedingt fragen, was Sie zu der festen Überzeugung von der Unschuld Ihres Bruders gebracht hat, und warum Sie an die Schuld anderer Personen glauben, auf die Sie schon hingewiesen haben?“

„Beim ersten Verhör habe ich nur auf die Fragen geantwortet,“ sagte Aljoscha ruhig; „ich habe nicht ohne weiteres Smerdjakoff beschuldigt.“

„Aber Sie haben auf ihn hingewiesen.“

„Das geschah auf Grund der Aussage meines Bruders Dimitri. Man erzählte mir noch vor meinem Verhör, was sich bei der Verhaftung meines Bruders zugetragen hatte, und

daß er auf Smerdjäkoff hingewiesen habe. Ich glaube unerschütterlich, daß mein Bruder unschuldig ist. Wenn nicht er den Vater erschlagen hat, so hat . . .“

„So hat Smerdjäkoff es getan. Warum Smerdjäkoff? Warum sind Sie so von der Unschuld Ihres Bruders überzeugt?“

„Ich muß meinem Bruder glauben; denn ich weiß, daß er mich nicht belügt. Seinem Gesicht habe ich es angesehen, daß er mich nicht belügt.“

„Nur seinem Gesichte? Ist dies Ihr einziger Beweis?“

„Weitere Beweise habe ich nicht.“

„Und bei der Beschuldigung Smerdjäkoffs haben Sie außer den Worten Ihres Bruders und seinem Gesichtsausdruck nicht den geringsten Beweis?“

„Nein, einen anderen Beweis habe ich nicht.“

Der Staatsanwalt hörte auf zu fragen. Die Aussagen Aljoschas bereiteten den Zuhörern eine große Enttäuschung. Über Smerdjäkoff hatte man schon vor der Verhandlung viel gesprochen; und von Aljoscha hatte man erzählt, er habe außergewöhnliche Beweise zugunsten seines Bruders und für die Schuld des Dieners. Und jetzt hatte er gar keine Beweise außer der sittlichen Überzeugung, die bei dem Bruder des Angeklagten schließlich wohl verständlich war.

Jetzt kam Fetjukowitsch an die Reihe. Auf die Frage: wann Mitja ihm von seinem Haß gegen den Vater gesprochen habe, ob etwa beim letzten Zusammentreffen, zuckte Aljoscha zusammen, als werde er an etwas erinnert.

„Ich erinnere mich eines Umstandes, den ich ganz vergessen hatte. Damals verstand ich ihn nicht; doch jetzt . . .“

Und Aljoscha berichtete, wie Mitja beim letzten Begegnen des Abends auf dem Wege zum Kloster bei der einsamen Weide sich hoch oben auf die Brust geschlagen und dabei mehrmals geäußert habe, daß er seine Ehre wiederherstellen könne und die Mittel dazu auf seiner Brust habe.

„Damals glaubte ich,“ fuhr Aljoscha fort, „daß er aus seinem Herzen die Kraft schöpfen werde, die unsagbare Schande abzuwälzen. Ich muß gestehen, daß ich dachte, er schreie vor

der Schande zurück, dem Vater etwas anzutun, während er anscheinend auf etwas hinweisen wollte, als er auf seine Brust schlug. Schon damals fuhr es mir durch den Kopf, daß das Herz gar nicht auf der rechten Seite sitzt und viel niedriger. Er schlug sich ganz hoch auf die Brust, fast unter dem Halse und immer auf dieselbe Stelle. Er hat damals wahrscheinlich auf die fünfzehnhundert Rubel an seinem Halse hingewiesen!“

„So war es!“ rief Mitja aufspringend. „Ich schlug damals mit der Faust auf das Geldsäckchen.“

Fetjukowitsch stürzte sofort zu ihm und bat ihn, sich zu beruhigen. Dann klammerte er sich unverzüglich mit seinen Fragen an Aljoscha. Außerst erregt sprach dieser lebhaft seine Überzeugung aus, daß die Schande aller Wahrscheinlichkeit nach darin bestanden habe, daß er die Summe bei sich trug, anstatt sie als die Hälfte seiner Schuld Katerina Iwanowna zurückzugeben, daß er sich nicht dazu entschließen konnte, sondern das Geld zur Entführung Gruschentkas benutzen wollte, sofern diese einwilligte.

„So muß es gewesen sein,“ rief Aljoscha. „Mein Bruder rief mehrmals: ‚Die Hälfte!‘ Sie hätte er sofort abwälzen können, doch wußte er im voraus, daß er nicht die Kraft dazu haben werde!“

„Sie erinnern sich genau, daß er sich gerade an dieser Stelle auf die Brust geschlagen hat?“ fragte Fetjukowitsch gespannt.

„Ganz genau. Denn ich fragte mich sogleich: warum schlägt er sich so hoch auf die Brust; das Herz liegt viel niedriger. Gleich darauf kam ich mir so dumm vor, weil ich in diesem Augenblick an so etwas denken konnte — ich erinnere mich genau. Daher ist mir auch alles wieder eingefallen. Er wies nur deswegen auf die Stelle hin, weil er damit sagen wollte, daß er die Möglichkeit habe, fünfzehnhundert Rubel, die Hälfte der Schuld, zurückzugeben! Bei der Verhaftung in Mokroje rief er aus, wie man mir erzählt hat, er halte es für die schmachvollste Tat seines Lebens, daß er die Hälfte der Schuld Katerina Iwanowna nicht zurückgegeben habe, um in ihren Augen kein Dieb zu sein, daß er sich nicht habe ent-

schließen können, sie zurückzugeben, und lieber in ihren Augen ein Dieb geblieben sei. Wie hat er sich dieser Schuld wegen gequält!“ rief Aljoscha traurig.

Natürlich mischte sich der Staatsanwalt sofort ein. Er bat Aljoscha, nochmals zu beschreiben, wie sich alles zugetragen habe, und bestand auf der Frage: ob der Angeklagte mit dem Schlag auf die Brust habe auf etwas hinweisen wollen oder sich nur einfach mit der Faust auf die Brust geschlagen habe.

„Nicht mit der Faust!“ rief Aljoscha erregt. „Mit den Fingern hat er ganz hoch auf die Stelle hingewiesen. Wie habe ich das nur vergessen können!“

Der Vorsitzende wandte sich an Mitja mit der Frage, was er zu dieser Aussage zu bemerken habe. Mitja bestätigte, daß sich alles so verhalten habe, daß er auf die Fünfzehnhundert hingewiesen, die er auf seiner Brust getragen.

„Eine Schande war es, von der ich mich nicht lossagen kann; die schämlichste Handlung meines ganzen Lebens. Es lag in meiner Hand, das Geld zurückzugeben, und ich habe es nicht getan. Lieber wollte ich in ihren Augen ein Dieb sein. Die größte Schmach aber bestand darin, daß ich wußte, was geschehen werde: daß ich das Geld nicht zurückgeben würde! Du hast recht, Aljoscha! Ich danke dir!“

Damit war Aljoschas Verhör zu Ende. Wichtig war, daß sich ein Anhalt, ein schwacher Beweis oder auch nur der Schatten von einem Beweise gefunden hatte, der andeutete, daß es das Säckchen mit den Fünfzehnhundert tatsächlich gegeben haben konnte und der Angeklagte bei der Voruntersuchung in Mokroje nicht gelogen hatte, daß die anderthalb Tausend ihm gehörten. Aljoscha freute sich sehr; sein Gesicht war ganz rot. Als er sich auf den angewiesenen Platz setzte, wiederholte er immer noch für sich: „Wie habe ich es nur vergessen können! Und wie ist es mir auf einmal wieder eingefallen!“

Darauf begann das Verhör Katerina Iwanownas. Kaum trat sie ein, so ging eine ungewöhnliche Bewegung durch die Reihen der Zuhörer. Die Damen griffen zu ihren Augengläsern; von den Herren standen einzelne auf, um besser sehen

zu können. Alle behaupteten: Mitja sei weiß wie ein Tuch geworden bei ihrem Erscheinen. Sie war ganz schwarz gekleidet; zurückhaltend, fast schüchtern trat sie auf den ihr angewiesenen Platz. Ihrem Gesichte sah man die Aufregung nicht an. Doch drückte sich in ihrem dunklen, umflorten Blick Entschlossenheit aus. Später behaupteten viele: sie sei in diesem Augenblick außerordentlich schön gewesen.

Sie sprach leise, aber deutlich, so daß man sie im ganzen Saale hören konnte. Vollkommen ruhig klang ihre Stimme; wenigstens gab sie sich den Anschein größter Ruhe. Der Vorsitzende stellte seine Fragen sehr vorsichtig und ehrerbietig, als fürchte er, gewisse Saiten zu berühren. Doch Katerina Iwanowna erklärte selbst schon nach den ersten Worten, daß sie die Braut des Angeklagten gewesen sei, bis er sie verlassen habe, wie sie leise hinzufügte. Als man sie nach den Dreitausend fragte, die sie Mitja übergeben hatte, damit er das Geld durch die Post an ihre Verwandten schicke, antwortete sie bestimmt:

„Ich habe ihm das Geld nicht gegeben, daß er es sogleich auf die Post bringe. Ich wußte, daß er damals gerade Geld gebraucht. Die Dreitausend bekam er von mir unter der Bedingung, sie im Laufe des Monats abzuschicken. Er hat sich wegen dieser Schuld ganz unnötige Sorgen gemacht. Ich habe nie gezweifelt,“ fuhr sie fort, „daß er die Dreitausend sofort ersehen werde, sobald er das Geld von seinem Vater erhielt. Von seiner Uneigennützigkeit, von seiner großen Ehrenhaftigkeit in Geldsachen war ich fest überzeugt. Er hoffte, von seinem Vater noch dreitausend Rubel zu erhalten; er hat mir doch oft davon gesprochen. Ich wußte, daß er sich mit seinem Vater entzweit hatte, und glaube auch jetzt noch bestimmt, daß der Vater ihn übervorteilt hat. Ich erinnere mich nicht, je eine Drohung gegen den Vater von ihm vernommen zu haben. In meiner Gegenwart wenigstens hat er Ähnliches nicht geäußert. Wäre er damals wegen der Dreitausend zu mir gekommen, hätte ich ihn sofort beruhigt. Aber er kam nicht zu mir, und ich war damals in einer solchen Lage, daß es mir unmöglich war, ihn zu rufen. Auch hatte ich gar kein Recht,

die Rückerstattung dieser Schuld zu beanspruchen," fügte sie mit gereizter Entschlossenheit hinzu. „Er selbst hat mir einmal eine viel größere Gefälligkeit in einer Geldangelegenheit erwiesen, und ich hatte damals den Betrag, der dreitausend Rubel weit überstieg, angenommen, ohne zu wissen, ob ich jemals imstande sein werde, ihm die Schuld zurückzuzahlen.“

Im Ton ihrer Stimme lag etwas Herausforderndes.

„Das war wohl schon zu Anfang ihrer Bekanntschaft?“ erkundigte sich Fetjukowitsch vorsichtig, da er sofort etwas für Mitja Günstiges vermutete.

Katerina Iwanowna hatte ihn wohl aus Petersburg gerufen, aber ihm nichts von den geliehenen fünftausend Rubeln erzählt und ebensowenig etwas vom Fuhfall. Sie wußte jedenfalls selbst bis zum letzten Augenblick nicht, ob sie von dieser Begegnung vor Gericht erzählen werde, und tat es dann nur auf eine plötzliche Eingebung hin.

Sie erzählte alles, wie auch Mitja es Aljoscha anvertraut hatte, auch von der Verbeugung bis zur Erde. Auch davon sprach sie, was sie dazu getrieben hatte, auch von ihrem Vater, von ihrem Erscheinen bei Mitja. Doch erwähnte sie mit keinem Worte, daß Mitja ihrer Schwester gesagt hatte: „Schicken Sie Katerina Iwanowna zu mir, ich werde ihr dann das Geld geben.“ Großmütig verschwieg sie es und schämte sich nicht, es so darzustellen, als sei sie aus eigenem Antriebe zu dem jungen Offizier gelaufen in der Hoffnung, das Geld von ihm zu erhalten. Es war geradezu erschütternd. Totenstille lag über dem Saale; jedes Wort wurde aufgefangen. So etwas war noch nicht dagewesen. Von einem so selbstbewußten, alles verachtenden, stolzen Mädchen hätte man eine solche Aufrichtigkeit, ein solches Opfer nicht erwartet. Und weshalb und für wen? Um ihren Beleidiger zu retten oder auch nur einen guten Eindruck zu seinen Gunsten hervorzu bringen! Und gewiß mußte das Bild des Offiziers, der seine letzten fünftausend Rubel hergibt — alles, was ihm für sein Leben noch geblieben ist — und sich ehrerbietig vor dem unschuldigen jungen Mädchen verneigt, Teilnahme heischend vor aller Augen erscheinen.

Aber Welch ein Klatfch, welche Verleumdungen würden sich anschließen! Mit bösem Lächeln verbreitete man alsbald in der ganzen Stadt: Die Erzählung sei vielleicht nicht ganz wahrheitsgemäß, besonders nicht an jener Stelle, wo der Offizier angeblich das junge Mädchen mit einer tiefen, ehrerbietigen Verbeugung entlassen habe. Man deutete an: hier sei jedenfalls etwas ausgelassen worden. „Und selbst wenn nichts ausgelassen ist, wenn sich alles wirklich so zugetragen hat,“ sagten die vornehmsten Damen des Städtchens, „läßt sich immer noch darüber streiten, ob es für das junge Mädchen, anständig war, so zu handeln, wenn es auch den Vater dadurch rettete.“ Hatte Katerina Iwanowna bei ihrem Verstande nicht vorausgesehen, daß man so sprechen werde? Sie hatte es vorausgesehen und trotzdem alles erzählt.

Im ersten Augenblick war alles erschüttert. Die Herren des Gerichtshofes hörten Katerina Iwanowna mit fast andächtigem, verschämtem Schweigen zu. Der Staatsanwalt erlaubte sich keine weitere Frage. Fetjukowitsch verneigte sich tief vor ihr. Er triumphierte beinahe. Viel war gewonnen. Ein Mensch, der in edler Aufwallung seines Herzens die letzten fünftausend Rubel hingibt, und ein Mensch, der seinen Vater des Nachts erschlägt, um dreitausend Rubel zu stehlen — ließen sich nicht gut in einer Person vereinigen. Wenigstens konnte er jetzt den Raub bestreiten. Die Sache erschien jetzt in einem ganz neuem Lichte. Etwas wie Teilnahme hatte sich für Mitja verbreitet. Mitja selbst aber hatte sich ein- oder zweimal erhoben, war dann wieder zurückgesunken und hatte sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Als sie geendet, streckte er ihr beide Hände entgegen und rief mit schluchzender Stimme: „Katja, warum hast du mich zugrunde gerichtet?“

Er schluchzte laut auf, beherrschte sich aber sofort und rief mit fester Stimme:

„Jetzt bin ich verurteilt!“

Wie erstarrt blieb er sitzen, kreuzte die Arme über der Brust und biß die Zähne zusammen. Katerina Iwanowna blieb im Saal und setzte sich auf einen Stuhl, den man ihr anwies. Sie war blaß und saß mit niedergeschlagenen Augen da.

Einige Zuhörer in der Nähe wollten gesehen haben, daß sie noch lange wie im Fieber gezittert habe.

Nach ihr erschien Gruschenka. Auch sie war ganz in Schwarz gekleidet; um die Schultern trug sie ihren wunder-vollen schwarzen Schal. Mit leichten, unhörbaren, etwas wiegenden Schritten näherte sie sich der Schranke. Sie sah weder nach links noch nach rechts, sondern unverwandt auf den Vorsitzenden. Sie war sehr gereizt und empfand es sehr unangenehm, allen diesen verächtlich neugierigen Blicken der skandalsüchtigen Zuhörerschaft ausgesetzt zu sein. Sie konnte ihrem innersten Wesen nach keine Verachtung ertragen, sondern flammte sofort in Zorn auf und griff zur Gegenwehr. Natürlich war viel Schüchternheit und Unwille über diese Scham dabei, so daß man sich schließlich nicht zu wundern brauchte, wenn ihre Aussagen ungleich, bald zornig, verächtlich und zuweilen gezwungen grob waren, bald wieder von Herzen kommende Worte, aufrichtige Selbstverurteilung und Selbstbeschuldigung durchklangen. Manchmal sprach sie, als wolle sie sich in einen Abgrund stürzen. „Mag daraus werden, was will, ich sage es doch!“

Über ihre Bekanntschaft mit Fedor Pawlowitsch äußerte sie sich nur kurz abweisend: „Nichts als Dummheiten! Ist es denn meine Schuld, wenn er sich mir aufdrängte?“ Nach einer Minute setzte sie jedoch hinzu: „An allem bin ich schuld. Über beide habe ich gelacht, über den Alten und über — diesen. Beide habe ich soweit gebracht.“

Als die Rede auf Samsonoff kam, sagte sie schroff und herausfordernd: „Das geht niemanden etwas an! Er war mein Wohltäter; denn er hat mich aufgenommen, als meine Verwandten mich aus dem Hause jagten.“

Der Vorsitzende machte sie in höflicher Form darauf aufmerksam, daß sie nur die gestellten Fragen zu beantworten und alle unnützen Ausführlichkeiten zu unterlassen habe. Gruschenka wurde rot, und in ihren Augen bligte es auf.

Das Geldpaket hatte sie nicht gesehen, sondern nur durch den Mörder gehört, daß Fedor Pawlowitsch ein Paket mit dreitausend Rubeln bei sich liegen habe.

„Es ist ja alles dummes Zeug. Ich lachte darüber und wäre nie zu ihm gegangen.“

„Wen meinten Sie mit dem Mörder?“ erkundigte sich sofort der Staatsanwalt.

„Ich meinte den Diener Smerdjäköff, der seinen Herrn erschlagen und sich gestern erhängt hat.“

Natürlich fragte man sie sogleich, was sie zu der so bestimmten Beschuldigung veranlasse. Aber auch sie vermochte keinen stichhaltigen Grund anzugeben.

„Dimitri Fedorowitsch hat es mir selbst gesagt, und ihm können Sie glauben. Seine Braut hat ihn zugrunde gerichtet; sie ist allein an allem schuld,“ sagte Gruschenka zitternd vor Eifersucht und mit gereizter Stimme.

Man erkundigte sich sofort, auf wen sie jetzt anspiele.

„Auf das Fräulein dort, Katerina Iwanowna; auf wen denn sonst? Sie hat mich zu sich eingeladen und mit Schokolade traktiert, um sich bei mir einzuschmeicheln. Sie hat kein Schamgefühl.“

Da wies der Vorsitzende sie strenge zurecht und bat sie, sich in ihren Äußerungen zu mäßigen. Doch ihr eifersüchtiges Herz war schon zu sehr entbrannt; sie hätte es gesagt, auch wenn Tod und Verderben sie bedroht hätte.

„Bei der Verhaftung in Mokroje“, begann der Staatsanwalt, „riefen Sie, als Sie ins Zimmer stürzten: Ich bin an allem schuld; ich gehe mit ihm zusammen in den Tod! Sie waren also in jenem Augenblick überzeugt, daß er den Vater ermordet hatte?“

„Ich erinnere mich meiner damaligen Empfindungen nicht mehr genau,“ antwortete Gruschenka. „Alle behaupteten, er habe den Vater erschlagen, und mir wurde es sofort klar, daß die Tat nur meinerwegen geschehen sei. Als er mir aber sagte, daß er unschuldig sei, glaubte ich ihm sofort, glaube es auch jetzt noch und werde es immer glauben. Der Mensch ist unfähig zu lügen.“

Fetjukowitsch befragte sie auch wegen Rafitin und der fünfundzwanzig Rubel, die sie ihm versprochen hatte, wenn er Alexei Fedorowitsch Karamasoff zu ihr bringe.

„Was ist da zu verwundern, daß er das Geld nahm!“ sagte Gruschenka mit verächtlichem Lächeln. „Er kam ja stets zu mir und bettelte mich an. Bisweilen habe ich ihm gegen dreißig Rubel im Monat gegeben. Eigentlich war es nur Verschwendung, denn für Essen und Trinken hatte er selbst Geld genug.“

„Weshalb waren Sie so freigebig gegen Herrn Rakitin?“ griff Fetjukowitsch auf, trotzdem der Vorsitzende wieder eine unruhige Bewegung machte.

„Er ist mein Vetter. Seine Mutter und meine Mutter waren Schwestern. Er hat mich aber stets, ich möge es niemandem sagen. Er schämt sich meiner so sehr!“

Diese Tatsache kam allen völlig unerwartet. Niemand hatte darum gewußt, weder in der Stadt noch im Kloster, selbst Mitja nicht. Rakitin wurde auf seinem Stuhl feuerrot. Noch vor ihrem Eintritt in den Saal hatte Gruschenka erfahren, daß er gegen Mitja ausgesagt hatte, und war deshalb wütend auf ihn. Die ganze Rede des Herrn Rakitin, seine ganze edle Gesinnung, alle seine Bemerkungen über die Leibeigenschaft und die Wirrnisse im Staate waren umsonst gewesen. Fetjukowitsch war sehr zufrieden.

Übrigens fragte man Gruschenka nicht mehr lange. Sie konnte auch nichts Neues mitteilen. Bei den Zuhörern hinterließ sie einen schlechten Eindruck. Verächtliche Blicke richteten sich auf sie, als sie sich nach beendetem Verhör ziemlich weit von Katerina Iwanowna auf ihrem Stuhl niederließ. Mitja hatte die ganze Zeit geschwiegen und zu Boden gestarrt, als sei er versteinert.

Da erschien als Zeuge Iwan Fedorowitsch.

## Die Katastrophe

Er war schon vor Mjoscha aufgerufen worden. Doch der Gerichtsdienner hatte dem Vorsitzenden gemeldet: Der Zeuge könne wegen plötzlichen Unwohlseins nicht erscheinen; sobald er sich besser fühle, sei er indes bereit, seine Aussagen zu machen.

Sein Erscheinen wurde im ersten Augenblick gar nicht beachtet. Die Hauptzeugen, vor allem die beiden Feindinnen, waren verhört; die Neugier war also vorläufig befriedigt. Unter den Zuhörern wurde sogar eine leichte Ermüdung bemerkbar. Und die Zeit rückte vor. Eigentümlich langsam trat Iwan Fedorowitsch heran, ohne jemanden anzusehen; er hielt den Kopf gesenkt, als denke er stirnrunzelnd über etwas nach. Sein Anzug war tadellos. Das Gesicht machte einen krankhaften Eindruck; es lag auf ihm ein überirdischer Zug, so daß es dem eines Sterbenden ähnlich sah. Seine Augen waren trübe. Da blieb er stehen, hob den Blick und ließ ihn langsam über den ganzen Saal gleiten. Mit einem angstvollen Ruf sprang Mjoscha auf.

Der Vorsitzende erinnerte Iwan zunächst daran, daß er ein unvereidigter Zeuge sei, also nach Belieben sprechen oder schweigen könne, aber jedes Wort auf Treu und Glauben sagen müsse. Schweigend sah ihn Iwan Fedorowitsch an. Plötzlich veränderte sich seine Miene; auf seinen Lippen erschien ein Lächeln, und als der Vorsitzende verwundert innehielt, lachte er auch schon laut auf.

„Was weiter?“ fragte er laut.

Im Saale wurde es totenstill. Man schien etwas voranzufühlen!

Der Vorsitzende wurde unruhig.

„Fühlen Sie sich noch nicht ganz wohl?“ fragte er unsicher und suchte mit den Augen den Gerichtsdienner.

„Bleiben Sie ohne Sorge, Erzellenz, ich fühle mich ganz wohl und kann Ihnen etwas sehr Interessantes mitteilen,“

antwortete Iwan Fedorowitsch völlig ruhig und ehrerbietig. „Sie haben eine besondere Mitteilung zu machen?“ fragte der Vorsitzende immer noch mißtrauisch.

Iwan Fedorowitsch sah wieder zu Boden, zögerte einige Sekunden, erhob dann den Kopf und sagte stockend:

„Nein, ich habe nichts Besonderes.“

Dann wurden ihm Fragen vorgelegt. Er antwortete sichtlich ungerne, gezwungen, sogar mit offenem Widerwillen, der sich mit jedem Worte steigerte. Trotzdem erfolgten die Antworten noch verständlich. Auf viele Fragen erklärte er, nicht unterrichtet zu sein. Auch von den Abmachungen des Vaters mit Dimitri Fedorowitsch wußte er nichts. Er habe sich nicht damit beschäftigt. Drohungen des Angeklagten gegen den Vater hatte er gehört. Von dem Geldpaket hatte er durch Smerdjäkoff erfahren.

„Immer dasselbe,“ unterbrach er sich, ersichtlich gänzlich erschöpft. „Ich habe dem Gericht nichts Besonderes mitzuteilen.“

„Sie fühlen sich nicht wohl. Ich verstehe Ihre Gefühle,“ bemerkte der Vorsitzende und wollte sich schon an den Staatsanwalt und den Verteidiger wenden, ob sie es für nötig hielten, Fragen an ihn zu stellen. Da wandte sich Iwan Fedorowitsch mit leiser Stimme an ihn:

„Erzählen, entlassen Sie mich, bitte; ich fühle mich sehr krank.“

Ohne die Erlaubnis abzuwarten, drehte er sich um und wollte den Saal verlassen. Er machte aber nur wenige Schritte. Dann blieb er stehen, als habe er sich besonnen, lächelte still und kehrte auf den Platz zurück, wo er soeben gestanden hatte.

„Erzählen, ich bin wie jenes Bauernmädchen, das da singt . . . Sie wissen doch: ‚Will ich, so spring ich; will ich nicht, so spring ich nicht‘. Man lockt sie mit dem Sarafan oder mit dem blauen Brautrock, daß sie hineinspringe und man sie binde und zur Trauung führe. Aber sie sagt: ‚Will ich, so spring ich; will ich nicht, so spring ich nicht‘. Das ist so Brauch bei einem unserer Volksstämme.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte strenge der Vorsitzende.

„Sehen Sie hier!“ Iwan Fedorowitsch zog plötzlich ein Geldpaket hervor. „Da ist das Geld, das in dem Umschlag dort gelegen hat“, — er zeigte auf den Tisch mit den Sachbeweisen — „um dessen willen man den Vater erschlagen hat. Wohin soll ich es tun? Herr Gerichtsdienener, übergeben Sie es!“

Der Gerichtsdienener nahm das Paket in Empfang und übergab es dem Vorsitzenden.

„Wie sind Sie in den Besitz des Geldes gelangt, wenn es wirklich dasselbe Geld ist?“ fragte ihn verwundert der Vorsitzende.

„Von Smerdjäkoff, dem Mörder, habe ich es gestern erhalten. Ich war bei ihm, kurz bevor er sich erhängte. Er hat den Vater erschlagen und nicht mein Bruder. Er hat ihn erschlagen, aber ich habe ihn angestiftet. Wer wünscht nicht den Tod des Vaters?“

„Sind Sie bei Verstande oder nicht?“ entfuhr es unwillkürlich dem Vorsitzenden.

„Ich bin bei Verstande genau so wie Sie und alle diese — Fragen!“ wandte sich Iwan auf einmal an die Zuhörer. „Man hat den Vater erschlagen, und jetzt tun alle, als habe es sie erschreckt!“ rief er in zorniger Verachtung. „Der Freund verstellt sich vor dem Freunde! Die Lügner! Alle wünschen den Tod des Vaters. Das eine Geschmeiß vernichtet das andere. Gäbe es keinen Watermord, so würden sich alle ärgern und wütend auseinandergehen. Schauspieler! Übrigens, auch ich bin gut! Haben Sie hier Wasser, geben Sie mir um Gottes willen zu trinken!“ Er faßte sich an den Kopf.

Der Gerichtsdienener trat auf ihn zu. Aljoscha sprang auf und rief angstvoll: „Er ist krank; glauben Sie ihm nicht, er ist wahnsinnig!“ Katerina Iwanowna erhob sich vom Stuhl und sah starr vor Schreck auf Iwan Fedorowitsch. Auch Mitja war aufgesprungen, blickte ihn mit langem Lächeln an und hörte ihm begierig zu.

„Ohne Sorge! Ich bin nicht wahnsinnig; nur der Mörder bin ich!“ begann Iwan wieder. „Von einem Mörder kann man keine schönen Reden verlangen,“ setzte er mit verzerrtem Lächeln hinzu.

Sichtlich aufgeregt beugte sich der Staatsanwalt zum Vorsitzenden. Die Glieder des Gerichtshofes flüsternten erregt und besorgt miteinander. Fetjukowitsch spitzte die Ohren. Des ganzen Saales bemächtigte sich eine fieberhafte Spannung. Der Vorsitzende schien sich plötzlich zu besinnen.

„Zeuge, Ihre Worte sind unverständlich und an diesem Orte unmöglich. Beruhigen Sie sich und erzählen Sie dann, wenn Sie wirklich etwas zu erzählen haben. Womit können Sie dieses Geständnis bezeugen, falls Sie nicht phantastieren?“

„Leider habe ich keine Zeugen. Der Hund Smerdjakoff schickt keine Beweise aus dem Jenseits im Paket. Sie wollen immer nur Pakete haben; das eine sollte doch genügen. Nein, ich habe keine Zeugen. Außer dem einen vielleicht . . .“ fügte er mit nachdenklichem Lächeln hinzu.

„Wer ist Ihr Zeuge?“

„Mit einem Schwanz, Erzellenz. Das wäre hier aber formwidrig. Einen Teufel gibt es nicht. Beachten Sie ihn nicht weiter. Es ist ja nur ein kleiner, elender Teufel,“ fuhr Iwan gleichsam zutraulich fort und hörte plötzlich auf zu lachen. „Sicherlich hat er sich hier irgendwo versteckt. Sehen Sie ihn dort unter dem Tisch mit den Sachbeweisen! Wo sollte er denn sonst sitzen, wenn nicht dort? Ich sagte ihm: ich will nicht schweigen; er redet aber von der Umwälzung im Erdinnern. Dummheiten! Befreien Sie doch das Ungeheuer! Er hat eine Hymne gesungen, weil es ihm leicht ist! Was geht es mich an, ob der betrunkene Kerl gröhlt: *Nach St. Peter fuhr meine Wanka*. Ich würde für zwei Stunden Freude eine Quadrillion Quadrillionen geben! Sie kennen mich nicht! Wie ist doch alles dumm bei Ihnen! Nehmen Sie mich doch statt seiner! Zu irgend etwas bin ich hergekommen. Warum ist alles, was ist, so dumm?“

Wieder sah er sich langsam und nachdenklich im Saale um. Aber jetzt war alles in heller Aufregung. Aljoscha wollte zu

ihm hinstürzen. Doch der Gerichtsdienner hatte Iwan Fedorowitsch bereits am Arm gepackt.

„Was wollen Sie?“ schrie ihn dieser an und sah ihm starr ins Gesicht. Plötzlich packte er ihn wild an den Schultern und schleuderte ihn zu Boden.

Doch da eilte schon die Polizeiwache herbei und ergriff ihn. Einen rasenden Schrei stieß er aus. Die ganze Zeit, während man ihn bändigte und forttrug, rief er unzusammenhängende Worte.

Ein allgemeiner Lärm brach los. Als wieder einigermaßen Ruhe eingetreten war und man begriff, um was es sich handelte, erhielt der Gerichtsdienner einen Verweis, obgleich er aufs bestimmteste versicherte: Der Zeuge sei vollkommen gesund gewesen; der Doktor habe ihn untersucht, als ihm vor einer Stunde schlecht geworden war; doch habe er vor seinem Eintritt in den Saal zusammenhängend und vernünftig gesprochen, so daß man das Geschehene nicht habe voraussehen können; überdies habe der Zeuge selbst darauf bestanden, seine Aussage zu machen.

Doch da spielte sich schon eine neue Szene ab. Katerina Iwanowna bekam einen Anfall. Sie weinte und schluchzte laut, wollte aber nicht fortgehen. Sie bat und flehte, man solle sie nicht hinausbringen, und auf einmal rief sie dem Vorsitzenden zu:

„Ich muß Ihnen noch etwas mitteilen, sofort! Hier ist ein Brief, lesen Sie ihn schnell, schnell! Das ist ein Schreiben dieses Ungeheuers!“ und sie zeigte auf Mitja. „Er hat den Vater erschlagen, Sie werden es sogleich sehen. Er schreibt mir, wie er den Vater erschlagen werde. Der andere aber ist schwer krank und phantasiert! Schon vor drei Tagen bemerkte ich, daß er wahnsinnig ist!“

So schrie sie außer sich. Der Gerichtsdienner nahm ihr das Papier ab und reichte es dem Vorsitzenden. Sie aber sank auf den Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Krampfhaft schluchzte sie und zitterte am ganzen Körper. Doch unterdrückte sie mit aller Kraft jeden Laut; sie fürchtete jedenfalls, daß man sie sonst aus dem Saale bringen werde.

Das Papier, das sie übergeben hatte, war der Brief, den Mitja im Gasthause „Zur Hauptstadt“ geschrieben und den Iwan Fedorowitsch den klaren Beweis der Schuld Mitjas genannt hatte. Und dieser Brief wurde denn auch als unwiderleglich klarer Beweis erkannt. Wenn dieser Brief nicht gewesen wäre, so wäre Mitja nicht verloren gewesen oder wenigstens nicht in so furchtbarer Weise heimgejucht worden. Der Vorsitzende übergab das Schriftstück dem Staatsanwalt, dem Verteidiger und den Geschworenen.

Auf die Frage, ob sie sich beruhigt habe, die der Vorsitzende sehr höflich und geradezu teilnahmsvoll an sie stellte, rief Katerina Iwanowna eifrig:

„Ich bin bereit und fähig, Ihnen zu antworten!“

Sie hatte augenscheinlich große Angst, daß man sie nicht anhören werde. Man forderte sie auf, sich darüber auszusprechen, was für ein Brief es sei und unter welchen Umständen sie ihn erhalten habe.

„Ich habe ihn kurz vor dem Verbrechen erhalten. Zwei Tage vorher hat er ihn im Gasthause geschrieben. Sehen Sie die Rückseite an; er ist auf eine Rechnung geschrieben!“ rief sie atemlos. „Er haßte mich in diesem Augenblick, weil er selbst eine gemeine Handlung begangen hatte und dem verworfenen Geschöpf da nachlief und vor allem, weil er mir die Dreitausend schuldete. Die Dreitausend peinigten ihn, weil er sich ihretwegen so erniedrigt hatte! Mit diesen Dreitausend verhielt es sich so — hören Sie mich bitte an! Ich wußte, daß er das Geld nötig hatte, und wußte auch, wozu — um nämlich dieses Geschöpf zu verführen und mit ihm zu entfliehen. Ich wußte, daß er untreu geworden war und mich verlassen wollte, und gab ihm selbst das Geld dazu unter dem Vorwande, es meiner Schwester nach Moskau zu schicken. Dabei sagte ich ihm, während ich ihm ins Gesicht sah: er möge es abfenden, wann er wolle, und sei es auch erst nach einem Monat. Sollte er mich wirklich nicht verstanden haben, daß ich ihm ins Gesicht sagte: „Du hast Geld nötig, um mit jenem Geschöpf an mir zum Verräter zu werden; so nimm hier das Geld, ich gebe es dir selbst, wenn du so ehrlos bist, daß du

es nehmen kannst! Ich wollte ihn auf die Probe stellen! Aber er nahm das Geld und ging davon. Noch in derselben Nacht brachte er es mit diesem Geschöpf durch. Er fühlte nur zu gut, daß ich alles wußte. Ich hatte ihm in die Augen gesehen, und er mir, und alles verstanden und behielt es doch und ging zu ihr!"

„Du hast recht, Katja,“ unterbrach Mitja sie laut. „Ich sah dir in die Augen und begriff, daß du mich ehrlos machen wolltest. Verachten Sie den Schurken, meine Herren, er hat es verdient!"

„Angeklagter,“ schrie der Vorsitzende wütend, „noch ein Wort! und ich gebe den Befehl, daß man Sie hinausbringe.“

„Dieses Geld aber lag schwer auf seinem Gewissen,“ beeilte sich Katja krampfhaft weiter zu erzählen, „er wollte es mir wiedergeben; aber er brauchte das Geld für dieses Geschöpf. Da hat er denn seinen Vater erschlagen. Das Geld jedoch hat er mir nicht zurückerstattet, sondern ist ihr nachgefahren in das Dorf, wo man ihn ergriffen hat. Dort hat er auch das Geld durchgebracht, das er seinem ermordeten Vater gestohlen hat. Am Tage vor der Ermordung des Vaters hat er mir diesen Brief geschrieben in der Betrunktheit, das bemerkte ich gleich, und aus Wut, denn er wußte zu genau, daß ich diesen Brief niemandem zeigen werde, selbst wenn er den Mord ausführen sollte. Sonst hätte er ihn nicht geschrieben! Er wußte, daß ich mich niemals an ihm rächen, ihn zu Grunde richten würde. Aber lesen Sie den Brief aufmerksam, und Sie werden sehen, daß er alles schon im voraus beschrieben hat: wie er den Vater erschlagen wird und wo das Geld bei ihm liegt. Lesen Sie die Worte: ‚Ich werde ihn erschlagen, wenn nur Iwan abreisen würde‘. Er hatte also schon im voraus genau überlegt, wie er den Vater umbringen könne.“

Schadenfroh und gehässig wies Katerina Iwanowna auf diesen einen Satz hin. Man sah, daß sie sich in alle Einzelheiten des Briefes hineingelesen, jedes Wort sich eingepägt hatte.

„Wäre er nicht betrunken gewesen, so hätte er ihn nicht

geschrieben. Aber lesen Sie nur! er hat alles ganz genau vorher angegeben, wie er es später auch tatsächlich ausgeführt hat!"

So brachte sie außer sich ihre Anklage vor ohne Rücksicht auf die Folgen, die daraus entstehen mußten, obgleich sie dieselben recht gut kannte. Schon lange hatte sie in ihrem Verlangen nach Rache sich gefragt, ob sie den Brief nicht vor Gericht laut vorlesen sollte. Jetzt stürzte sie sich ohne Bedenken kopfüber hinab. Der Brief wurde laut vorgelesen und machte einen erschütternden Eindruck. Der Vorsitzende wandte sich an Mitja, ob er diesen Brief als von ihm geschrieben anerkenne.

„Es ist mein Brief!“ rief Mitja. „Wenn ich nicht betrunken gewesen wäre, hätte ich ihn nicht geschrieben! Um vieles haben wir einander gehaßt, Katja. Aber ich schwöre dir, ich habe dich auch in meinem Hasse geliebt. Du hast mich niemals geliebt!“

Verzweifelt sank er auf seinen Stuhl zurück und ballte die Hände. Der Staatsanwalt und der Verteidiger begannen ein Kreuzverhör, besonders darüber, warum sie von diesem Schriftstück vorher geschwiegen und zuerst ganz anders ausgesagt habe.

„Ich habe gegen meine Ehre und mein Gewissen gelogen; aber ich wollte ihn retten, gerade weil er mich haßt und verachtet!“ rief Katja wie eine Wahnsinnige. „Er hat mich von dem Augenblick an vernichtet, als ich vor ihm niederfiel und ihn um das Geld bat. Das habe ich wohl gemerkt; doch wollte ich es immer nicht glauben. Wie oft habe ich in seinen Augen gelesen: ‚Du bist damals aus freiem Willen zu mir gekommen‘. Er hat nie begriffen, weshalb ich damals zu ihm gelaufen bin; er ist nur fähig, mich einer Gemeinheit zu verdächtigen! Nur nach sich beurteilt er die anderen; er denkt, alle sind so gemein wie er. Heiraten aber wollte er mich nur, weil ich die Erbschaft machte, nur darum. Er war überzeugt, daß ich dieser Schande wegen ständig vor ihm zittern würde und daß er mich dauernd verachten und beherrschen könne. Darum wollte er mich heiraten. Ich habe versucht, ihn mit Liebe zu überwinden, mit einer unendlichen Liebe; sogar seinen Verrat an mir wollte ich geduldig hinnehmen. Doch er verstand dies alles

nicht. Kann er es überhaupt verstehen? Diesen Brief brachte man mir erst am Abend des folgenden Tages, und noch an demselben Morgen wollte ich ihm alles verzeihen, selbst seinen Treubruch!"

Der Vorsitzende und der Staatsanwalt beruhigten sie natürlich. Es war ihnen jedenfalls selbst unangenehm, ihre Aufregung auszunutzen und die Bekenntnisse entgegenzunehmen. Sie erklärten ihr: „Wir können es Ihnen nachfühlen, wie schwer es Ihnen werden muß.“ Trotzdem entlockten sie dem krankhaft erregten Weibe immer weitere Aussagen. Sie erzählte zuletzt mit außerordentlicher Besonnenheit, die sich bei solchen überspannten Menschen, wenn auch nur vorübergehend, einstellt, daß Iwan Fedorowitsch in den beiden letzten Monaten fast den Verstand verloren habe über dem Grübeln, wie er seinen Bruder retten könne.

„Er müht sich maßlos,“ rief sie; „er wollte seine Schuld herabmindern, indem er mir eingestand, er habe seinen Vater nicht geliebt und vielleicht sogar seinen Tod gewünscht. Alles hat er mir aufgedeckt in seiner Gewissensangst. Täglich kam er zu mir und sprach mit mir darüber wie mit seinem einzigen Freunde. Ich habe die Ehre, sein einziger Freund zu sein!“ rief sie mit blihenden Augen, als fordere sie jemanden heraus. „Zweimal ist er bei Smerdjäkoff gewesen. Eines Tages kam er zu mir und sagte: ‚Wenn nicht der Bruder, sondern Smerdjäkoff den Vater erschlagen hat, bin ich vielleicht auch schuld daran; denn Smerdjäkoff wußte, daß ich den Vater nicht liebe, und kann sich eingebildet haben, auch ich wünschte den Tod des Vaters‘. Da zeigte ich ihm diesen Brief und überzeugte ihn, daß sein Bruder den Vater erschlagen habe. Das schien ihn ganz niederzuschmettern. Er konnte es nicht ertragen, daß sein leiblicher Bruder ein Vatemörder sei. Vor einer Woche fiel es mir auf, daß er in Folge dieser seelischen Qualen erkrankt war. In den letzten Tagen redete er irre, wenn er bei mir war. Ich sah es, wie der Wahnsinn sich bei ihm entwickelte. Er ging umher und phantasierte. Sogar auf der StraÙe hat man es ihm angemerkt. Der Arzt aus Moskau hat ihn auf meine Bitte untersucht und mir gesagt: er gehe einem gefähr-

lichen Nervenfieber entgegen, und das alles durch den da! Gestern abend hat er erfahren, daß Emerdjäkoff gestorben ist, und das hat ihn so erschüttert, daß er wahnsinnig geworden ist. Und alles, um den da zu retten!“

So sprechen und so bekennen kann man nur einmal im Leben — vor dem Tode vielleicht oder wenn man schon das Schafott bestiegen hat. Doch auch Katja befand sich damals in einer ähnlichen Stimmung. Es war freilich dieselbe Katja, die seinerzeit zu dem jungen Offizier gegangen war, um ihren Vater zu retten, dieselbe Katja, die soeben noch vor allen Zuhörern unbedenklich ihre Mädchenehre geopfert und von Mitjas edelmütiger Handlungsweise gesprochen hatte, nur um auch ihrerseits zur Erleichterung seines Schicksals etwas beizutragen. Ebenso brachte sie sich auch jetzt zum Opfer, diesmal aber für einen anderen. Vielleicht kam es ihr erst in diesem Augenblick klar zum Bewußtsein, wie wert ihr dieser andere war! Sie opferte sich aus Angst um ihn. Denn sie bildete sich ein: er habe sich mit der Aussage zugrunde gerichtet, daß er der Mörder sei und nicht der Bruder; sie opferte sich, um ihn und seinen Ruf zu retten!

Es war indes ein verhängnisvoller Zweifel aufgetaucht. Hatte sie ihre Aussage über Mitja erlogen, alles, was sie über ihre früheren Beziehungen zu ihm mitgeteilt hatte? Nein; sie hatte ihn nicht absichtlich verleumdet, als sie ausrief, Mitja verachte sie wegen ihrer Verbeugung bis zur Erde. Sie war vielleicht schon von dem Augenblick ihrer Verbeugung an fest überzeugt, daß er im Innern über sie lache und sie verachte. Nur aus Stolz hatte sie sich mit ihm verlobt und in plötzlich aufflammender Liebe, die mehr das Gepräge des Hasses an sich trug als das der Liebe. Vielleicht wäre eine wirkliche, große Liebe mit der Zeit daraus erwachsen; Katja hätte nichts sehnlicher gewünscht!

Aber jetzt hatte Mitja sie durch ihren Treubruch auf die tiefste gekränkt, und ihr Herz vermochte nicht, ihm zu verzeihen. Der Augenblick, wo sie Rache nehmen konnte, kam völlig unerwartet. Alles, was sich so lange und so schmerzhaft an Bitterem in ihr gesammelt hatte, brach jetzt mit einem-

mal hervor. Sie gab Mitja preis, damit aber auch sich selbst. Kaum war es ihr gelungen, sich endlich auszusprechen, da ließ auch die Spannung nach und die Scham überwältigte sie. Wieder bekam sie einen Anfall; schluchzend und aufschreiend fiel sie hin. Man trug sie hinaus.

In demselben Augenblick stürzte Gruschenka so schnell und unerwartet zu Mitja, daß sie niemand mehr zurückhalten konnte.

„Mitja!“ rief sie. „Jetzt hat deine Schlange dich zugrunde gerichtet. Jetzt hat sie allen ihr wahres Gesicht gezeigt!“ schrie sie zitternd vor Wut dem Gerichtshof zu.

Auf einen Wink des Vorsitzenden ergriff man sie, um sie hinauszubringen. Aber sie schlug um sich und wollte zu Mitja vordringen. Auch Mitja sprang auf und drängte zu ihr hin. Aber beide wurden überwältigt.

Die Damen im Zuhörerraum konnten zufrieden sein; das Schauspiel war abwechslungsreich und aufregend genug gewesen.

Darauf trat der Moskauer Professor ein. Der Vorsitzende hatte schon vorher den Gerichtsdiener zu ihm geschickt mit der Bitte, Iwan Fedorowitsch seinen Beistand zuteil werden zu lassen. Er erklärte: Iwan Fedorowitsch sei an einem Nervenfieber gefährlich erkrankt und müsse sogleich fortgeschafft werden. Auf eine Frage des Staatsanwalts und des Verteidigers bemerkte er noch: Der Kranke sei vor drei Tagen zu ihm gekommen; schon damals habe er ihm den nahen Ausbruch des Nervenfiebers vorausgesagt; doch habe dieser nichts dagegen tun wollen.

„Er war bereits in jenem Augenblick nicht mehr bei ungetrübtem Verstande und gestand mir, daß er an Sinnes-täuschungen leide, verschiedenen verstorbenen Personen auf der Straße begegne und daß jeden Abend der Satan bei ihm zu Gast erscheine,“ schloß der Professor.

Nach diesem Bericht entfernte sich der berühmte Arzt.

Der Brief, den Katerina Iwanowna überreicht hatte, kam zu den übrigen Sachbeweisen. Nach kurzer Beratung beschloß der Gerichtshof die Verhandlung fortzuführen, die beiden un-

erwarteten Aussagen Katerina Iwanownas und Iwan Fedorowitschs aber zu Protokoll zu nehmen.

Alle waren durch die letzten Geschehnisse wie elektrifiziert und warteten mit Ungeduld auf die Lösung, auf die Auseinandersetzung der Parteien und auf das Urteil. Fetjukowitsch war durch die Aussagen Katerina Iwanownas sichtlich sehr erschüttert. Umso mehr triumphierte der Staatsanwalt.

Als die Gerichtsverhandlung beendet war — die Aussagen der übrigen Zeugen waren nur Wiederholungen und Bestätigungen der vorangegangenen Aussagen — wurde eine Unterbrechung angekündigt; sie dauerte fast eine Stunde. Schließlich eröffnete der Vorsitzende die zusammenfassenden Reden. Es war gerade acht Uhr abends, als der Staatsanwalt Hippolyt Kirillowitsch seine Anklagerede begann.

6

## Die Rede des Staatsanwalts. Die Charakteristik

**A**ls Hippolyt Kirillowitsch seine Rede begann, zitterte er am ganzen Körper. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn und seine Schläfen, und Frostschauer und Hitze wechselten miteinander ab. So erzählte er selbst später. Er hielt diese Rede für sein Meisterwerk, für das Meisterwerk seines ganzen Lebens. Neun Monate darauf starb er an der Schwindsucht. So hatte er nicht so unrecht, wenn er diese Rede seinen Schwanengesang nannte; denn schon damals fühlte er sein Ende voraus. In diese Rede legte er sein ganzes Herz hinein und alles, was er an Verstand und Geist besaß. Den größten Eindruck machten seine Worte dadurch, daß sie aufrichtig waren; er selbst war von der Schuld des Angeklagten überzeugt. Nicht weil ihn seine Stellung dazu zwang, klagte er an. Als er Sühne forderte, sah man, daß ihn der Wunsch beseelte, der Gesellschaft zu nutzen. Selbst

die Damen, die im ganzen Hippolyt Kirillowitsch nicht freundlich gesinnt waren, bekannten, daß seine Worte einen außerordentlichen Eindruck auf sie gemacht hatten. Seine Stimme klang im Anfang gellend, abgerissen; aber bald gewann sie an Kraft und füllte den ganzen Saal aus, und so blieb es bis zum Schlusse der Rede. Als er aber am Ende angelangt war, da fühlte er sich einer Ohnmacht nahe.

„Meine Herren Geschworenen,“ begann der Ankläger, „die Kunde von der Freveltat, über die wir hier zu Gericht sitzen, hallte wie ein Donnerschlag durch ganz Rußland. Aber was bewirkte ein solches Erstaunen? was rief ein besonderes Entsetzen hervor? Und noch dazu bei uns? Wir haben uns doch an vieles gewöhnt. Das ist eben furchtbar, daß solche dunklen Taten das Entsetzliche für uns verloren haben! Das ist ja das Wichtigste dabei, daß die Mehrzahl unserer nationalen Kriminalsachen von einem allgemeinen Übel zeugt, das mit uns verwachsen ist und von dem zu gesunden uns sehr schwer wird, weil es eben als allgemeines Übel auftritt.

„Da haben wir einen jungen, glänzenden Offizier aus der höheren Gesellschaft, der eben erst ins Leben hinausgetreten ist und seine Laufbahn begonnen hat. Und dieser Aristokrat geht hin und ermordet ohne die geringsten Gewissensbisse einen kleinen Beamten, der zum Teil sein Wohltäter gewesen ist, ermordet auch dessen Dienstmagd, um seine Schuldschreibung und auch das übrige bißchen Geld des kleinen Beamten zu rauben. Das Sümmlchen ist nicht zu verachten; es kommt mir schon bei meinem Auftreten zustatten oder für meine weitere Laufbahn.“ Nachdem er beide erdroffelt hat, schiebt er den Leichen noch ein Kissen unter den Kopf und macht sich davon.

„Da haben wir einen jungen Helden, der mit Ehrenzeichen für bewiesene Tapferkeit behangen ist und als gemeiner Straßenräuber die Mutter seines Vorgesetzten und Wohltäters ermordet. Seine Helfershelfer weiß er dadurch zu gewinnen, daß er ihnen versichert: die Frau liebe ihn wie ihren eigenen Sohn und werde, wenn sie mit ihm reise, allen seinen Nachschlägen folgen und keine Vorsichtsmaßregeln treffen.

„Mag er ein Ungeheuer sein — ich wage in unserer Zeit

nicht mehr zu behaupten, daß er vereinzelt dasteht. Ein anderer ermordet vielleicht nicht, denkt aber und fühlt genau so verbrecherisch wie jener, ist also ebenso schlecht. Wenn er mit seinem Gewissen allein ist, fragt vielleicht auch er sich: „Was ist die Ehre, und ist Blut nicht nur ein Vorurteil?“

„Man wird mir nachsagen, ich sei ein kranker Mensch, der maßlos verleumdet und übertreibt, der phantasiert. Weiß Gott, ich wäre der erste, der sich darüber freuen würde, wenn es der Fall wäre. Glauben Sie mir meinetwegen nicht, halten Sie mich für einen Kranken; aber bedenken Sie meine Worte: selbst wenn nur ein Zehntel, ein Zwanzigstel meiner Worte wahr ist, so ist es schon furchtbar.

„Sehen Sie nur, wie die heranwachsende Jugend unseres Volkes sich erschießt. Und das geschieht, ohne sich im geringsten nach dem zu fragen, was dort sein wird, als sei das Kapitel über ihre Seele und alles, was den Menschen nach dem Tode erwartet, schon längst aus ihrem Wesen verwischt, als sei es längst begraben und mit Erde bedeckt.

„Und nehmen Sie jetzt unsere Sittenverderbnis, unsere Wollüstlinge. Fedor Pawlowitsch, das unglückliche Opfer des vorliegenden Prozesses, ist im Vergleich mit manchem unter jenen fast ein unschuldiges Kindlein. Wir kannten ihn alle, er lebte doch unter uns!

„Mit der Seelenkunde des russischen Verbrechers beschäftigen sich vielleicht einmal die hervorragendsten Geister; denn das Thema ist es wert. Doch das geschieht erst später, wenn Muße dazu vorhanden und die jetzige trostlose Zeit in einen ferneren Hintergrund getreten ist, so daß man sie klarer und leidenschaftsloser überschaut, als es Leute wie ich heute tun können.

„Jetzt sind wir entweder entsetzt, oder wir tun so, als seien wir entsetzt, im Grunde genießen wir aber mit Hochgenuß das Schauspiel, das in unseren Müßiggang etwas Bewegung bringt, oder wir scheuchen wie kleine Kinder die Gespenster mit den Händen fort und pressen den Kopf ins Kissen, bis die furchtbare Erscheinung vorüber ist, um sie dann in Lust und Spiel zu vergessen. Aber einmal müssen wir über unser gesell-

schäftliches Leben nachdenken oder nur mit dem Nachdenken beginnen.

„Einer unserer großen Schriftsteller der letzten Vergangenheit ruft am Schlusse seines größten Werkes, in dem er Rußland mit einer Troika vergleicht, die einem unbekanntem Ziele zuzagt: ‚Ach, Troika, wilde Troika, wer hat dich erdacht!‘ und setzt in stolzer Begeisterung hinzu, daß vor dieser Troika alle Völker ehrerbietig ausweichen werden. Mag es so sein, meinem schwachen Auge will es scheinen, als habe der Künstler diesen Schluß entweder in der unschuldigen Ahnung eines schönen Traumbildes geschrieben oder einfach aus Furcht vor der Zensur. Denn wenn man in seine Troika nur seine Helden einspannen wollte, so würde man mit diesen Trabern nicht weit kommen, setzte man auch in den Schlitten als Lenker hinein, wen man wollte! Und das sind noch Traber von damals, die an die unsrigen noch lange nicht heranreichen. Jetzt ist man gewandter . . .“

Hier wurde die Rede Hippolyt Kirillowitschs durch Beifall unterbrochen. Die Bemerkung mit der Troika hatte Anklang gefunden. Es wurde freilich nur hier und da ein paarmal in die Hände geklatscht, so daß der Vorsitzende es nicht für nötig befand, sich mit der Drohung an die Zuhörer zu wenden, er werde im Wiederholungsfalle den Saal räumen lassen, und sich nur mit einem strengen Blick auf die Ruhestörer begnügte. Aber für Hippolyt Kirillowitsch war es ein Ansporn; bis jetzt hatte man ihm niemals Beifall dargebracht. So viele Jahre hatte man ihn nicht hören wollen; und jetzt war ihm die Möglichkeit gegeben, zu ganz Rußland zu sprechen.

„Was ist,“ fuhr er fort, „diese Familie Karamasoff, die auf einmal bis in die fernsten Teile Rußlands so traurig berühmt geworden ist? Mir will scheinen, als seien in dem Bilde dieser kleinen Familie einige allgemeine Grundelemente unserer jetzigen gebildeten Gesellschaft festgehalten — nicht alle Elemente, und selbst die flüchtig auftauchenden Elemente erscheinen nur in stark verkleinerter Gestalt wie die Sonne in einem Wassertröpfchen; aber es spiegelt sich doch etwas wider.“

„Nehmen wir zuerst diesen unglücklichen, zügellosen Alten,

diesen Familienvater, der ein so trauriges Ende gefunden hat. Von Geburt ist er ein Landedelmann. Seine Laufbahn beginnt er als mittelloser junger Mensch, der bei gastfreundlichen Bekannten sein Leben fristet. Da erhascht er durch eine unerwartete Heirat ein kleines Kapital, die Mitgift seiner Frau, und entpuppt sich als geriebener Geschäftsmann, ist aber dabei ein einschmeichelnder Hansnarr mit einem Keim geistiger Fähigkeiten, die übrigens nicht gering waren. Vor allem wird er ein Wucherer. Mit dem Anwachsen des Kapitals tritt er dreister und stolzer auf. Die Unterwürfigkeit und das Einschmeichelnde verschwinden. Es bleibt nur ein boshafter Spötter und Wollüstling übrig. Das Geistige in ihm ist ganz zurückgetreten; die Lebensgier aber ist ungeheuerlich geworden. Das ganze Leben beschränkt sich für ihn darauf, daß er in ihm nichts anderes mehr sucht und sieht als Lustlingsgenüsse. Und sie lehrt er auch seine Kinder. Von irgendwelchen geistigen Vaterpflichten bemerken wir nichts. Er lacht über die Kinder, läßt sie auf dem Hinterhofe erziehen und ist froh, wenn man sie ihm abnimmt. Er vergift sie vollständig. Alle sittlichen oder unsittlichen Grundsätze des Alten laufen auf den einen Satz hinaus: Nach mir mag geschehen, was will.

„Er ist der Vertreter alles dessen, was dem Begriff, den wir uns von einem Staatsbürger machen, entgegengesetzt ist, die ausgesprochenste Ausscheidung, die krasseste, sogar feindliche Absonderung von der Gesellschaft. Mag meinethwegen die ganze Stadt in Flammen aufgehen, wenn ich es nur gut habe!“ Und er hat es gut, ist vollkommen zufrieden, will vergnüglich noch zwanzig, dreißig Jahre so weiterleben. Er betrügt seinen leiblichen Sohn um das ihm zustehende Geld, das Erbteil seiner Mutter, und will ihm mit diesem Gelde, das er dem Sohn nicht auszahlt, die Geliebte abspenstig machen. Ich will die Verteidigung des Angeklagten dem Herrn Verteidiger nicht überlassen. Auch ich erkläre wahrheitsgemäß, daß ich wohl die Größe des Hasses verstehe, den der Vater im Herzen seines Sohnes aufgehäuft hat.

„Doch genug von diesem Vater, er hat seine Strafe erhalten. Vergessen wir nicht, daß es einer von den zeitge-

nössischen Vätern, ja, von vielen zeitgenössischen Vätern war. Viele von diesen Vätern drücken sich nur nicht so gemein aus; sie sind wohlzogener, gebildeter. Im geheimsten Innern jedoch huldigen sie alle derselben Philosophie.

„Da haben wir die Kinder dieses Familienvaters. Der eine Sohn sitzt vor uns auf der Anklagebank. Von ihm wird später die Rede sein. Der anderen will ich nur flüchtig Erwähnung tun. Von ihnen gehört der ältere zu den zeitgenössischen jungen Männern mit glänzender Bildung und einem reichen Verstande, der aber an nichts mehr glaubt, der schon gar zu vieles über Bord geworfen und aus dem Leben gestrichen hat, genau so, wie sein Vater es getan hat. Wir kennen ihn alle; unsere Gesellschaft hat ihn freudig aufgenommen. Mit seinen Meinungen hat er nicht hinter dem Berge gehalten, im Gegenteil. Deshalb darf ich mich auch etwas offener über ihn äußern — natürlich nicht über ihn als Privatperson, sondern als Familienmitglied der Karamasoffs.

„Gestern endete durch Selbstmord ein fränklicher Idiot, der gewesene Diener und vielleicht uneheliche Sohn Fedor Pawlowitschs. Er hat mir in der Voruntersuchung weinend gestanden, wie dieser junge Karamasoff, Iwan Fedorowitsch, ihn durch seine geistige Skrupellosigkeit entsetzt habe. ‚Alles ist seiner Meinung nach erlaubt,‘ sagte der Arme zitternd, ‚alles, was es in der Welt gibt, und nichts mehr darf verboten sein — das hat er mir die ganze Zeit über gesagt und mich gelehrt.‘ Diese Worte haben anscheinend den Idioten um den letzten Rest seines Verstandes gebracht, obgleich natürlich seine Krankheit und die schreckliche Katastrophe, die über das Haus hereingebrochen ist, das ihre zu seiner Geisteszerrüttung beigetragen haben. Trotzdem hat dieser Idiot eine äußerst interessante Bemerkung gemacht, die auch einem klügeren Beobachter, als er ist, Ehre gemacht hätte. Eigentlich nur wegen dieser Bemerkung habe ich ihn erwähnt. ‚Wenn es einen von den Söhnen gibt,‘ sagte er mir wörtlich, ‚der dem Wesen nach Fedor Pawlowitsch am meisten ähnelt, so ist es Iwan Fedorowitsch.‘

„Mit dieser Bemerkung breche ich die begonnene Charakter-

ristik ab, da ich eine Fortsetzung nach dem Gesagten für unfein halten würde. Ich will keine weiteren Schlüsse ziehen und nicht wie ein Unglücksrabe seinem jungen Leben nur Unheil verkünden. Wir alle haben heute wahrnehmen können, daß in seinem Herzen noch eine unmittelbare Kraft der Wahrheit lebt, daß der Unglaube das Gefühl der Familienzugehörigkeit noch nicht erstickt hat oder die sittliche Spotsucht, die mehr ein Erbteil sein mag als eine Folge der eigenen Gedankenverwirrung.

„Und nun der andere Sohn. Er ist ein gottesfürchtiger und bescheidener Jüngling, der im Gegensatz zu der finsternen, zerstörenden Weltanschauung seines Bruders in den Grundlagen des Volkes Fuß zu fassen sucht oder in dem, was gewisse Kreise unserer denkenden Intelligenz mit diesem Ausdruck bezeichnen. Er hat sich ans Kloster gehängt; und viel hätte nicht gefehlt, so hätte er sich scheren lassen und wäre Mönch geworden. In ihm kam, wie mich dünken will, gleichsam unbewußt schon früh jene zaghafte Verzweiflung zum Ausdruck, in der sich heutzutage so viele in unserer Gesellschaft, die sich vor ihrem Unglauben und ihrer Verderbnis entsetzen und dieses Übel der europäischen Aufklärung zuschreiben, an den heimatlichen Boden, wie sie sagen, anschniegen. Dem guten, begabten Jüngling wünsche ich das Beste, wünsche ihm vor allem, daß seine jugendliche Seelenreinheit und seine Anhänglichkeit an den sogenannten Volksboden sich nicht, wie es so oft geschieht, nach der sittlichen Seite hin in ein finsternes, grübelndes Sichversenken und nach der staatsbürgerlichen Seite in eine stumpfe Verbohrtheit verwandle — zwei Eigenschaften, die unser Volk mit noch größerem Unheil bedrohen, als es selbst die frühere Zersetzung durch eine falsch verstandene und umsonst erworbene europäische Aufklärung ist, an der sein älterer Bruder leidet.“

Für das Sichversenken und die Verbohrtheit wurde wieder in die Hände geklatscht. Hippolyt Kirillowitsch hatte sich natürlich hinreißen lassen. Im Grunde hatte dies alles mit der Sache wenig zu tun, ganz abgesehen davon, daß es ziemlich unklar war. Doch der arme schwindsüchtige und verbitterte Mensch wollte sich wenigstens einmal im Leben alles, was ihn

bewegte, von der Seele sprechen. Später meinte man, er habe sich bei der Charakterisierung Iwan Fedorowitschs von einem unschönen Gefühl leiten lassen. Jener habe ihn ein paarmal in der Gesellschaft bei Erörterung eines strittigen Punktes ins Unrecht gesetzt; dafür habe Hippolyt Kirillowitsch jetzt die Gelegenheit ergriffen, sich zu rächen.

„Und da ist der dritte Sohn dieses zeitgenössischen Familienvaters,“ fuhr Hippolyt Kirillowitsch fort, „er sitzt vor uns auf der Anklagebank. Wir kennen sein Tun, sein Leben und seinen Charakter. Die Zeit kam und rollte auf; alles wurde offenbar. Im Gegensatz zu seinen beiden Brüdern stellt er gleichsam das unmittelbare Rußland dar — nicht das ganze, Gott bewahre uns davor! Wir sind ja alle zugleich gut und böse in wunderbarer Mischung. Wir sind Verehrer Schillers und der Aufklärung, und zugleich toben wir in den Gasthäusern umher und reißen unseren Zechgenossen die Härte aus. Wir pflegen auch sonst edel und gut zu sein, nicht nur, wenn wir es selbst gut haben. Nein, wir lassen uns sogar leidenschaftlich für die edelsten Ideale begeistern, wenn sie sich nur ohne unser Dazutun erreichen lassen, von selbst vor uns auf den Tisch fallen. Und die Hauptsache ist: es muß umsonst geschehen; wir wollen nichts dafür bezahlen. Zahlen wollen wir durchaus nicht, dafür aber bekommen — in jeder Beziehung. Gebt uns alle möglichen Lebensgüter, legt unseren Leidenschaften nichts in den Weg, und wir werden beweisen, daß auch wir edel und gut sein können. Wir sind nicht habgierig; aber gebt uns nur Geld, so viel Geld wie möglich, und ihr werdet sehen, wie großmütig, wie verächtlich wir das glänzende Metall in einer einzigen Nacht während eines zügellosen Gelages um uns werfen. Gibt man uns jedoch kein Geld, so werden wir euch zeigen, wie wir es uns verschaffen. Doch davon wird noch später die Rede sein. Ich will die Reihenfolge nicht unterbrechen.

„Ganz zuerst sehen wir einen armen, verlassenem Knaben ohne Stiefelchen auf dem Hinterhof. Ich sage nochmals: ich trete niemandem die Verteidigung des Angeklagten ab. Ich bin der Ankläger, will aber auch der Verteidiger sein. Wir sind auch Menschen und wissen nachzuempfinden, wie tief und

schmerzlich sich ihm die ersten Eindrücke im Vaterhause einprägen mußten, und wir verstehen nur zu gut, wie diese auf sein Wesen eingewirkt haben.

„Dann sehen wir den Knaben als Jüngling, als jungen Mann, als Offizier. Für wilde Streiche und für die Herausforderung zum Duell wird er in eine der fernen Grenzstädte unseres gesegneten Rußlands geschickt. Dort dient und lebt er wußt darauf los — ein großes Schiff benötigt ein großes Fahrwasser. Er brauchte Mittel, vor allem Mittel, und da kommt es denn nach langem Hin und Her zwischen ihm und dem Vater zur Abmachung, daß ihm von der Erbschaft die letzten sechstausend Rubel ausgezahlt werden sollen, weiter indes nichts. Er bekommt das Geld. Beachten Sie wohl: er stellt ein Schriftstück aus; außerdem liegt ein Brief vor, in dem er sich von dem Nest lossagt und mit diesen Sechstausend die Streitigkeiten mit dem Vater abbricht.

„Darauf kommt es zu jener Begegnung zwischen ihm und dem jungen Mädchen, dessen edle Gesinnung wir alle kennen. Lassen Sie mich über die Einzelheiten hinweggehen; wir haben sie soeben gehört. Die Gestalt des jungen Mannes, der zwar leichtsinnig und verderbt ist, der sich aber trotzdem vor dem wahren Edelmut beugt, trat außerordentlich teilnahmsvoll vor die Seele. Doch gleich darauf wurde uns ganz unerwartet die andere Seite gezeigt. Auch hier will ich mich nicht auf Vermutungen einlassen, warum es geschah. Dieselbe Dame, die uns ihn zuerst in so günstigem Lichte darstellte, sagte unter Tränen lange unterdrückten Unwillens, daß gerade er es war, der sie wegen ihrer unvorsichtigen, doch großmütigen Handlungsweise verachtete. Bei ihm, dem Verlobten dieses Mädchens, erscheint schon früh jenes spöttische Lächeln, das sie nicht ertragen kann. Und als sie wußte, daß er ihr im Herzen die Treue gebrochen hatte, daß sie diesen Treubruch werde hinnehmen müssen, bietet sie ihm absichtlich dreitausend Rubel und gibt ihm dabei nur zu deutlich zu verstehen, daß sie ihm das Geld zur Ausführung des Treubruches anbietet. ‚Wirst du es annehmen, wirst du so gemein sein?‘ fragt sie schweigend mit prüfendem Blick. Er sieht sie an, begreift sie vollkommen — er hat es doch selbst

zugegeben — und nimmt trotzdem, ohne zu zaudern, die Dreitausend an, um sie in zwei Tagen mit seiner Geliebten zu verprassen. Was soll man glauben?

„Die erste Darstellung von dem Ausbruch des Edelmutes, der ihn die letzten Mittel, die ihm noch zum Leben übrig geblieben sind, fortgeben und vor der Tugend sich verbeugen läßt, oder die widerliche Kehrseite der Medaille? Im Leben pflegt es gewöhnlich so zu sein, daß man bei zwei Gegenätzen die Wahrheit in der Mitte suchen muß. Im vorliegenden Falle verhält es sich indes nicht so. Am wahrscheinlichsten ist, daß er das erstemal aufrichtig in seinem Edelmut und das zweitemal aufrichtig in seiner Schlechtigkeit gehandelt hat. Warum? Weil wir eben weite Naturen sind, Karamasoffische Naturen, die fähig sind, alle möglichen Widersprüche in sich zu vereinigen und zu gleicher Zeit beide Abgründe zu erfassen, den Abgrund über uns, den Abgrund der höchsten Ideale, und den Abgrund unter uns, den Abgrund der tiefsten Gesunkenheit. Erinnern Sie sich des glänzenden Gedankens, den vorhin Herr Rakitin aussprach, der tief und wahr das Wesen der ganzen Familie Karamasoff wiedergab: Für diese zügellosen, haltlosen Naturen ist die Empfindung ihrer tiefen Gesunkenheit ein ebenso großes Bedürfnis wie die Empfindung des höheren Edelmutes. Das ist wahr; gerade dieser unnatürlichen Mischung bedürfen sie zu jeder Stunde. Ohne die Gleichzeitigkeit der beiden Abgründe sind sie unglücklich und unbefriedigt, ist ihr Leben nicht ausgefüllt. Sie sind weite Naturen, weit wie unser Rußland, sie umfassen alles, leben sich mit allem ein!

„Übrigens sind wir jetzt auf diese Dreitausend zu sprechen gekommen, und so will ich bei der Gelegenheit etwas vorgreifen. Können Sie glauben, daß er bei seinem Charakter damals, als er das Geld erhalten hatte, und dazu in dieser Weise — können Sie glauben, daß er an demselben Tage fähig gewesen sei — wie er angibt — die Hälfte der Summe in ein Zeug einzunähen und dieses Geld einen ganzen Monat am Halse zu tragen trotz aller Versuchungen und trotz seiner beständigen Geldverlegenheit? Weder bei wüsten Gelagen im Gasthose noch selbst in den Stunden, als er die Stadt verließ, um sich

weiß Gott von was für Leuten dieses notwendige Geld zu verschaffen, damit er die Geliebte endlich vor den Nachstellungen seines Nebenbuhlers, seines alten Vaters, in Sicherheit bringen könne — selbst in diesen Augenblicken will er nicht gewagt haben, das eingenähte Geld anzurühren! Ist das glaublich bei einem solchen Charakter? Meiner Meinung nach hätte er schon aus dem einzigen Grunde, die Geliebte vor den Nachstellungen des Alten in Sicherheit zu bringen, sein eingenähtes Geld herausnehmen und selbst in der Stadt bleiben müssen, um sie unausgesetzt bewachen zu können, und dann, wenn sie zu ihm spricht: ‚Ich bin dein,‘ unverzüglich mit ihr irgendwohin zu ziehen, fort aus diesen unglückseligen Verhältnissen.

„Aber er rührt seinen Talisman nicht an. Weshalb tut er es nicht? Der erste Grund war, daß er, wenn sie zu ihm gesagt hätte: ‚Ich bin dein, bringe mich fort, wohin du willst,‘ kein Geld zur Ausführung gehabt hätte. Doch dieser erste Grund trat nach den Worten des Angeklagten weit hinter den zweiten zurück. ‚Solange ich dieses Geld noch am Halse trage,‘ sagt er, ‚bin ich wohl ein Schuft, aber kein Dieb; denn ich kann jederzeit zu meiner von mir tiefgekränkten Braut gehen, die Hälfte der betrügerisch von ihr angeeigneten Summe zurückgeben und sagen: ‚Ich habe die Hälfte der Dreitausend durchgebracht und damit bewiesen, daß ich ein schwacher, haltloser Mensch bin, und wenn du willst, sogar ein Schuft‘ — ich bediene mich der eigenen Worte des Angeklagten — aber wenn ich auch ein Schuft bin, so bin ich doch kein Dieb; denn wenn ich ein Dieb wäre, so hätte ich den Rest des Geldes, die Hälfte des Ganzen, nicht zurückgebracht, sondern mir gleichfalls angeeignet.‘

„Wirklich eine sonderbare Erklärung der Thatsache! Dieser Leidenschaftsmensch, der so schwach ist, daß er der Versuchung, die dreitausend Rubel zu nehmen, trotz der ganzen für ihn damit verbundenen Schande nicht hat widerstehen können — dieser selbe Mensch findet plötzlich so viel Charakterfestigkeit in sich, daß er dieses notwendige Geld einen ganzen Monat unangetastet mit sich herumträgt. Stimmt das mit dem geschilderten Charakter auch nur etwas überein? Nein. Ich will

Ihnen zeigen, wie der wirkliche Dimitri Karamasoff gehandelt hätte, selbst wenn er sich wirklich zum Einnähen der Hälfte entschlossen hätte. Schon bei der ersten Versuchung — sagen wir, um der Liebgewonnenen, mit der er bereits die erste Hälfte verprast hat, eine Freude zu machen — hätte er vielleicht, nehmen wir an, hundert Rubel von dem eingenähten Gelde abgezählt; denn, wozu soll ich genau die Hälfte zurückbringen? Tausendvierhundert tun ganz genau dasselbe. Ich kann immer noch sagen: Ich bin vielleicht ein Schuft, aber ein Dieb bin ich nicht, habe ich doch tausendvierhundert Rubel zurückgebracht. Ein Dieb dagegen hätte alles behalten und nichts zurückgebracht.' Darauf wird er nach einiger Zeit wieder das Säckchen aufstrennen und einen zweiten Hundertrubelschein herausnehmen, dann einen dritten, einen vierten und so fort, bis er spätestens am Ende des Monats dem Säckchen den vorletzten entnommen hat. Denn selbst wenn er nur noch hundert Rubel zurückbringt, kommt es immer noch auf dasselbe hinaus: ‚Ein Schuft bin ich, aber kein Dieb; denn wenn ich auch zweitausendneunhundert durchgebracht habe, gebe ich doch wenigstens die letzten hundert zurück; ein Dieb würde es nicht tun.‘ Und wenn er schließlich auch in vorletzter Stunde hundert durchgebracht hätte, würde er die letzten Hundert angesehen und sich gesagt haben: ‚Weiß Gott! Es lohnt sich wirklich nicht, diesen lumpigen Hundertrubelschein zurückzubringen. Ach was! Ich will mit ihm auch noch durchgehen!‘ So hätte der wirkliche Dimitri Karamasoff, wie wir ihn kennen, gehandelt. Die Fabel von dem Säckchen mit dem eingenähten Gelde steht indes in solchem Widerspruch mit der Wirklichkeit, wie man ihn sich gar nicht größer denken kann. Alles könnte man begreifen, nur das nicht. Doch davon wird später die Rede sein.“

Darauf trug Hippolyt Kirillowitsch der Reihe nach alles vor, was in der gerichtlichen Untersuchung über die Vermögensstreitigkeiten zwischen Vater und Sohn bekannt geworden war. Nachdem er nochmals darauf hingewiesen hatte, daß man aus den gemachten Angaben unmöglich ein klares Bild zu gewinnen vermöge, wer den anderen übervorteilt habe, kam Hippolyt auf die Begutachtung der Sachverständigen zu sprechen.

## Der Überblick

Das Gutachten der Ärzte hat sich bemüht, uns zu beweisen, daß der Angeklagte nicht bei vollem Verstande und von einer unaustilgbaren Idee erfüllt gewesen sei. Dagegen behaupte ich, daß er durchaus bei vollem Verstande war. Gerade diesen Umstand halte ich für verhängnisvoll; denn wäre er nicht bei vollem Verstande gewesen, so hätte er vielleicht klüger gehandelt. Mit der Angabe, ihn habe eine unaustilgbare Idee erfüllt, würde ich mich in einem Punkte einverstanden erklären, nämlich in der auch von den Gutachtern erwähnten Auffassung, die der Angeklagte von den Dreitausend hatte, die ihm von seinem Vater geschuldet wurden. Man kann vielleicht einen unvergleichlich näheren Gesichtspunkt finden, den Angeklagten als zum Wahnsinn neigend sich vorzustellen, als wenn man sich die dauernde Aufgebrachttheit des Angeklagten mit diesem Gelde erklären will. Ich meinerseits stimme völlig der Ansicht des jungen Arztes bei, der sich dahin äußerte: der Angeklagte habe sich immer ungestörter Verstandeskräfte erfreut, sei im übrigen nur gereizt und erbittert gewesen. Und das ist das Wichtigste. Nicht die Summe der Dreitausend an sich war der Grund der heftigen, andauernden Erbitterung des Angeklagten gegen seinen Vater — es lag noch eine besondere Ursache vor, die seinen Zorn erregte. Das war die Eifersucht!"

Damit begann Hippolyt Kirillowitsch äußerst weitläufig und umständlich ein Bild von der ganzen verhängnisvollen Leidenschaft des Angeklagten für Gruschenka zu entwerfen. Er begann mit jenem Tage, an dem sich Mitja zu jener Person begeben hatte, um sie durchzuprügeln — „ich gebrauche wieder die Worte des Angeklagten,“ setzte er zur Erklärung hinzu.

„Doch statt sie durchzuprügeln, ließ er sich zu ihren Füßen nieder — das ist der Anfang dieser Liebe. Zu derselben Zeit hat auch der Alte, der Vater des Angeklagten, sein Auge auf

dieselbe Person geworfen. Es ist freilich ein eigenartiges Zusammentreffen. Beide Herzen flammen in demselben Augenblick auf in der zügellosesten, sagen wir Karamasoff'schen Leidenschaft, obgleich sie auch schon früher beide diese Person gesehen und gekannt hatten. Andererseits haben wir ihre eigene Aussage: ‚Ich machte mich über beide lustig.‘ Ja, sie wollte sich über den einen wie über den anderen lustig machen. Früher hatte sie etwas derartiges nicht gewollt; jetzt fällt es ihr plötzlich ein und endet damit, daß beide ihr zu Füßen fallen. Der Alte, der das Geld wie seinen Gott verehrte, will sie mit dreitausend Rubeln verführen, ihn in seinem Hause zu besuchen, ist aber schließlich bereit, ihr seinen Namen und ganzen Wohlstand zu Füßen zu legen, wenn sie nur einwilligt, seine rechtmäßige Frau zu werden. Dem jungen Manne hingegen wurde von seiner Zauberin nicht einmal Hoffnung gemacht; denn wirkliche Hoffnung wurde ihm erst im letzten Augenblick zuteil, als er vor seiner Peinigerin auf den Knien lag und seine, von dem Blute seines Vaters und Nebenbuhlers besleckten Hände zu ihr aufhob; genau in dieser Stellung wurde er verhaftet. ‚Schickt mich zusammen mit ihm zu den Zwangsarbeitern, ich habe ihn soweit gebracht, mich trifft von allen die größte Schuld!‘ rief diese Frau in aufrichtiger Reue und Verzweiflung, als er verhaftet wurde.

„Der talentvolle junge Mann, der unseren Prozeß beschrieben hat, derselbe Herr Rakitin, von dem ich schon einmal gesprochen habe, schildert in wenigen treffenden Worten ihren Charakter folgendermaßen: ‚Früh erlebte Enttäuschungen, der frühzeitige Betrug und Fall, der Treubruch des Verführers und Verlobten, der sie verließ, dann die Armut, die Verstoßung aus ihrer ehrenwerten Familie und schließlich die Gönnerschaft eines reichen Alten, den sie auch jetzt noch für ihren Wohltäter hält. Das junge Herz, das ursprünglich viel Gutes in sich barg, lernte nur zu bald Zorn und Verachtung kennen. Danach bildete sich auch ihr Charakter. Sie fing an zu rechnen, ein Kapital zusammenzuscharren; der Gesellschaft gegenüber wurde sie spöttisch und rachsüchtig.‘ Nach dieser Charakteristik wird es begreiflich, daß sie sich über den einen

wie den andern nur im boshaften Spiel lustig machte und sie zum besten hatte.

„In diesem Monat hoffnungsloser Liebe, sittlichen Sinkens, des Verrates an seiner Braut, der Aneignung fremden Geldes, das seiner Ehre anvertraut war, wird der Angeklagte aufs äußerste gebracht durch die ewige Eifersucht! Wer gibt den Anlaß zu dieser Eifersucht? Der eigene Vater! Und das Wichtigste: dieser selbe Vater lockt den Gegenstand der Liebe seines Sohnes mit denselben dreitausend Rubeln an, die der Sohn für sein Erbteil hält, das Erbe seiner Mutter, das der Alte ihm von Rechts wegen noch auszuzahlen hätte. Ich gebe zu: so etwas ist schwer zu ertragen. Da konnte sich bei ihm allerdings eine unaustilgbare Idee herausbilden. Doch nicht um dieses Geld handelte es sich, sondern daß an diesem Gelde mit so entsetzlichem Spott sein Glück zerschellen mußte!“

Hierauf ging Hippolyt Kirillowitsch an der Hand von Tatsachen auf die Schilderung über, wie in dem Angeklagten der Gedanke an den Vatermord entstanden und sich festgesetzt hatte.

„Zuerst schreit er nur in den Gasthäusern aus, daß er den Vater erschlagen werde, und das tut er den ganzen Monat. Er hält sich zu Menschen und teilt diesen Menschen alles mit, selbst seine schwärzesten Gedanken. Dabei verlangt er, daß diese Menschen ihm ihre vollste Teilnahme entgegenbringen, auf seine Sorgen und Aufregungen sofort eingehen und sich seiner Leidenschaft nicht in den Weg stellen.“

Es folgte die Erzählung des Auftritts mit dem Hauptmann Snegireff.

„Weinake alle, die den Angeklagten im letzten Monat gesehen und gehört haben, sagen, sie hätten die Empfindung gehabt, es werde nicht beim Schreien und Drohen bleiben; bei einer solchen Leidenschaft und solchen Wut setze sich das Wort sehr leicht in die Tat um.“

Hierauf sprach Hippolyt Kirillowitsch von der Familienversammlung im Kloster, dem Gespräch Mitjas mit Aljoscha im Nachbargarten und von dem schändlichen Auftritt im

Waterhaufe, als der Angeklagte den bei Tisch sitzenden Vater geradezu überfallen hatte.

„Ich denke natürlich nicht daran zu behaupten,“ fuhr Hippolyt Kirillowitsch fort, „daß der Angeklagte schon vor diesem Auftritt sich bereits fest entschlossen habe, den Vater einfach durch Ermordung zu beseitigen. Meine Ansicht ist nur: dieser Gedanke ist dem Angeklagten mehr als einmal gekommen, und er hat ihn bewußt bei sich erwogen. Zur Bestätigung dieser Annahme haben wir Tatsachen, Zeugen und das eigene Eingeständnis des Angeklagten. Bis heute war ich mir nicht sicher,“ schaltete Hippolyt Kirillowitsch hier ein, „ob man den Angeklagten beschuldigen könne, das, ich möchte sagen, sich ihm von selbst aufdrängende Verbrechen vorher bewußt überdacht und vorgenommen zu haben. Ich war nur fest überzeugt, daß er den Mord vielleicht, und wenn auch nur als Möglichkeit, in Betracht gezogen, ohne dabei den Tag und die Einzelheiten der Ausführung zu bestimmen oder sich zu überlegen. Dieser Meinung war ich bis heute, bis Fräulein Werchoffzoff dieses neue Schriftstück dem Gericht unterbreitete. Sie haben ja selbst ihren Ausruf gehört: ‚Das ist der Plan der Mordtat!‘ Dieser Brief beweist in Wahrheit, daß die Tat nach einem bestimmten Plan und vor allem mit Vorbedacht ausgeführt wurde. Er ist zwei Tage vor dem Verbrechen geschrieben. Damit haben wir den unantastbaren Beweis, daß der Angeklagte achtundvierzig Stunden vor der Ausführung seines ungeheuerlichen Vorsatzes schwört: wenn es ihm nicht gelinge, sich am nächsten Tage das Geld anderswo zu beschaffen, werde er den Vater erschlagen und das Geld an sich nehmen, das unter dem Kissen in einem Umschlage liege, wenn nur Iwan abreißt. Beachten Sie wohl: wenn nur Iwan abreißt. Folglich sind alle Umstände erwogen – und dann ist die Tat geschehen, wie es im Briefe steht. Jeder Zweifel an der Vorbedachtlichkeit ist ausgeschlossen, das Verbrechen ist mit der Absicht begangen, das Geld zu rauben; das ist schwarz auf weiß geschrieben und unterschrieben!

„Der Angeklagte leugnet nicht, den Brief geschrieben zu haben. Man kann einwenden: er hat ihn in der Trunkenheit

geschrieben. Aber das will nichts sagen, legt dem Briefe nur noch eine größere Bedeutung bei. In der Trunkenheit hat er geschrieben, was er bei klarem Verstande sich vorgenommen hat; wäre der Plan nicht in nüchternem Zustande gefaßt worden, so hätte er es auch nicht in der Trunkenheit geschrieben. Man kann weiter vielleicht einwenden: Warum hat er seine Absicht nicht verheimlicht, sondern sie ausgeschrien? Wer sich zu einer solchen That mit Vorbedacht entschließt, der schweigt davon, das ist wahr. Aber er schrie nur, als er noch keine Pläne und bestimmten Absichten hatte, als nur erst der Wunsch vorhanden war und die Absicht heranreifte. Später spricht er weniger davon.

„Nachdem er sich an jenem Abend angetrunken hatte, an dem er diesen Brief geschrieben, war er ganz gegen seine Gewohnheit schweigsam, spielte nicht Billard, hielt sich ganz für sich und sprach fast mit niemandem. An jenem Abend hat er vielleicht erst den Entschluß gefaßt. Da mag er sich auch gesagt haben, daß er bereits zu offenherzig in der ganzen Stadt sich ausgelassen, gar zu unvorsichtig Verhängliches über seinen Vater geäußert, daß seine Worte sehr wohl den Verdacht auf ihn als den Täter lenken würden, wenn er jetzt die Absicht wirklich ausführte.

„Aber was tun? Die Worte waren gesprochen. Diese Tatsache konnte nicht ungeschehen gemacht werden. Und dann — hat schon früher der krumme Weg herausgeführt, wird er es auch jetzt tun! Er verließ sich auf seinen guten Stern. Ich muß zugeben, daß er viel getan hat, um diese Lösung zu vermeiden. Er hat sich wirklich viel Mühe gegeben, das Geld auf andere Weise in die Hände zu bekommen. ‚Morgen werde ich jeden Menschen um dreitausend Rubel angehen,‘ schreibt er in seiner eigenartigen Sprache; ‚geben mir aber die Menschen nichts, dann fließt Blut.‘ In der Trunkenheit ist es geschrieben; im nüchternen Zustande ist es, wie es geschrieben war, ausgeführt worden.“

Hier begann Hippolyt Kirillowitsch die ausführliche Schilderung aller vergeblichen Bemühungen Mitjas, das Geld zur Vermeidung der verbrecherischen That zu bekommen. Er schil-

berte seinen Gang zu Samsonoff, seine Fahrt zu Ljägami — alles nach dem Protokoll.

„Müde, verärgert, hungrig kehrte er zurück,“ fuhr der Staatsanwalt fort; „seine Uhr hatte er verkauft, während er fünfzehnhundert Rubel bei sich gehabt haben will. Dazu quälte ihn die Eifersucht wegen der in der Stadt gelassenen Geliebten, die in seiner Abwesenheit zu Fedor Pawlowitsch gehen könnte oder gegangen ist. Aber Gott sei Dank! Sie ist nicht bei Fedor Pawlowitsch gewesen. Er begleitet sie zum Kaufmann Samsonoff. Auffallend ist, daß er auf diesen nicht eifersüchtig ist. Danach eilt er auf seinen Beobachtungsposten in der Hinterstraße. Dort erfährt er, daß Emedjäkoff einen epileptischen Anfall gehabt hat und auch Grigori krank ist.

„Das Feld ist also frei, und die Zeichen kennt er. Welche Versuchung! Trotzdem sträubt er sich noch gegen das Verbrechen. Er begibt sich zu einer hochachtungswerten Dame, die sich hier vorübergehend aufhält, zu Frau Chochlakoff. Sie hat ihn schon seit längerem beobachtet und ihn bemitleidet und gibt ihm einen vernünftigen Rat. Er solle seine wüste Lebensweise, diese ungeheuerliche Liebe und das Umhertreiben in den Gasthäusern aufgeben und nach Sibirien in die Goldgruben fahren. „Dort ist das Arbeitsfeld für Ihre Kräfte, die Sie hier unnütz vergeuden; dahin gehören Sie mit Ihrem abenteuerlustigen Charakter,“ sagt sie ihm.

Nachdem Hippolyt Kirillowitsch noch den Ausgang des Gespräches mit Frau Chochlakoff wiedergegeben und jenen Augenblick erwähnt hatte, wie der Angeklagte auf dem Großen Platz erfuhr, daß Grafena Alexandrowna sich nur kurze Zeit bei Samsonoff aufgehalten hatte, beschrieb er, wie der Unglückliche in seinem aufgeregten Zustande und bei seiner Eifersucht nach dieser Nachricht, die ihm den Betrug seiner Geliebten so gut wie bestätigte, außer sich geraten sein mußte. Ferner wies er noch auf einen verhängnisvollen Zufall hin:

„Hätte das Stubenmädchen Fensja ihm gesagt, daß ihre Herrin bei dem „Früheren“ in Mokroze war, so wäre die Tat nicht geschehen. Im Schreck und in der Angst versicherte sie ihn nur einer Sache, die er besser wußte, so daß ihm die Lüge

und damit auch der Betrug für ausgemacht galt. Wenn er das Stubenmädchen nicht auf der Stelle erschlagen hat, so hat sie es nur dem Umstande zu verdanken, daß er ohne Besinnen fortstürzte, der Geliebten nach.

„Hier ist noch eine sehr auffallende Tatsache zu beachten. Trotz seiner furchtbaren Erregung griff er nach der Mörserkeule. Warum suchte er nicht einen anderen Gegenstand, warum nicht eine Waffe? Ich glaube, wenn er sich einen ganzen Monat mit einer bestimmten Absicht getragen, sich alle Möglichkeiten durch den Kopf gehen lassen und sich auf alles vorbereitet hat, so ist es sehr erklärlich, warum er sich selbst in dieser Erregung zu helfen weiß und eine Mörserkeule sofort als Waffe erkennt. Denn daß man auch damit einen Menschen zu erschlagen vermag, hat er schon einen ganzen Monat bedacht. Darum hat er den Wert der Mörserkeule in diesem Augenblick, ohne nachzudenken, trotz seiner Erregung sehr wohl zu schätzen gewußt. So kann ich wohl sagen, daß der Angeklagte die Mörserkeule nicht unbewußt, nicht absichtslos ergriffen hat.

„Da ist er im väterlichen Garten. Zeugen waren nicht zu befürchten — tiefe Nacht, Finsternis und Eifersucht! Der Argwohn, daß sie bei ihm ist, seinem Nebenbuhler, in diesem Augenblick womöglich über ihn lacht, raubt ihm den Atem. Und nicht nur von Argwohn kann die Rede sein. Der Betrug liegt ja auf der Hand; jeder Zweifel ist ausgeschlossen. Dort in jenem Zimmer, aus dessen Fenster der Lichtschein in den Garten fällt, ist sie bei ihm; dort hinter dem Betttschirm liegt sie bei ihm. Da schleicht sich der Unglückliche ans Fenster, blickt ehrerbietig hinein und fügt sich sitzsam ins Unabänderliche. Vernünftig geht er fort, um dem Bösen aus dem Wege zu gehen, damit nicht etwas Gefährliches und Unsitthliches geschehe.

„Davon will man uns überzeugen, die wir den Charakter des Angeklagten kennen, die wir verstehen, in welcher Gemütsverfassung er sich befand. Vor allen Dingen wissen wir, daß ihm die Zeichen bekannt waren, die ihm ohne weiteres die Thür öffneten und den Eintritt ins Haus freigaben!“

Bei Gelegenheit der Zeichen ließ Hippolyt Kirillowitsch vorübergehend die Anklage ruhen und kam auf Smerdjäkoff zu sprechen, um seine Verdächtigungen ein für allemal abzutun. Er sprach sehr sachlich darüber, und man bemerkte sofort, daß er trotz der Geringschätzung, die er für diese Vermutungen an den Tag legte, sie doch für wichtig genug hielt.

---

8

## Über Smerdjäkoff

**L**assen Sie mich zuerst fragen: wie ist dieser Verdacht überhaupt aufgekommen?" begann Hippolyt Kirillowitsch. „Die erste Verdächtigung schrie der Angeklagte selbst hinaus im Augenblick seiner Verhaftung. Doch hat er bis zur gegenwärtigen Stunde noch keinen einzigen Beweis für sie oder auch nur die geringste Begründung seines Verdachtes angeben können. Außerdem wird dieser Verdacht nur von drei weiteren Personen geteilt: den beiden Brüdern des Angeklagten und Arafena Alexandrowna Swetlowa. Von diesen dreien hat Iwan Fedorowitsch Karamasoff seinen Verdacht erst heute in offenbar krankhaftem Zustande geäußert und zweifellos in einem Augenblick geistiger Unzurechnungsfähigkeit, wahrscheinlich in hohem Fieber. Wir wissen aber aufs bestimmteste, daß er während der letzten beiden Monate durchaus entgegengesetzter Ansicht gewesen ist. Das hat er allein schon dadurch bewiesen, daß er in dieser Beziehung nicht zu widersprechen versuchte. Doch darauf werden wir noch besonders zu sprechen kommen. Der jüngste Bruder hat uns vorhin selbst gesagt, daß er keinerlei Beweise habe, die seine Beschuldigung Smerdjäkoffs bekräftigen könnten, sondern lediglich nach den Worten des Angeklagten und dem Ausdrucks seines Gesichtes zu dieser Ansicht gekommen sei.

Diese nichts sagenden Worte sind zweimal von seinem Bruder geäußert worden. Und die Aussage der Verlobten des Angeklagten ist vielleicht noch nichts sagender: „Was der Angeklagte Ihnen sagt, daran glauben Sie; er ist kein Mensch, der lügen kann!“ Das sind alle vorhandenen Aussagen gegen Smerdjäkoff, die zudem von drei Personen stammen, die nur zu sehr um das Schicksal des Angeklagten besorgt sind. Trotzdem ist die Verdächtigung Smerdjäkoffs sehr verbreitet. Wie kann man nur daran glauben!“

Hippolyt Kirillowitsch entwarf zuerst ein Bild von dem Charakter Smerdjäkoffs, der sich wahrscheinlich in einem Anfall krankhafter Angst oder in völliger Geisteszerrüttung das Leben genommen habe. Er schilderte ihn als schwach sinnigen Menschen, der nach höherer Bildung strebte, und den philosophische Gedanken, für die sein Verstand nicht ausreichte, gänzlich verwirrt hätten.

„Desgleichen gewisse zeitgemäße Auffassungen von Schuld und Pflicht, die ihm überflüssigerweise beigebracht waren — praktisch durch das Leben seines verstorbenen Herrn und vielleicht Vaters, der von Schuld- und Pflichtgefühl nichts merken ließ, und theoretisch durch verschiedene sonderbare philosophische Gespräche mit dem ältesten Sohn aus der zweiten Ehe seines Herrn, mit Iwan Fedorowitsch, dem diese Art Zerstreuung anscheinend Vergnügen bereitet.“

„Smerdjäkoff hat mir ausführlich seinen Seelenzustand in den letzten Tagen vor der Katastrophe geschildert,“ bemerkte Hippolyt Kirillowitsch beiläufig. „Wir besitzen überdies die Aussagen des Angeklagten selbst, seines Bruders und sogar des Dieners Grigori, also dreier Menschen, die ihn sehr gut gekannt haben. Hierzu kommt, daß Smerdjäkoff, der an der Fallsucht litt, furchtsam wie ein Hund gewesen sein soll. ‚Er fiel vor mir nieder und küßte meine Stiefel,‘ sagte uns der Angeklagte beim ersten Verhör, als er noch nicht vermutete, daß eine solche Aussage für ihn selbst nachteilig sein würde. ‚Das ist ein krankes Huhn, das die Fallsucht hat,‘ lautete sein zweiter Ausspruch über den Diener, in seiner charakteristischen Sprache ausgedrückt.“

„Und diesen Menschen erwählt der Angeklagte zu seinem Vertrauten, wie er selbst mitgeteilt hat, und schüchtert ihn so ein, daß dieser zuguterlekt einwilligt, für ihn zu spionieren und ihm alles zu hinterbringen. In dieser Eigenschaft als Spion verrät er seinen Herrn und macht den Angeklagten mit dem Vorhandensein des Geldpakets und mit den verabredeten Zeichen bekannt. ‚Er wollte mich erschlagen, das sah ich ganz genau, und er hätte mich auch erschlagen,‘ sagte er beim Verhör und zitterte am ganzen Körper, obgleich sein Quälgeist bereits verhaftet war und ihm nichts mehr tun konnte. ‚Er verdächtigt mich alleweil, daß ich etwas verheimliche; so bin ich denn in meiner gewaltigen Angst vor ihm immer von selbst zu ihm geeilt, um ihm jedes Geheimnis aufzudecken und ihn so von meiner Unschuld zu überzeugen, damit er mich noch lebendig zur Buße entlasse.‘ Das sind seine eigenen Worte, ich habe sie aufgeschrieben und behalten. Und wenn er mich anschrte, wie es oft vorkam, so fiel ich zitternd auf die Knie vor ihm.‘

„Da Smerdjäkoff von Natur ein selten ehrlicher Mensch war und daher das volle Vertrauen seines Herrn genoß, kann man annehmen, daß der Unglückliche sich nicht wenig über seinen Verrat an seinem Herrn, den er als seinen Wohltäter liebte, Vorwürfe gemacht hat. Epileptiker, die schwer unter ihrer Krankheit leiden, sollen nach dem Ausspruch der bedeutendsten Irrenärzte immer geneigt sein zu fortwährender krankhafter Selbstanlage. Sie quälen sich wegen ihrer Schuld mit Gewissensbissen, häufig ohne jede Veranlassung, und übertreiben alles. Und ein solches Geschöpf wird tatsächlich schuldig aus lauter Angst nach allen Einschüchterungen und hintergeht seinen Herrn.

„Außerdem ahnte Smerdjäkoff, daß aus den Auftritten, die sich vor seinen Augen abspielten, nichts Gutes hervorgehen werde. Als der zweite Sohn Fedor Pawlowitschs, Iwan Fedorowitsch, kurz vor der Katastrophe nach Moskau reiste, bat Smerdjäkoff ihn flehentlich, nicht zu verreisen, wagte jedoch in seiner Angst nicht, ihm alle seine Besorgnisse klar und bestimmt mitzuteilen. Er begnügte sich mit Anspielungen,

die indes nicht verstanden wurden. In Iwan Fedorowitsch sah er gewissermaßen seinen Beschützer, gleichsam eine Bürgschaft, daß während seines Verbleibens im Hause kein Unheil geschehen werde. Erinnern Sie sich der Worte in dem Briefe Dimitri Karamasoffs: „Ich werde ihn töten, wenn nur Iwan abreisen würde.“

„Da fährt aber dieser nach Moskau und Smerdjakoff fällt — noch war keine Stunde seit der Abreise vergangen — in einem epileptischen Anfall in den Keller. Ich muß darauf hinweisen, daß Smerdjakoff besonders in den letzten Tagen vor der Katastrophe, in denen ihn seine Furcht sowieso niedergedrückt hat, die Möglichkeit eines baldigen Anfalls sehr stark empfunden hat; pflegt doch ein solcher sich meistens in Augenblicken seelischer Anspannung oder Erregung einzustellen. Tag und Stunde der Anfälle kann man natürlich nicht vorherwissen. Aber jeder Epileptiker fühlt es sehr wohl, ob er zu einem Anfall neigt. Das wird auch von den Ärzten bestätigt.

„Kaum hat Iwan Fedorowitsch das Waterhaus und die Stadt verlassen, da geht Smerdjakoff unter dem Eindrucke seiner völligen Verlassenheit in einer häuslichen Angelegenheit in den Keller. Während er die Treppe hinabsteigt, denkt er: „Werde ich jetzt einen Anfall bekommen oder nicht? Wenn ich ihn sogleich bekomme, was dann?“ Gerade wegen dieses Zweifels und angstvollen Fragens packt ihn auch der Kehlkampf, der dem Anfall stets vorausgeht. In demselben Augenblick stürzt er besinnungslos die Treppe hinunter und auf den Boden des Kellers auf.

„Gerade in diesem natürlichen Zusammentreffen will man eine Verdachtsmöglichkeit erblicken, daß er sich absichtlich krank gestellt habe. Nehmen wir an, er habe es wirklich mit Absicht getan, so erhebt sich sofort die Frage: wozu eigentlich? Von der ärztlichen Wissenschaft will ich nicht reden. Die Wissenschaft kann sich täuschen; die Ärzte haben es nicht verstanden, Echtes von Falschem zu unterscheiden. Aber wozu hätte er sich verstellen sollen? Beantworten Sie mir die eine Frage. Etwa um durch einen Anfall schon vorher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken?

„Im Hause Fedor Pawlowitschs waren in der Mordnacht nur fünf Personen. Erstens Fedor Pawlowitsch selbst — er hat sich nicht selbst erschlagen, das bedarf nicht einmal der Erwähnung. Zweitens sein Diener Grigori — der ist beinahe selbst totgeschlagen worden. Drittens die Frau Grigoris, die Dienerin Marfa Ignatiwna — sie als Mörderin ihres Herrn sich vorzustellen wäre geradezu eine Schande. Es bleiben also nur zwei übrig: der Angeklagte und Smerdjäkoff. Der Angeklagte versichert indes, er habe den Mord nicht begangen. Folglich muß Smerdjäkoff es getan haben; eine andere Lösung der Frage gibt es nicht. Wie man auch suchen wollte, ein anderer Mörder ist nicht da, auf den der leiseste Verdacht fallen könnte.

„Also rührt die Beschuldigung des unglücklichen Schwachsinnigen nur daher, weil man keinen anderen finden kann. Gäbe es auch nur einen Schatten von Verdacht auf einen sechsten Anwesenden, so würde nach meiner Überzeugung selbst der Angeklagte sich geschämt haben, einen Verdacht gegen Smerdjäkoff auch nur auszusprechen. Denn Smerdjäkoff des Mordes zu beschuldigen ist einfach töricht.

„Aber lassen wir das Wissenschaftliche beiseite und nur die Tatsachen sprechen. Smerdjäkoff ist der Mörder, und es fragt sich, wie er den Mord begangen hat. Allein oder zusammen mit dem Angeklagten? Gehen wir zunächst auf die erste Möglichkeit über, daß er allein den Mord ausgeführt hat. Er muß es selbstverständlich aus einem bestimmten Grunde, zu einem besonderen Zwecke getan haben, um einen gewissen Vorteil zu erreichen. Da bei ihm jedoch nicht im geringsten Gründe mitsprechen konnten, wie sie der Angeklagte hatte, nämlich Eifersucht, Haß und ähnliches, so hätte Smerdjäkoff nur des Geldes wegen den Mord begehen können, um sich die dreitausend Rubel anzueignen, von denen er wußte, daß sein Herr sie in einem Umschlage unter sein Kopfkissen gelegt habe; er war ja in dem betreffenden Augenblick zugegen gewesen.

„Nachdem er den Mordplan entworfen hat, teilt er unaufgefordert einem anderen Menschen, der überdies am meisten bei der Sache interessiert ist, dem Angeklagten, alles Nähere

über das Geld mit: wo es liegt, was auf dem Paket geschrieben steht, womit es gebunden ist, und besonders die Zeichen, mittels deren man ins Haus seines Herrn eindringen kann. Wollte er sich damals selbst angeben? Oder sich einen Konkurrenten schaffen, den vielleicht ebenfalls die Lust anzuwandeln könnte, sich das Geld anzueignen? Aber, wird man einwenden, er hat es ihm nur aus Angst mitgeteilt. Kann man von einem Menschen, der sich nicht geschämt hat, eine so verbrecherische Tat zu planen und später auch auszuführen, annehmen, daß er Dinge ausplaudert, die nur ihm bekannt sind und die, wenn er sie nicht ausplaudert, kein Mensch der ganzen Welt je erraten würde? Nein, wie feige auch der Mensch gewesen sein mag, er würde niemals etwas über seinen Mordplan geäußert haben, das Verdacht erregen könnte, am wenigsten etwas von dem Geldpaket und den Zeichen. Damit hätte er sich von vornherein ausgeliefert.

„Vielleicht hätte er sich absichtlich etwas anderes ausgedacht, etwas anderes vorgelogen, wenn einmal Nachrichten von ihm verlangt wurden. Im Gegenteil — wenn er wenigstens von dem Gelde geschwiegen, dann aber den Mord begangen und sich das Geld angeeignet hätte, dann hätte ihn niemand beschuldigen können, wenigstens nicht des Raubmordes. Denn außer ihm hatte niemand das Geld gesehen; außer ihm wußte niemand, daß es bereitgelegt war. Man hätte vielleicht angenommen, er habe es aus irgendeinem unbekanntem Grunde getan.

„Da aber niemand vorher an ihm etwas von solchen Gründen bemerkt hat, hingegen alle wußten, daß sein Herr ihm volles Vertrauen schenkte, so wäre der Verdacht auf jeden anderen eher als auf ihn gefallen, in erster Linie auf den, bei dem man diese Beweggründe voraussetzen konnte, der sogar selbst überall ausgeschrien hat, daß er sie habe. Mit einem Wort: man hätte den Sohn des Erschlagenen verdächtigt, Dimitri Fedorowitsch. Smerdjähoff wäre der Mörder und Dieb gewesen, den Sohn hätte man angeklagt — wäre das für Smerdjähoff nicht sehr vorteilhaft gewesen? Und diesem Sohne Dimitri Fedorowitsch teilt Smerdjähoff, während er

den Mordplan ersinnt, alles Nähere über das Geld und die Zeichen mit. Wie folgerichtig ist das!

„Der Tag kommt, an dem Smerdjakoff seinen Plan ausführen will, und er bekommt einen epileptischen Anfall oder vielmehr, er spielt einen Anfall vor. Wozu tut er das? Selbstverständlich damit der Diener Grigori, der eine Kur vorzunehmen beabsichtigt, dieselbe aufschiebe und das Haus bewache. Und zweitens natürlich zu dem Zweck, damit der Herr, der sich unbewacht wüßte, in seiner Angst, der gefürchtete Sohn könne kommen, sein Mißtrauen und seine Vorsicht verdopple. Schließlicly auch — und das ist der Hauptgrund — damit man ihn aus der Stube neben der Küche, wo er sonst allein schlief und in die ein besonderer Eingang führte, ganz ans andere Ende des Hauses bringe, in Grigoris und Marfas Zimmer, und dort hinter den Verschlag lege, drei Schritte von dem Bette der beiden, wie es immer geschehen ist, wenn er einen Anfall hatte, sowohl auf Fedor Pawlowitschs Anweisung wie auf Marfa Ignatiwnas Wunsch. Und dann höchstwahrscheinlich deswegen, damit er hinter dem Bretterverschlage möglichst natürlich den Kranken spielen, stöhnen, sie also die ganze Nacht immer wieder aufwecken könne, wie es auch nach Grigoris und Marfas Aussagen geschehen ist. Und alles dies nur zu dem einen Zweck, um bequemer aufstehen und den Herrn erschlagen zu können.

„Aber, wird man einwenden, er hat sich gerade deswegen krank gestellt, damit man ihn, den Kranken, nicht verdächtige, dem Angeklagten hat er indes alles Nähere über das Geld und die Zeichen gesagt, um diesen zu verleiten, den Mord zu begehen und dann, wenn jener natürlich nach einigem Lärm, der womöglich noch Zeugen herbeirufen könnte, mit dem Gelde fortgegangen ist, hinzugehen und — ja, was sollte er tun? Ganz einfach, den Herrn nochmals totschlagen und das fortgetragene Geld nochmals forttragen. Sie lachen? Ich schäme mich eigentlich, solche Voraussetzungen auszusprechen. Aber der Angeklagte behauptet es ja geradezu. Als ich schon aus dem Hause hinausgegangen war, Grigori niedergeschlagen und

viel Lärm gemacht hatte, ist er hineingegangen und hat den Raub wie den Mord ausgeführt.'

„Hierauf läßt sich natürlich vieles erwidern. Schon allein die eine Frage, wie Smerdjäkoff gleichsam an den Fingern es hätte ausrechnen und somit vorauswissen können, daß der gereizte und zum äußersten gebrachte Sohn nur zu dem Zweck in den Garten kommen werde, um ehrfürchtig durch das Fenster in das Zimmer zu blicken und trotz des Wissens um die Zeichen sich sitzsam zurückziehen und ihm, dem Diener Smerdjäkoff, die Beute zu überlassen! Ich stelle jetzt nachdrücklich die Frage: Wann war der Augenblick, in dem Smerdjäkoff das Verbrechen begangen hat? Ohne diesen Augenblick kann man ihn nicht beschuldigen.

„Vielleicht aber war der Anfall echt? Der Kranke wachte plötzlich auf, hörte einen Schrei, ging hinaus — und dann? Er sah sich um und sagte sich: ‚Ich will einmal hingehen und den Herrn erschlagen.‘ Woher konnte er wissen, was inzwischen geschehen war? Er hatte doch bis dahin im Bette gelegen. Ich glaube, daß auch die Phantasie eine Grenze hat.

„Ja aber, werden kluge Leute sagen, wenn beide im Einverständnis miteinander gemeinsam den Mord begangen und das Geld geteilt haben?'

„Das ist allerdings eine wichtige Frage, und schwerwiegende Verdachtsgründe scheinen darauf hinzudeuten. Der eine erschlägt und nimmt alle Gefahr auf sich; sein Helfershelfer aber täuscht einen epileptischen Anfall vor — um in allen Argwohn zu erwecken, Argwohn im Herrn und Argwohn in Grigori. Es wäre ungemein interessant zu erfahren, aus welchen Gründen beide Spießgesellen sich einen so verrückten Plan ausgedacht hätten. Doch war es vielleicht keine tätige Mithilfe von seiten Smerdjäkoffs, sondern sozusagen nur eine dulddende. Vielleicht hatte der eingeschüchterte Smerdjäkoff nur eingewilligt, nichts zu tun, um den Mord zu verhindern. So hat er denn in der Voraussicht, daß man ihn schon deswegen bestrafen werde, weil er nichts von dem Plane angegeben, sich dem Morde nicht widersetzt hat, von Dimitri Karamasoff im voraus die Erlaubnis erbeten, während der

ganzen Zeit anscheinend in einem epileptischen Anfalle liegen zu dürfen. ‚Morde du, soviel du willst; ich bleibe davon.‘ Aber Dimitri Karamasoff hätte sich sagen müssen, daß ein Anfall Smerdjäkoffs Unruhe und damit eine gewisse Vorsicht zur Folge haben werde, und wäre selbstverständlich auf eine solche Abmachung nicht eingegangen.

„Doch nehmen wir an, daß er darauf eingegangen ist. Dann wäre Dimitri Karamasoff der direkte Mörder und Anstifter, Smerdjäkoff nicht einmal ein passiver Teilnehmer, sondern nur ein Hehler, der den Mord aus Angst und wider Willen zugelassen hat. Dieser Unterschied wäre jedem klar gewesen. Doch was sehen wir? Kaum ist der Angeklagte verhaftet, so wälzt er schon alle Schuld auf Smerdjäkoff allein. ‚Er hat es allein getan, er hat gemordet und geraubt, seiner Hände Werk ist es.‘ Was sind das für Spießgesellen, von denen der eine den anderen hineinlegen will! So etwas ist noch nie dagewesen!

„Dabei darf man nicht vergessen, wie gefährlich das für Karamasoff gewesen wäre. Er ist der Hauptmörder, jener nur der Hehler, der während der Tat hinter dem Bretterverschlage krank im Bette gelegen hat. Und jetzt will der Mörder alles auf den Hehler abwälzen! Da müßte er sich doch sagen, daß der andere sich ärgern und allein um der Selbsterhaltung willen die ganze Wahrheit aufdecken werde. ‚Wir haben es zusammen getan. Nur habe ich nicht erschlagen, sondern er; ich habe den Mord bloß aus Angst zugelassen.‘ Smerdjäkoff hätte sich sagen müssen, daß das Gericht den Unterschied zwischen dieser und jener Schuld wohl einsehen und demnach auch einen Unterschied in der Strafe machen, daß man ihn freilich verurteilen werde, aber zu einer weit geringeren Strafe als den Hauptmörder, der alles auf ihn abwälzen will. In diesem Falle hätte Smerdjäkoff unwillkürlich seine geringere Schuld eingestanden und den Haupttäter angegeben.

„Das ist aber nicht geschehen. Smerdjäkoff hat nicht die leiseste Andeutung gemacht, die auf eine solche Abmachung schließen ließe. Er hat vielmehr beim Verhör angegeben, daß

er dem Angeklagten von dem Gelde und den Zeichen Mitteilung gemacht hat und jener ohne ihn nichts davon erfahren hätte. Würde er als Helfershelfer des Angeklagten so offen gesagt haben, daß er diesem so etwas mitgeteilt habe? Er hätte im Gegenteil vieles zu verschweigen und die Tatsachen zu entstellen versucht. Er hat aber nichts verschwiegen, nichts entstellt. So kann nur ein Unschuldiger handeln, der nicht zu fürchten braucht, daß man ihn der Teilhaberschaft beschuldigen könne.

„Gestern hat er sich wohl in einem Trübsinnsanfalle wahrscheinlich wegen seines Leidens und der ganzen Katastrophe erhängt. Er hinterließ nur einen Zettel mit den wenigen Worten in seinem eigenartigen Stil: ‚Ich vertilge mich aus eigenem Wunsch und Willen, um niemanden zu beschuldigen.‘ Was hätte es ihm ausgemacht, wenn er hinzugefügt hätte: ‚Der Mörder bin nicht ich, sondern Karamasoff? Das hat er nicht getan. Sollte sein Gewissen, das zu dem einen ausreichte, zum andern nicht ausgereicht haben?‘

„Weiter: Plötzlich ward die Summe von genau dreitausend Rubeln in den Saal gebracht. ‚Das sind dieselben Dreitausend, die in jenem Umschlage, der dort auf dem Tisch bei den Sachbeweisen liegt, Fedor Pawlowitsch geraubt sind; ich habe sie gestern von Smerdjakoff erhalten.‘ Ich will die Einzelheiten des betäubenden Geschehnisses von vorhin nicht wieder auffrischen; nur ein paar unbedeutende Einwendungen will ich dagegen erheben — eben deshalb fallen sie nicht jedem ein und vergessen sich leicht.

„Nehmen wir einmal an: Smerdjakoff hat, von Gewissensbissen gequält, das Geld herausgegeben und sich dann erhängt. Selbstverständlich hat er erst gestern abend Iwan Karamasoff zum erstenmal seine Schuld eingestanden, wie dieser selbst erklärte. Warum hätte er sonst bis jetzt geschwiegen? Smerdjakoff hat eingestanden. Warum hat er denn auf dem hinterlassenen Zettel nicht die ganze Wahrheit enthüllt, obwohl er wußte, daß am nächsten Tage der unschuldig Angeklagte vielleicht verurteilt würde? Dieses Geld allein ist noch kein Beweis.

„Mir und noch zwei anderen Personen hier im Saal ist vor einer Woche ganz zufällig bekannt geworden, daß Iwan Fedorowitsch Karamasoff zwei Papiere über je fünftausend Rubel in die Hauptstadt geschickt hat, um sie einwechseln zu lassen. Das Vorzeigen von dreitausend Rubeln beweist noch nicht ausschlaggebend, daß dieses Geld in dem Umschlage gesteckt hat.

„Und dann: Iwan Karamasoff bleibt nach einer solchen Mitteilung ruhig zu Hause und verschiebt es auf den nächsten Tag. Warum? Ich glaube mich berechtigt, meine Vermutung über diese Frage auszusprechen. Schon vor einer Woche hat er Nahestehenden und auch dem Arzt gestanden, daß er Erscheinungen sehe, Gestorbenen zu begegnen glaube. Am Vorabend des Ausbruches seines Leidens, wahrscheinlich des Wahnsinns, erfährt er unerwartet den Tod Smerdjäkoffs und sagt sich sofort: ‚Der Mann ist jetzt tot. Da kann man die Schuld auf ihn schieben. Auf diese Weise rette ich den Bruder. Geld habe ich ausreichend. Ich nehme dreitausend davon und sage, daß Smerdjäkoff sie mir vor seinem Tode übergeben hat.‘ Sie werden einwenden: es sei unehrenhaft, gegen einen Toten auszusagen, ja, nur zu lügen, und wenn es sich um die Rettung des Bruders handelt. Schön. Aber wenn er unbewußt gelogen hat, wenn er selbst glaubt, daß es so gewesen ist, gerade nachdem er durch den Tod des Dieners in seinem Verstande endgültig gestört war? Sie haben gesehen, in welchem Zustande sich der Mensch befand.

„Und gleich nach seiner verworrenen Aussage folgte die Vorweisung des Briefes, den der Angeklagte zwei Tage vor dem Morde an Fräulein Werchhoffzeff geschrieben hat mit dem ausführlichen Plan des Verbrechens. Wozu suchen wir noch einen Plan und nach anderen Verfassern? Die Tat ist Wort für Wort nach diesem Programm geschehen; und zwar hat sie kein anderer ausgeführt als einzig und allein sein Verfasser.

„Er ist nicht ehrerbietig und ängstlich vom Fenster fortgelaufen und dazu noch in der festen Überzeugung, daß die Geliebte bei dem Vater ist! Das widerspricht jeder Wahrscheinlichkeit! Es ist geradezu töricht. Er ist eingedrungen und

hat der Sache ein Ende gemacht. Wahrscheinlich hat er in auflorender Wut zugeschlagen, als er den Gegenstand seines Hasses, den Nebenbuhler erblickte. Nachdem er ihn erschlagen hatte, vielleicht mit einem einzigen Hiebe seiner mit der Mörserkeule bewaffneten Hand, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie nicht im Hause war, hat er natürlich nicht vergessen, die Hand unter das Kissen zu schieben und das Geld hervorzuziehen.

„Hätte Smerdjäkoff den Umschlag auf dem Fußboden liegen lassen? Nein, so konnte nur ein Mörder handeln, der sich in größter Aufregung befand und daher ohne Überlegung handelte, ein Mörder, der kein Dieb war, der bis dahin noch niemals gestohlen hatte, und der dieses Geld nicht wie ein Dieb stiehlt, sondern wie jemand, der sein ihm gestohlenen Eigentum dem Diebe wieder abnimmt. So dachte Dimitri Karamasoff über die Dreitausend, und dieser Gedanke hatte sich unaustilgbar in seinem Kopfe festgesetzt. Nachdem er das Paket gefunden hat, reißt er sofort den Umschlag auf, um sich zu vergewissern, ob das Geld wirklich darin ist, und läuft dann mit dem Geld in der Tasche aus dem Hause, ohne auch nur daran zu denken, daß er den Umschlag hat liegen lassen, das verhängnisvollste Beweisstück gegen sich. Und das nur deshalb, weil Karamasoff — nicht Smerdjäkoff — nicht mehr überlegen konnte.

„Wie sollte er? Er läuft fort, hört den Ruf des ihm nacheilenden Dieners. Dieser erfaßt ihn, hält ihn fest und stürzt zu Boden, getroffen von der messingenen Mörserkeule. Mitleidig springt der Mörder vom Zaun zu ihm herunter. Denken Sie sich: aus Mitleid will er hinabgesprungen sein, um nachzusehen, ob er ihm nicht helfen könne. War der Augenblick derart, ein solches Mitleid wahrscheinlich zu machen? Nein, er sprang nur herab, sich zu überzeugen, ob der einzige Zeuge seines Verbrechens noch lebe oder tot sei. Jedes andere Gefühl, jeder andere Beweggrund wäre unnatürlich.

„Und bedenken Sie wohl! Er müht sich ernstlich um Grigori; er wischt ihm das Blut ab. Als er sich überzeugt zu haben meint, läuft er, ganz mit Blut besudelt, wie von

Sinnen wieder in das Haus des geliebten Weibes. Hat er nicht daran gedacht, daß er blutig war und daß man ihn ohne weiteres verhaften könne? Aber der Angeklagte versichert uns selbst, daß er das Blut überhaupt nicht bemerkt oder wenigstens gar nicht beachtet hat.

„Das ist sehr glaubwürdig, ja sogar sehr möglich. So pflegt es meistens in solchen Augenblicken mit Verbrechern zu sein. Hier — höllische Berechnung, dort — keine Überlegungsfähigkeit. Er dachte nur an eines: wo war sie? Das mußte er so schnell wie möglich erfahren. So läuft er spurstreichs in ihre Wohnung und erfährt dort das Unerwartete, Niederschmetternde: Sie ist nach Mokroje zu ihrem Früheren gefahren.“

## Der Schluß der Rede des Staatsanwalts. Der Gipfel der Seelentunde. Die jagende Troika

**S**ippolyt Kirillowitsch hatte augenscheinlich eine bestimmte, aufbauende Art der Ausführung gewählt, wie es gewöhnlich bei nervösen Rednern der Fall ist, die absichtlich einen streng abgezirkelten Rahmen suchen, um sich nicht zu früh hinreißen zu lassen. Er kam jetzt ausführlich auf den Früheren zu sprechen und brachte bei dieser Gelegenheit noch einige recht interessante Gedanken vor.

„Dimitri Karamasoff,“ fuhr der Staatsanwalt fort, „der auf jeden bis zur Raserei eifersüchtig gewesen war, ergibt sich dem Früheren gegenüber widerspruchslos und fast augenblicklich in sein Schicksal. Das ist umso sonderbarer, als er früher dieser neuen Gefahr, die ihn in der Gestalt des unerwartet aufgetauchten Nebenbuhlers bedrohte, beinahe gar keine Bedeutung geschenkt hatte. Er war immer der Meinung gewesen, es komme noch lange nicht so weit. Denn Karamasoff lebte nur der Gegenwart, dem Augenblick. Vielleicht hielt er

ihn auch nur für ein Gebilde der Phantasie. Nachdem er aber im Nu begriffen hatte, daß ihm die Geliebte diesen neuen Nebenbuhler nur deswegen verheimlicht und ihn vor wenigen Stunden betrogen hatte, weil der Gegner nichts weniger als in der Einbildung bestand, sondern für sie alles war, ihre ganze Lebenshoffnung, da ergab er sich.

„Dieses in der Seele des Angeklagten hervortretende Gefühl kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Man sollte meinen, er sei unter keinen Umständen dazu fähig gewesen. Doch es machte sich plötzlich geltend in dem unabwiesbaren Bedürfnis nach Wahrheit, in der Achtung vor der Frau, in der Anerkennung der Rechte ihres Herzens. Und wann? In dem Augenblick, als er um ihretwillen seine Hände mit dem Blut des Vaters befleckt hatte. Freilich schrie das vergossene Blut schon nach Rache. Denn er, der seine Seele und sein ganzes Erdenleben durch die Tat ins Unglück gestürzt hatte, mußte sich unwillkürlich fragen, was er war und für sie bedeuten konnte, die er mehr als seine Seele liebte, im Vergleich mit dem Früheren, der reuevoll zu dem Weibe zurückkehrte, das er einmal zugrunde gerichtet hat, mit neuer Liebe, ehrenhaften Anträgen und dem Gelöbniß, ein neues, glückliches Leben zu beginnen. Was konnte aber der Unglückliche ihr jetzt noch bieten?

„Karamasoff begriff alles in einem Augenblick, daß sein Verbrechen ihm alle Wege abgeschnitten hatte und er so gut wie ein zum Tode verurteilter Verbrecher war, nicht aber ein Mensch, der noch ein Leben vor sich hatte! Dieser Gedanke drückte ihn nieder und vernichtete ihn. So gerät er auf einen verzweifeltsten Plan, der bei seinem Charakter nur als einziger Ausweg aus seiner schrecklichen Lage ihm erscheinen kann. Das ist der Selbstmord.

„Er läuft nach seinen Pistolen, die er beim Beamten Perchotin versteckt hat. Zuerst reißt er unterwegs während des Laufens sein ganzes Geld, um dessentwillen er seine Hände mit Blut befleckt hat, aus der Tasche. Geld braucht er jetzt mehr als alles andere. Karamasoff stirbt, Karamasoff erschießt sich. Nicht umsonst ist er eine dichterisch veranlagte

Natur; nicht umsonst hat er sein Leben gelebt, als sei es ein Licht, das man an beiden Enden zugleich brennen lassen kann.

„Zu ihr! Dort werde ich ein Fest geben, wie es noch keines gegeben hat, von dem man noch lange erzählen soll. Mitten im wilden Lärm, bei ausgelassenen Liedern und Tänzen, will ich auf ihr Wohl den Becher erheben, das Wohl des vergötterten Weibes ausbringen, einen Glückwunsch zu ihrem neuen Glück, und dann falle ich vor ihr nieder, zerschmettere mir vor ihren Füßen den Schädel und richte mich so selbst. Dann wird sie manchmal an Mitja Karamasoff denken, wird einsehen, wie Mitja sie geliebt hat; und wie leid wird es ihr um Mitja tun!“

„Darin liegt viel Begeisterung, viel Karamasoff'sche Zügellosigkeit und viel Karamasoff'scher Gefühlsüberschwang, aber auch noch etwas anderes, das in der Seele schreit, unermüdet im Gehirn pocht und das Herz tödlich vergiftet. Das ist das Gewissen mit seinen unablässigen Sorgen! Doch die Pistole sühnt alles; sie ist der einzige Ausweg, einen anderen gibt es nicht. Ob Karamasoff daran gedacht hat, was drüben sein wird, ob er überhaupt darüber nachdenken kann? Nein.“

Hierauf führte Hippolyt bis in alle Einzelheiten die von Mitja getroffenen Maßnahmen vor: Die Szene bei Perchotin, bei Plotnikoffs in der Kolonialwarenhandlung und später bei Andrei. Eine Menge Worte, Aussprüche, Bewegungen führte er an, die alle von Zeugen bestätigt waren. Das Bild wirkte unglaublich auf die Überzeugung der Zuhörer. Die Schuld des fast besinnungslos hastenden, sich überhaupt nicht mehr beherrschenden Menschen trat so deutlich hervor, daß jeder Zweifel ausgeschlossen schien.

„Wozu sollte er sich noch beherrschen?“ fragte Hippolyt Kirillowitsch. Zwei- oder dreimal hat er seine Schuld ganz offen eingestanden, jedenfalls angedeutet, ohne die Sätze zu Ende zu sprechen.“ Hier folgen die Zeugenaussagen. „Dem Andrei, der ihn nach Mokraje fuhr, hat er unterwegs sogar zugerufen: „Weißt du auch, daß du einen Mörder fährst?“ Doch konnte er sich nicht ganz aussprechen. Erst mußte er nach Mokraje kommen, erst dort kam das Ende.“

„Was erwartet aber den Unglücklichen in Mokroje? Vom ersten Augenblick an erkennt er deutlich, daß sein Nebenbuhler durchaus nicht mehr so fest im Sattel sitzt und daß ein Glückwunsch zu dem neuen Glück von ihm überhaupt nicht verlangt wird. Sie kennen ja die Tatsachen aus der gerichtlichen Untersuchung. Der Triumph über seinen Nebenbuhler wird immer augenscheinlicher, wird unzweifelhaft.

„Da erhebt sich in seiner Seele eine ganz neue Qual, und zwar die schrecklichste, die sie durchlebt hat und je durchleben wird! In diesem Falle kann man mit Recht sagen,“ rief Hippolyt Kirillowitsch, „daß die beschimpfte Natur und das verbrecherische Herz vollstündigere Rache geübt haben, als jedes andere irdische Gericht sie üben könnte. Und nicht nur das! Das Gericht und die irdische Strafe erleichtern sogar die Strafe der Natur, sind für die Seele des Verbrechers eine Linderung, ihr unentbehrlich; sie sind die einzige Rettung vor der Verzweiflung. Ich vermag mir das Entsetzen und die seelischen Leiden Karamasoffs gar nicht vorzustellen, als er erkannte, daß sie ihn liebt, um seinerwillen den „Früheren“ zurückweist, ihn zu sich ruft und mit ihm ein neues glückliches Leben beginnen will. Und wann? Als für ihn schon alles zu Ende und nichts mehr möglich ist!

„Bei der Gelegenheit will ich eine sehr wichtige Bemerkung zur Erklärung der wirklichen Lage des Angeklagten machen. Dieses Weib war bis zum Zeitpunkt der Verhaftung ein für ihn unerreichbares Glück gewesen, ein leidenschaftlich ersehntes, aber unerreichbares Geschöpf. Warum erschießt er sich nicht sofort? warum schiebt er die Ausführung seiner Absicht hinaus? warum vergift er sogar, wo seine Pistole liegt? Sein zügelloses Liebesverlangen und die Hoffnung, es schon dort stillen zu können, hält ihn noch zurück. Im Lärm des Festes sieht er nur seine Geliebte; sie trinkt mit ihm und erscheint ihm schöner und verführerischer als je. Er weicht keinen Schritt von ihr, er kann sich nicht satt sehen an ihr. Dieses leidenschaftliche Verlangen konnte für eine Weile nicht nur die Angst vor der Verhaftung, sondern selbst die Gewissensbisse unterdrücken! Aber nur für eine Weile!

„Ich denke mir den damaligen Seelenzustand des Verbrechers in der zweifellos sklavischen Unterordnung unter die Elemente. Das sind erstens: seine Trunkenheit, das Toben und der Lärm, das Stampfen des Tanzes, der Gesang der Lieder und sie, die vom Wein gerötet ist, die gleichfalls singt und tanzt, die trunken ist und ihm zulächelt. Zweitens: der ermutigende Gedanke, daß die Entscheidung noch weit, weit vor ihm liegt oder wenigstens nicht gerade ganz nahe ist; höchstens erst am nächsten Morgen kann man kommen und ihn festnehmen. Folglich bleiben immer noch ein paar Stunden bis dahin; das ist aber unendlich viel. In ein paar Stunden kann man sich viel ausdenken. Es will mich bedünken, als sei es ihm ergangen wie einem Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wird. Noch hat er eine lange, lange Strecke vor sich; im Schritt geht es an den Tausenden von Gaffern vorüber; dann biegt man in eine andere Straße ein, und erst an ihrem Ende liegt der furchtbare Platz. Ich glaube, dem auf dem Karren sitzenden Verbrecher muß es zu Anfang der Fahrt scheinen, als habe er noch ein unendlich langes Leben vor sich. Aber die Häuser treten zurück, der Karren zieht an ihnen vorüber. Doch das will nicht viel sagen. Bis zur Straßenecke ist es noch so weit. Er sieht munter nach beiden Seiten auf die Neugierigen, die starr mit den Blicken an ihm hängen, und es scheint ihm immer noch, als sei er ein Mensch wie sie. Da biegt er ein in die andere Straße. Doch das macht nichts. Noch eine ganze Straße liegt vor ihm. Wieviel Häuser auch zurückbleiben, er denkt: ‚Es sind noch viele Häuser vor mir.‘ So geht es weiter bis zum Platz.

„So war es, denke ich mir, auch mit Karamasoff. ‚Noch hat man nicht die rechte Zeit gehabt; Mokroje liegt auch nicht so nahe; ich kann mir noch so manches ausdenken; noch habe ich Zeit genug, mir einen Plan auszudenken, wie ich mich aus der Geschichte herausziehe. Aber jetzt — wie wunderschön sie ist!‘ Dunkel und unheimlich ist es in seiner Seele. Aber es gelingt ihm, die Hälfte seines Geldes irgendwo zu verstecken. Anders vermag ich mir das Verschwinden der Dreitausend, die er dem Vater geraubt hat, nicht zu erklären. Nicht zum

erstermal ist er in Mokroje; er hat schon einmal zwei Tage lang dort in Saus und Braus zugebracht. Das alte, große, hölzerne Haus kennt er genau, alle Galerien, alle Scheunen und Schuppen. Ich bin nämlich überzeugt, daß er die eine Hälfte des Geldes irgendwo untergebracht hat und zwar kurz vor seiner Verhaftung in diesem Hause in einer Spalte, einer Nische, unter einem verfaulten Balken, in einer Ecke, vielleicht gar unter dem Dach.

„Wo zu? Die Katastrophe kann jeden Augenblick hereinbrechen. Er hat es sich zwar noch nicht überlegt, wie er ihr entgegentreten soll, er hat noch keine Zeit dazu; denn zu ihr zieht es ihn. Das Geld aber kann man in jeder Lebenslage brauchen. Ein Mensch mit Geld ist überall ein Mensch. Scheint Ihnen ein solches Überlegen in diesem Augenblick unnatürlich? Er selbst versichert doch, daß er vor einem Monat in einem ebenso aufregenden, schicksalsschweren Augenblick von dreitausend die Hälfte abgezählt und in ein Stück Zeug eingenäht habe. Wenn es auch nicht wahr ist, was ich sogleich beweisen werde, so ist dieser Gedanke Karamasoff nicht fremd; er hat ihn schon einmal erwogen. Als er später dem Untersuchungsrichter erklärte: er habe die fünfzehnhundert in ein Säckchen — das niemals existiert hat — eingenäht, da hatte er sich diese Geschichte mit dem Säckchen vielleicht erst in demselben Augenblick ausgedacht. Jedenfalls war ihm zwei Stunden vorher beim Abteilen der Hälfte des Geldes der nämliche Gedanke gekommen. Doch hatte er infolge einer glücklichen Eingebung vorgezogen, das Geld lieber bis zum Morgen dort im Hause zu verstecken, als bei sich zu behalten.

„Zwei Abgründe. Sie erinnern sich, daß Karamasoff zu gleicher Zeit beide zu erfassen vermag. Wir haben in jenem Hause überall nach dem Geld gesucht, aber nichts gefunden. Vielleicht ist das Geld noch dort, vielleicht am Tage nach der Verhaftung schon verschwunden und befindet sich noch jetzt irgendwie im Besitz des Angeklagten.

„Jedenfalls ist er neben ihr verhaftet worden, vor ihr kniend. Sie lag auf dem Bette; er hatte seine Hände zu ihr emporgestreckt und dermaßen alles vergessen, daß er nicht

einmal das Kommen der Obrigkeit und ihr Eintreten ins Zimmer hörte. Noch hatte er nichts zur Antwort vorbereitet. Er wurde völlig überrascht.

„Jetzt steht er vor seinen Richtern, die über sein Leben zu entscheiden haben. Es gibt Augenblicke, in denen uns fast ein Grauen packt vor Mitleid mit dem Menschen. Das sind die Augenblicke, in denen uns jenes furchtbare Entsetzen anstarrt — wenn der Verbrecher schon einsieht, daß alles für ihn verloren ist, und trotzdem noch kämpft, trotzdem mit seinem Richter bis zur äußersten Verzweiflung ringen will. Das sind die Augenblicke, in denen sich der ganze Wille der Selbsterhaltung in ihm erhebt und er in seiner Angst uns mit durchbohrendem, flehendem Blick ansieht, in denen er unsere Gedanken zu erraten sucht, darauf wartet, von welcher Seite wir ihn wohl anfassen werden, und in seinem Kopfe tausend neue Pläne ersinnt; und doch scheut er sich zu reden aus Furcht, sich zu versprechen. Diese demütigendsten Augenblicke für eine Menschenseele, dieser Gang durch alle Höllenqualen sind furchtbar anzusehen! Sie erschüttern zuweilen den Richter und rufen das Mitleid in ihm wach.

„Dieses Entsetzen haben wir damals gesehen. Ganz zuerst war er vollkommen betäubt und entschlüpfen ihm im Schreck einige Worte, die sehr gegen ihn sprachen. ‚Blut! Ich habe es verdient!‘ waren seine ersten Worte. Doch er besann sich schnell. Was er antworten sollte, wußte er noch nicht, hatte noch nichts vorbereitet außer die eine allgemeine Ablehnung: ‚Am Tode meines Vaters bin ich unschuldig!‘ Das ist vorläufig sein Zaun.

„Er beeilt sich, unseren Fragen zuvorzukommen und seinen ersten, schwerwiegenden Worten einen anderen Sinn unterzuschoben, indem er erklärt: er nenne sich schuldig am Tode Grigoris. ‚An diesem Blute trage ich die Schuld. Wer aber hat den Vater erschlagen? Wer hat das tun können, wenn nicht ich?‘ So fragt er uns, die wir mit derselben Frage zu ihm gekommen sind. Beachten sie die kleine, vorausseilende Bemerkung: ‚wenn nicht ich,‘ diese geriebene Schlaueit, diese Karamasoffische Ungeduld! Nicht ich bin es gewesen, so etwas

darf man nicht zu denken wagen. Ich wollte ihn erschlagen, gesteht er schnell ein, aber trotzdem bin ich unschuldig, ich habe ihn nicht erschlagen. Er gibt also zu, daß er habe erschlagen wollen; dafür verlangt er aber, daß man ihm schneller das andere glaubt, er habe ihn nicht erschlagen. In solchen Fällen kann der Verbrecher zuweilen unglaublich leichtsinnig und leichtgläubig sein.

„Möglich wird an ihn wie ganz zufällig die Frage gestellt: ‚Sollte nicht vielleicht Smerdjakoff der Mörder sein?‘ Da kam es, wie wir erwartet hatten. Es ärgerte ihn maßlos, daß wir ihm zuvor gekommen waren, daß er noch keine Zeit gefunden hatte, sich vorzubereiten, den Augenblick zu wählen, wann es am glaubwürdigsten und für ihn am vorteilhaftesten sei, mit Smerdjakoff herauszurücken. Seiner Natur nach fiel er sofort ins Gegenteil und bemühte sich, uns mit allen Mitteln zu überzeugen, daß Smerdjakoff nicht habe erschlagen können, daß er dazu überhaupt nicht fähig sei.

„Glauben Sie aber seiner scheinbaren Überzeugung nicht; es ist nur Schlaueit von ihm. Er gibt den Gedanken, Smerdjakoff auszuspielen, noch lange nicht auf. Er wird ihn schon auspielen. Wen sollte er sonst beschuldigen? Nur wird er es zu anderer Zeit tun.

„Vorläufig beharrt er in finsterner, gereizter Ablehnung. Erbitterung und Zorn geben ihm die unwahrscheinlichste Schilderung ein, wie er ins Zimmer des Vaters hineingeschaut habe und ehrerbietig wieder davongegangen sei. Das Wichtigste ist, daß er die Sachlage nicht kennt, nicht weiß, was der wieder zu sich gekommene Grigori ausgesagt hat.

„Wir gehen zu seiner Durchsuchung über. Sie empört ihn wohl, gibt ihm aber auch wieder Mut. Die ganze Summe hat man nicht gefunden, sondern nur fünfzehnhundert Rubel. Selbstverständlich kommt ihm da erst der Gedanke von dem früher eingenähten Gelde. Zweifellos empfindet er selbst die ganze Unwahrscheinlichkeit seiner Erfindung und quält sich entsetzlich, wie er sie glaubhaft machen könne.

„In solchen Fällen ist erste Bedingung, daß man den Verbrecher überrumpelt, damit er seine vielversprechenden, ge-

heimen Pläne ganz offen darlege und damit ihre Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten noch auffallender hervortreten lasse. Zum Sprechen kann man den Verbrecher nur bringen durch die plötzliche, anscheinend unbeabsichtigte Mitteilung einer neuen Tatsache, eines besonderen Umstandes, dessen Bedeutung erdrückend ist, den er bis dahin gar nicht gewahrt, überhaupt nicht vorausgesetzt hat.

„Eine solche Tatsache hatten wir schon lange in Bereitschaft. Es war die Aussage des Dieners Grigori über die offene Tür, durch die der Angeklagte aus dem Hause hinausgelaufen ist. Die hatte er ganz vergessen und nicht einmal daran gedacht, daß Grigori sie sehen könne. Die Wirkung war die erwartete. Er sprang auf mit dem Rufe: ‚Smerdjäkoff hat es getan!‘ Sofort kam er mit seinem geheimen Plan heraus und gibt ihn in der unwahrscheinlichsten Form zum besten. Denn Smerdjäkoff hätte den Alten nur erschlagen können, nachdem der Angeklagte Grigori niedergeschlagen hatte und fortgelaufen war. Als wir ihm aber mitteilten, daß Grigori die offene Tür gesehen und Smerdjäkoff beim Verlassen seines Schlafzimmers hinter dem Bretterverschlage habe stöhnen hören, da war Karamasoff wie zerschmettert. Mein Kollege, der ehrenwerte, scharfsinnige Nikolai Parfenowitsch, hat mir später erklärt, er habe ihn damals bis zu Tränen bemitleidet.

„Jetzt erzählt er uns von dem berühmten Säckchen, in das er das Geld eingenäht und das er am Halse getragen haben will. Ich habe Ihnen schon gesagt, warum ich diese seine Erfindung nicht für eine Anekdote, sondern für die unwahrscheinlichste Erdichtung halte, die man sich nur denken kann. Selbst wenn man einen Wettbewerb veranstalten wollte, etwas noch Unwahrscheinlicheres auszudenken, würde man sicherlich nichts finden, was jene Erzählung noch übertrumpfte. In einem solchen Falle kann man den Erfinder vor allem mit den Einzelheiten schlagen, an denen die Wirklichkeit so reich ist, die aber von diesem unglücklichen, unfreiwilligen Dichtern als völlig belanglose Kleinigkeiten unbeachtet gelassen werden. Ihr Verstand schafft ein großartiges Ganzes, und da wagt man, ihnen

mit diesen Kleinigkeiten zu kommen. Aber gerade in dieser Falle fängt man sie.

„Man fragt den Angeklagten: ‚Woher haben Sie den Stoff zum Säckchen genommen? Wer hat ihn genäht?‘ — ‚Ich habe ihn selbst genäht.‘ — ‚Woher haben Sie das Zeug dazu genommen?‘ Dadurch fühlt sich der Angeklagte schon gekränkt. Er glaubt im Ernst: man wolle sich über ihn lustig machen. — ‚Ich habe von einem meiner Hemden ein Stück abgerissen.‘ — ‚Ausgezeichnet! Da werden wir morgen unter Ihrer Wäsche ein Hemd finden, von dem ein Stück abgerissen ist.‘ — ‚Hätten wir dieses Hemd gefunden — und wir hätten es sicherlich in einem Koffer oder in der Kommode gefunden, wenn es tatsächlich existierte — so wäre es ein greifbarer Beweis zugunsten des Angeklagten gewesen, wenn auch nur ein schwacher Beweis für die Wahrheit seiner Aussage.‘

„Darauf scheint er gar nicht zu verfallen. — ‚Ich erinnere mich nicht mehr. Vielleicht riß ich das Stück gar nicht von meinem Hemde ab. Nein, ich nähte das Geld in die Haube meiner Hauswirtin.‘ — ‚In was für eine Haube?‘ — ‚Ich hatte sie ihr einmal weggenommen. Sie lag irgendwo umher; es war ein alter Kattunlappen.‘ — ‚Sie erinnern sich dessen genau?‘ — ‚Nein, genau nicht mehr.‘ — Dabei ärgerte er sich schrecklich.

„Wie kann er es aber so schnell vergessen haben? Gerade diese kleinen Nebensächlichkeiten prägen sich dem Gedächtnis des Menschen am schärfsten ein, und an sie erinnert er sich später am deutlichsten. Der Verbrecher, der zum Nichtplatz geführt wird, vergißt zuweilen alles; aber ein flüchtig bemerktes grünes Dach, eine Dohle auf einem Kreuz behält er. Als der Angeklagte das Zeugstückchen zusammennähte, wollte er sich nicht von den Hausbewohnern überraschen lassen und verbarg sich deshalb. So mußte er sich erinnern, wie er mit der Nadel in der Hand gespannt Obacht gab, ob jemand zu ihm hereinkomme, wie er beim ersten Geräusch aufsprang, um hinter den Vorhang zu flüchten.

„Aber weshalb verweile ich so lange bei diesen Nebensachen?“ unterbrach sich Hippolyt Kirillowitsch. „Nur darum,

weil der Angeklagte noch heute nicht von dieser abgeschmackten Erfindung abgeht. Während dieser beiden letzten Monate hat er nichts mehr zu erklären vermocht, seit jener Nacht zu seinen früheren phantastischen Aussagen nichts mehr hinzugefügt.

„Wie gerne würden wir daran glauben, und wenn auch nur auf sein Ehrenwort! Dürsten wir denn nach Menschenblut? Geben Sie uns nur eine Tatsache zu Gunsten des Angeklagten, und wir werden uns darüber freuen. Selbstverständlich muß es eine greifbare Tatsache sein, nicht nur eine Folgerung aus der Miene des Angeklagten oder eine Behauptung wie die: daß er mit dem Schlag auf die Brust nur habe auf das Geldsäckchen hinweisen wollen, und dazu noch in der Dunkelheit. Ich würde mich sofort beeilen, meine Anklage zurückzuziehen. Jetzt aber besteh' ich darauf, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe. Denn von dem Gesagten kann ich kein Wort zurücknehmen.“

Hippolyt Kirillowitsch ging zum Schluß über. Wie im Fieber verlangte er laut Sühne für das vergossene Blut, für das Blut des Vaters, den der Sohn erschlagen hatte, um ihn in der gemeinsten Weise zu berauben. Unerbittlich wies er auf das verhängnisvolle Zusammentreffen der Tatsachen hin.

„Was Sie auch von dem Verteidiger des Angeklagten hören mögen, dessen Talent allgemein bekannt ist“ — Hippolyt Kirillowitsch konnte sich die Bemerkung nicht verbeißen — „wie beredt und zu Herzen gehend er auch sprechen mag, vergessen Sie nicht, daß Sie sich im Heiligtum der Gerechtigkeit befinden. Vergessen Sie nicht, daß Sie die Verteidiger der Wahrheit sind, die Verteidiger des heiligen Rußland, die Verteidiger der Familie und alles Heiligen! In diesem Augenblick vertreten Sie ganz Rußland. Ihr Urteil wird nicht nur in diesem Saale erschallen; über ganz Rußland hin wird es erklingen, und ganz Rußland wird Ihre Worte vernehmen. Durch Ihren Urteilspruch wird es ermutigt oder niedergebeugt werden. Enttäuschen Sie nicht seine Erwartungen.“

„Die Troika unseres Schicksals jagt dahin — vielleicht kopfüber ins Verderben. Schon lange tritt man der rasenden

Troika entgegen, um die wahnsinnige Fahrt aufzuhalten. Wenn auch die anderen Völker dem blinddahinstürmenden Wagen ausgewichen sind, so haben sie es aus Entsetzen, nicht aus Ehrerbietung getan. Es ist gut, daß sie sich abwenden. Was aber, wenn sie sich wie eine geschlossene Mauer der Erscheinung in den Weg stellen, um der wahnsinnigen, wilden Jagd Einhalt zu tun, um sich selbst, die ganze Aufklärung und Bildung zu retten! Schon ertönen solche Stimmen aus Europa herüber. Fordern Sie nichts heraus, indem Sie den Mord des Vaters durch den leiblichen Sohn gutheißen!“

Hippolyt Kirillowitsch hatte sich schon vorher nicht wenig hinreißen lassen. Aber ihren Höhepunkt erreichte die Rede am Schlusse, und ihr Eindruck war wirklich außerordentlich. Er selbst ging, kaum daß er sie beendet hatte, eiligst hinaus und soll im anstößenden Zimmer beinahe in Ohnmacht gefallen sein. Die Zuhörer klatschten nicht Beifall, aber die ernst denkenden Leute waren befriedigt. Die Damen waren es weniger; doch hatte auch ihnen seine Beredsamkeit gefallen, um so mehr als ihnen das schließliche Ergebnis nicht zweifelhaft war und sie alles von Fetjukowitsch erwarteten.

„Wenn er das Wort ergreift, besiegt er alle.“

Zunächst wandten sich aller Augen Mitja zu; man betrachtete ihn gespannt. Während der ganzen Rede hatte er teilnahmslos dagefessen, die Arme gekreuzt, die Zähne zusammengebissen und den Blick gesenkt. Nur dann und wann hatte er den Kopf leicht erhoben und aufgehört, besonders als der Staatsanwalt von Gruschenka sprach. Bei der Erwähnung von Rakitins Bemerkung über sie war ein verächtliches Lächeln auf Mitjas Lippen erschienen. Als aber Hippolyt Kirillowitsch darauf zu sprechen kam, wie er ihn in Mokroje ausgefragt und gequält hatte, blickte er aufmerksam den Redner an. An einer Stelle hatte es den Anschein, als wolle er aufspringen und etwas dazwischenrufen. Doch bezwang er sich und zuckte nur mit der Achsel.

Über den Schluß der Anklagerede, besonders über das Vorgehen des Staatsanwalts beim ersten Verhör in Mokroje

wurde später viel gesprochen und bei der Gelegenheit auch über Hippolyt Kirillowitsch gelacht.

„Der gute Mann konnte seine Leistung nicht stillschweigend übergehen,“ heißt es; „man hätte ihn sonst leicht unterschätzt.“

Die Sitzung wurde unterbrochen, aber nur auf höchstens zwanzig Minuten. Die Zuhörer unterhielten sich lebhaft während der Zeit, und verschiedene Meinungen wurden geäußert.

„Eine tüchtige Rede,“ bemerkte mit krausgezogener Stirn ein Herr.

„Gelehrsamkeit hat er hinreichend daran gewandt,“ meinte ein anderer.

„Aber was er sagt, ist alles wahr, unantastbar wahr!“

„Ja, das versteht er.“

„Er hat die Summe aus dem Ganzen gezogen.“

„Das gilt auch uns,“ ließ sich ein dritter vernehmen. „Erinnern Sie sich, wie er zu Anfang der Rede sagte: alle seien wie Fedor Pawlowitsch!“

„Zum Schluß wiederholte er es. Aber darum braucht es nicht wahr zu sein.“

„Stellenweise war es auch etwas unklar.“

„Und reichlich aufgeregt.“

„Wenn man's genau nimmt, war es unangebracht.“

„Das kann man schließlich nicht sagen; er hat es immerhin geschickt gemacht. Lange genug hat der Mann gewartet. Jetzt hat er endlich mal die Gelegenheit gehabt, sich auszusprechen.“

„Wer weiß, was der Verteidiger sagt.“

In einer anderen Gruppe äußerte man sich folgendermaßen:

„Auch den Petersburger konnte er nicht ungeschoren lassen. Seine Bemerkung war ganz überflüssig.“

„Da haben Sie recht.“

„Er hatte es zu eilig.“

„Ein nervöser Herr.“

„Wir haben gut lachen. Wie muß aber dem Angeklagten zumute sein?“

„Allerdings, wie mag es in Mitja aussehen?“

„Was, meinen Sie, wird der Verteidiger sagen?“

In einer dritten Gruppe hörte man:

„Das haben sie doch famos gemacht, wie sie ihn in Mokroje eingefangen haben!“

„Das läßt sich nicht bestreiten. Darum hat er es hier erzählt. Wie oft er es wohl seinen Bekannten zum besten gegeben hat!“

„Auch jetzt mußte es wieder herhalten. Der reinste Eigendünkel!“

„Ein empfindlicher Herr!“

„Er fühlt sich sehr leicht gekränkt! Viele Redensarten!“

„Und will uns angst machen. Wir sollen es nicht vergessen.“

„Den Advokaten fürchtet er.“

„Weiß Gott, was Fetjukowitsch sagen wird!“

„Mag er reden, was er will. Unsere Bauernköpfe redet er nicht unter den Tisch.“

„Meinen Sie?“

In einer vierten Gruppe:

„Was er von der Troika sagte, war gut. Weißt du, als er sagte: Die Völker würden nicht warten.“

„Wieso?“

„Im englischen Parlament hat schon neulich ein Mitglied die Minister gefragt, ob es nicht an der Zeit sei, in die Verhältnisse der barbarischen Nation einzugreifen und ihr Bildung beizubringen. Damit meinte er uns. Darauf hat Hippolyt angespielt. Noch vor acht Tagen sprach er davon.“

„Noch hat der Fuchs den Braten nicht.“

„Welchen Braten? Wieso nicht?“

„Wenn wir ihnen Kronstadt verschließen und kein Korn geben — wo wollen sie es hernehmen?“

„Aus Amerika! Jetzt nehmen sie alles aus Amerika.“

„Rede keinen Unsinn!“

Da ertönte die Glocke, und alles stürzte auf die Plätze. Fetjukowitsch machte sich fertig.

## Die Rede des Verteidigers. Ein Stock hat zwei Enden

**A**lles verstummte, als die ersten Worte des berühmten Redners erklangen. Wie gebannt hingen die Lippen an ihm. Er begann ganz einfach ohne den geringsten Ansaß zur Überschwenglichkeit, wie ein Mensch, der im Freundeskreise das Wort ergriffen hat. Seine Stimme war voll und angenehm; es klang sogar etwas Aufrechtiges und Treuherziges durch. Doch schon nach den ersten Worten fühlten alle, daß der Redner mit ungeahnter Kraft die Herzen treffen konnte. Er redete vielleicht weniger kunstgerecht als Hippolyt Kirillowitsch, vielleicht sogar sprachlich nicht ganz korrekt, dafür aber nicht in langen Sätzen und eigentlich noch bestimmter.

Nur eines mißfiel anfangs den Damen. Er krümmte so absonderlich den Rücken, besonders als er zu reden begann. Es waren keine Verbeugungen; er schien vielmehr nach seinen Zuhörern hinzustreben und bog dabei die obere Hälfte des Rückens nach vorn, als befände sich in seiner Mitte ein Gelenk, so daß sich das Rückgrat fast unter einem rechten Winkel zu biegen vermochte.

Die ersten Worte waren wie abgehakt, die Sätze ohne rechten inneren Zusammenhang. Er griff die Tatsachen auf, wie sie ihm in den Sinn kamen. Zuguterlekt entstand doch ein abgerundetes Ganzes. Seine Rede konnte man in zwei Teile zerlegen. Der erste Teil gab nicht ohne boshafte Bemerkungen eine Wiederholung der Anklage. Im zweiten Teil änderte er plötzlich seinen Ton und verlieh seinen Worten eine eindringliche Gewalt, daß der ganze Saal, der nur darauf gewartet zu haben schien, vor Begeisterung erbebte.

Er begann damit, daß das Feld seiner Tätigkeit eigentlich Petersburg sei. Doch sei er nicht zum erstenmal dem Ruf in eine andere Stadt gefolgt, um einen Angeklagten zu verteidigen. Er tue es indes nur, wenn er von der Unschuld des Be-

treffenden überzeugt sei oder glaube, sie im voraus als mindestens sehr wahrscheinlich annehmen zu dürfen.

„Das war auch hier der Fall. Schon aus den ersten Zeitungsnachrichten las ich etwas heraus, das sehr zugunsten des Angeklagten sprach. Vor allem interessirt mich eine bestimmte Tatsache, die sich in der Gerichtspraxis häufig wiederholt, aber niemals so eigenartig zu Tage getreten ist wie im vorliegenden Fall. Diese Tatsache müßte ich eigentlich an das Ende meiner Rede stellen, wenn ich alles zusammenfasse. Doch will ich den Gedanken schon am Anfang aussprechen. Es ist einmal meine Schwäche, die Sache fest anzufassen, ohne erst um sie herumzugehen, ohne Wirkungen vorzubereiten und die tiefen Eindrücke bis zuletzt aufzusparen. Es ist vielleicht nicht klug gehandelt; aber ich gehe offen vor.

„Dieser mein Hauptgedanke geht dahin: Es gibt eine erdrückende Menge von Beweisen, die alle gegen den Angeklagten sprechen, und trotzdem gibt es keinen einzigen Beweis, der wirklich stichhaltig ist, sobald man ihn für sich ins Auge faßt. Je länger ich die Nachrichten der Zeitungen über diesen Mord verfolgte, desto mehr wurde ich in meiner Ansicht bekräftigt. Da erhielt ich von den Verwandten des Angeklagten die Aufforderung, seine Verteidigung zu übernehmen. Ich reiste sofort hierher und überzeugte mich endgültig von der Richtigkeit meiner Annahme. So habe ich denn die Verteidigung übernommen, um die gefährliche Verkettung von Thaten zu zerstören und das Phantastische, Unbewiesene jedes einzelnen klarzulegen.“

Nach dieser vorangeschickten Erklärung fuhr der Verteidiger dann fort:

„Als Fremder bin ich hergekommen und habe alle Eindrücke ohne Voreingenommenheit auf mich wirken lassen. Der Angeklagte, wild und zügellos, war mit mir vorher nicht zusammengeraten wie vielleicht mit vielen in dieser Stadt, die deshalb im voraus ihm feindselig gesonnen sind. Die hiesige Gesellschaft hat sich mit Recht beleidigt gefühlt. Der Angeklagte kennt in seinem Auftreten keine Grenze. Trotzdem hat die Gesellschaft ihn willig aufgenommen; auch im Hause des

verehrten Anklägers hat er ein freundliches Entgegenkommen gefunden.“

Bei diesen Worten lachten einzelne leise auf, wenn sie es auch schnell unterdrückten, doch hatten es alle gehört. Man wußte, daß Hippolyt Kirillowitsch Mitja nicht gern bei sich empfangen hatte, weil er seiner Frau interessant erschienen war. Sie war eine höchst achtbare Dame, nur etwas sonderbar in ihrem Wesen, und sie widersetzte sich vornehmlich in Kleinigkeiten gern ihrem Manne. Übrigens war Mitja nur selten bei ihnen gewesen.

„Trotzdem wage ich zu behaupten,“ fuhr der Verteidiger fort, „daß sich bei einem so gerecht urteilenden Charakter, wie es mein verehrter Widersacher ist, ein gewisses unzutreffendes Urteil gegen meinen unglücklichen Klienten herausgebildet hat. Das ist natürlich. Der Unglückliche hat es nur zu sehr verdient, daß man gegen ihn ein Vorurteil faßte.“

„Gewiß haben wir in der ausgezeichneten Anklagerede eine strenge Zergliederung des Charakters und des Tuns des Angeklagten erhalten. Sie verfuhr streng kritisch und enthüllte vor uns Tiefen, um uns das Wesen der Sache zu erklären, in die einzudringen bei dem geringsten absichtlich und böswillig vorurteilsvollen Verhalten zur Person des Angeklagten unmöglich gewesen wäre. Aber es gibt Dinge, schlimmer und verderblicher als selbst eine absichtlich vor-gefaßte Gehässigkeit im Verhalten zur Sache. Das trifft zu, wenn ein gewisses künstlerisches Spiel oder das Bedürfnis nach künstlerischem Schaffen verlockt, sozusagen einen Fall zu einem Roman auszuspinnen, zumal wenn reiche seelenkundliche Gaben verliehen sind. Schon in Petersburg machte man mich aufmerksam, daß ich hier als Gegner einen tiefen Seelenkundigen finden würde, der durch seine Fähigkeiten einen besonderen Ruf in unserer Wissenschaft erworben hat. Mir ist die Seelenkunde wohl von großer Bedeutung. Aber sie gleicht nicht wenig einem Stock mit zwei Enden.“

Unter den Zuhörern wurde leises Lachen hörbar.

„Sie werden mir den ungeschickten Vergleich verzeihen. Ich rechne mich selbst nicht zu den Meistern der Redekunst.“

Allein ich will ein Beispiel anführen, wie es mir gerade aus der Anklagerede einfällt. Der Angeklagte klettert nachts über den Zaun auf der Flucht aus dem Garten und streckt mit einem Schläge — er hatte eine kleine Mörserkeule in der Hand — den alten Diener, der ihn am Beine packt, zu Boden. Darauf springt er in den Garten zurück und müht sich ganze fünf Minuten lang um den Verletzten, weil er feststellen will, ob der Alte noch lebt.

„Um keinen Preis will der Ankläger an die Wahrheit der Aussage des Angeklagten glauben, daß er aus Mitleid mit dem alten Grigori in den Garten hinabgesprungen sei. In solchem Augenblick ist man nicht so zartfühlend,“ meint er, „das wäre unnatürlich.“ Er ist nur deshalb hinabgesprungen, um sich zu überzeugen, ob der einzige Zeuge seiner That noch lebt. Folglich haben wir hier den besten Beweis, daß er das Verbrechen begangen hat.“ Das ist Seelenkunde.

„Doch nehmen wir dieselbe Seelenkunde, fassen sie aber am anderen Ende an. Da ergibt sich sofort etwas nicht weniger Wahrscheinliches. Der Mörder springt aus Vorsicht hinab, um sich zu überzeugen, ob der Zeuge tot ist. Indes hat er, wie der Herr Ankläger selbst, im Zimmer seines von ihm erschlagenen Vaters einen anderen ungeheuer wichtigen Zeugen zurückgelassen, nämlich den zerrissenen Umschlag, auf dem geschrieben steht, daß darin einmal dreitausend Rubel sich befanden. „Hätte er diesen Umschlag mitgenommen, wüßte jetzt niemand, daß dieses Geldpaket vorhanden war, folglich auch nicht, daß ein Raubmord stattfand.“ So sprach der Ankläger. Also hat seine Überlegung nicht ganz ausgereicht. Der Mensch hat den Kopf verloren, hat Angst bekommen und ist fortgelaufen. Ja, er hat sogar ein so wichtiges Beweisstück gegen sich auf dem Fußboden liegen lassen! Zwei Minuten später erschlägt er einen anderen Menschen, und da stellt sich bei ihm sofort wie auf Wunsch die herzloseste, berechnendste Überlegung und Vorsicht ein.

„Aber gerade darin offenbart sich, wie behauptet wird, die feinste Seelenkunde, daß man in dem einen Augenblick blutdürstig und scharfsichtig wie ein kaukasischer Adler ist, im

anderen dagegen blind und eingeschüchtert wie ein Maulwurf. Wenn ich indes einmal so berechnend und blutdürstig bin, daß ich nach dem Totschlage nur hinunterspringe, um nachzusehen, ob der Zeuge meines Verbrechens tot ist, wozu soll ich mich ganze fünf Minuten um dieses mein zweites Opfer bemühen, wobei ich nur Gefahr laufe, mir neue Zeugen auf den Hals zu ziehen? Wozu soll ich dem Alten mit dem Taschentuch das Blut vom Gesicht abwischen, wenn nicht gerade deswegen, daß dieses Taschentuch ein schwerwiegendes Beweisstück gegen mich werden kann? Wenn ich einmal berechnend und grausam bin, sollte es da nicht besser sein, dem alten Diener mit der Mörserkeule noch einen Schlag und noch einen auf den Kopf zu versetzen, um so das Herz von der Sorge zu befreien?

„Schließlich springe ich hinab um zu sehen, ob der gefährliche Zeuge tot ist, und lasse sofort einen anderen Zeugen liegen, nämlich dieselbe Mörserkeule, die ich vor den Augen zweier Frauen an mich genommen habe, die beide jederzeit diesen Gegenstand wiedererkennen und aussagen können, daß ich ihn in ihrer Küche aufgerafft habe und jedenfalls der Mörder bin. Nicht etwa habe ich sie im Garten vergessen oder in der Zerstretheit aus der Hand fallen lassen. Nein, ich habe sie ausdrücklich fortgeworfen. Man hat sie etwa fünfzehn Schritt von der Stelle gefunden, wo Grigori niedergefallen war.

„Weshalb hat der Angeklagte es getan? Doch nur deshalb, weil es ihm bitter leid tat, den alten Diener des Hauses erschlagen zu haben. Nur deshalb hat er mit einer Verwünschung die Mörserkeule fortgeschleudert; denn sie war die Waffe, mit der er den Menschen getötet hatte. Warum hätte er sie sonst so weit fortgeschleudert, nicht ins Gebüsch, sondern nach dem Rasen hin, wo sie auf die sichtbarste Stelle, auf den Kiesweg gefallen ist! Wenn er aber Schmerz und Leid empfinden konnte, daß er einen Menschen erschlagen hatte, so empfand er Schmerz und Leid nur deshalb, weil er den Vater nicht erschlagen hatte. Hätte er diesen vorher erschlagen, so wäre er nicht aus Mitleid zu dem anderen hinabgesprungen, dann hätte er nicht mehr an andere gedacht und an Mitleid mit ihnen, sondern nur an sich und seine Rettung.

„So war es auch. Andernfalls hätte er Grigori den Schädel vollends eingeschlagen und sich nicht ganze fünf Minuten um ihn bemüht. Mitleid und Hilfsbereitschaft konnten in seinem Herzen sich nur regen, weil sein Gewissen rein war. Das ist auch Seelenkunde. Aber mit dieser kommen wir zu einem andern Ergebnis. Absichtlich habe ich die Seelenkunde herangezogen, um an diesem Beispiel anschaulich zu beweisen, daß man mit ihr jeden beliebigen Schluß zu ziehen vermag. Es fragt sich nur, in wessen Händen sie sich befindet. Ja, die Seelenkunde kann selbst die ernstesten Männer verleiten, Romane zu erdichten, und geschehe es unfreiwillig. Ich betone: ich rede nur von der übertriebenen Seelenkunde, von dem Mißbrauch, dem sie zuweilen verfällt.“

Wieder ließ sich vereinzelt leises, beifälliges Lachen vernehmen, das natürlich dem Staatsanwalt galt.

## Kein Geld. Keine Vercabung

**G**in Punkt in der Rede des Verteidigers setzte alle in Erstaunen, das war die völlige Verneinung der Tatsache, daß die verhängnisvollen Dreitausend überhaupt existiert hätten, und die sich daraus ergebende Folgerung, daß die Möglichkeit einer Vercabung ganz ausgeschlossen sei.

„Im vorliegenden Falle“, begann der Verteidiger wieder, „setzt jeden, der ohne Voreingenommenheit an die Sache herantritt, eine charakteristische Besonderheit in Erstaunen: Der Angeklagte wird eines Raubmordes beschuldigt, und wir stehen vor der Unmöglichkeit nachzuweisen, was geraubt ist. Geld soll geraubt sein, dreitausend Rubel. Aber haben diese wirklich existiert? Das weiß niemand. Woher sind wir darüber unterrichtet, daß es Dreitausend waren, und wer hat sie gesehen?“

Sie wirklich gesehen und ausgesagt, daß sie sich in einem Umschlage mit einer Aufschrift befanden, hat nur der Diener Smerdjäkoff. Er hat vor der Katastrophe dem Angeklagten sowie dessen Bruder Iwan Fedorowitsch Mitteilung davon gemacht. Auch Fräulein Swetlowa war davon unterrichtet. Die drei Personen haben indes das Geld nicht gesehen.

„Fragt man sich da nicht unwillkürlich: wann hat er sie zum letztenmal gesehen? Wenn der alte Herr sie unter dem Kopfkissen — sie sollen dort gelegen haben — wieder fortgenommen und in die Schatulle zurückgelegt hat, ohne es ihm zu sagen? Nach Smerdjäkoffs Worten lag das Geld sogar unter dem Federbett; der Angeklagte hätte es also darunter hervorziehen müssen. Und doch war das Bett völlig unberührt, wie ausdrücklich im Protokolle steht. Wie konnte es möglich sein, daß der Angeklagte das Bett garnicht durchwühlt und mit seinen blutigen Händen die frische Bettwäsche, die übrigens für diesen Abend aufgedeckt war, nicht beschmutzt hat?

„Weiter sagt man: Aber der Umschlag lag auf dem Fußboden. Es lohnt sich, von diesem Umschlag ausführlicher zu reden. Vorhin war ich nicht wenig erstaunt. Als der verehrte Ankläger von dem Umschlage sprach, erklärte er selbst: es sei töricht, Smerdjäkoff auch nur des Mordes zu verdächtigen. ‚Wenn der Umschlag nicht als Beweisstück liegen geblieben wäre, wenn der Mörder es mitgenommen hätte, würde niemand erfahren haben, daß ein solches Geldpaket existierte und daß der Angeklagte das Geld an sich brachte.‘ Also nur dieses zerrissene Stück Papier mit der Aufschrift veranlaßte nach den Worten des Anklägers die Beschuldigung gegen den Angeklagten, den Raubmord begangen zu haben.

„Genügt wirklich das Stück Papier auf dem Fußboden als Beweis, daß Geld in ihm sich befunden hat und daß es gestohlen ist? ‚Aber Smerdjäkoff hat in diesem Umschlage das Geld gesehen.‘ Wann hat er es zum letztenmal gesehen? Smerdjäkoff hat mir auf eine dahingehende Frage erklärt, daß er es noch zwei Tage vor der Katastrophe gesehen habe. Warum aber soll ich nicht annehmen, daß dem alten Sedor Pawlowitsch, als er ganz allein zu Hause war, in ungeduldiger

Erwartung seiner Geliebten nicht plötzlich einfiel, vielleicht auch nur, um sich die Zeit zu vertreiben, den Umschlag zu öffnen und das Geld herauszunehmen? „Zum Teufel mit dem dummen Umschlag und seiner Aufschrift,“ hat er vielleicht bei sich gesagt: „wer weiß, ob sie mir glaubt, daß wirklich Geld darin ist; wenn ich ihr dagegen die dreißig Regenbogen in der Hand zeige, wird ihr der Mund wässern.“ Damit zerreißt er die Schnur, nimmt das Geld heraus und wirft den Umschlag, was dem Hausherrn und Besitzer des Geldes niemand wehren kann, einfach auf den Fußboden, ohne zu ahnen, daß er als Beweisstück dienen kann.

„Was ist möglicher als diese Auslegung des Tatbestandes? und warum sollte sie unmöglich sein? Läßt sich aber etwas derartiges annehmen, so fällt die Beschuldigung wegen des Diebstahls von selbst weg. Hat das Geld nicht existiert, hat auch kein Raub stattgefunden. Wenn der Umschlag auf dem Fußboden ein Beweis dafür sein soll, daß das Geld sich darin befunden hat, warum kann ich nicht das Gegenteil behaupten, daß es deshalb auf dem Fußboden lag, weil kein Geld mehr darin war, es vielleicht schon früher vom Besitzer herausgewonnen war? „Ja, aber wo ist das Geld geblieben, falls Fedor Pawlowitsch es aus dem Umschlag herausgenommen hat? Bei der Hausfuchung hat sich keines gefunden.“ Zunächst hat man in seiner Schatulle einen Teil des Geldes gefunden. Überdies hätte er ja schon am Morgen oder am Tage vorher darüber verfügen und es gar nicht für nötig befinden können, seine Pläne und Handlungen Smerdjakoff mitzuteilen. Wenn die Möglichkeit zu einer solchen Annahme vorhanden ist, wie kann man so bestimmt den Angeklagten beschuldigen: er habe den Mord um des Raubes willen ausgeführt und die Verraubung habe wirklich stattgefunden? Auf diese Weise betreten wir tatsächlich das Gebiet des Romans. Behauptet man aber, daß etwas geraubt ist, dann muß man unwiderlegliche Beweise erbringen, daß es wirklich dagewesen ist. Hier aber hat es niemand gesehen.

„Vor kurzem ist in Petersburg ein junger Mensch von achtzehn Jahren, noch ein halber Knabe, ein kleiner Hausierer,

am hellen Tage mit einem Beil in eine Wechselbude eingedrungen und hat mit unglaublicher Dreistigkeit den Besitzer der Wechselbude erschlagen und fünfzehnhundert Rubel, die in der Kasse lagen, in seine Tasche gesteckt. Fünf Stunden nachher war er schon verhaftet. Mit Ausnahme von fünfzehn Rubeln, die er inzwischen ausgegeben hatte, erhielt man die ganzen Fünfzehnhundert wieder. Außerdem gab ein Angestellter, der erst nach dem Totschlag in die Wechselbude zurückgekehrt war, der Polizei nicht nur die gestohlene Summe an, sondern auch, aus welchen Geldscheinen sie bestanden hatte. Richtig fand man bei dem Mörder das angegebene Geld. Dazu kam das volle Geständnis des Mörders, daß er getötet und das Geld aus der Kasse genommen habe. Das nenne ich Beweise! Denn ich sehe gleichsam das Geld, halte es in der Hand und kann sein Dasein nicht ableugnen.

„Verhält es sich in diesem Falle ebenso? Dabei geht es hier um Leben und Tod, um ein Menschenschicksal. Er hat doch die ganze Nacht durch gepreßt, hat mit vollen Händen das Geld fortgeworfen; ja, er gibt selbst zu, daß er fünfzehnhundert Rubel gehabt hat. Woher kann er sie genommen haben? Aber weil nur fünfzehnhundert festgestellt werden konnten, die andere Hälfte aber unauffindbar blieb, ist doch bewiesen, daß dieses Geld nie in dem Umschlag gewesen sein kann. In der Voruntersuchung haben die genauesten Zeitberechnungen ergeben — und der Beweis ist erbracht — daß der Angeklagte von den Mägden sogleich zum Beamten Perchotin gelaufen ist, sich also vorher nicht in seine Wohnung begeben hat, irgendwohin sonst gegangen und die ganze Zeit mit keinem Menschen zusammen gewesen ist, also auch nicht die Hälfte von den Dreitausend in der Stadt versteckt haben kann. Deshalb bestand der Ankläger auf der Annahme, daß das Geld in einem Winkel der Herberge in Mokroje versteckt sei. Klingt diese Annahme nicht romanhaft?

„Sobald indes diese eine Annahme, daß das Geld in Mokroje versteckt sei, unhaltbar wird, fliegt die ganze Behauptung von der Beraubung in die Luft; denn wo sollten die Fünfzehnhundert geblieben sein; zumal unantastbar fest-

sieht, daß der Angeklagte irgendwohin gegangen ist? Durch solch ein Märchen wollen wir ein Menschenleben vernichten! ‚Er kann aber nicht beweisen,‘ wirft man ein, ‚woher er die Fünfhundert genommen, die er in der Hand gehabt hat; außerdem haben alle gewußt, daß er vor dieser Nacht kein Geld gehabt hat.‘ Wer hat das gewußt? Der Angeklagte hat klar und bestimmt ausgesagt, woher er das Geld genommen hat. Wenn Sie wollen, kann es nichts Wahrscheinlicheres geben als diese Aussage, die mit dem Charakter und der Seele des Angeklagten vollkommen übereinstimmt.

„Der Anklage aber gefällt ihr eigener Roman zu sehr. Ein willensschwacher Mensch entschließt sich, dreitausend Rubel, die ihm so beschämend von der Braut angeboten werden, anzunehmen. Natürlich ist ausgeschlossen, daß er die Hälfte der Summe in ein Säckchen eingenäht hat. Selbst wenn es geschehen wäre, hätte er vielmehr alle zwei Tage etwas herausgenommen und auch die andere Hälfte so in einem Monat durchgebracht. Diese Behauptung wurde in einem Tone vorgebracht, der jeden Widerspruch ausschloß. Wenn es sich aber gar nicht zugetragen hat, wenn man in diesem Roman aus Dimitri Karamasoff eine ganz andere Persönlichkeit gemacht hat?

„Darauf antwortet man vielleicht: Zeugen haben gesehen, daß er in Mokroje die ganzen Dreitausend, die er von Fräulein Werchhoffzeff genommen, einen Monat vor der Katastrophe auf einmal wie eine einzige Kopeke verschleudert hat; folglich kann er nichts zurückbehalten haben.‘ Wo sind diese Zeugen? Was man diesen Zeugen alles aufs Wort glauben kann, haben wir schon im Verhör gesehen. Außerdem erscheint ein Stück Brot in der fremden Hand immer größer als in der eigenen. Schließlich hat keiner von den Zeugen das Geld gezählt, sondern nur nach dem Augenmaß geurteilt. Der Zeuge Maximoff hat sogar ausgesagt: in den Händen des Angeklagten hätten sich zwanzigtausend Rubel befunden.

„So hat die Seelenkunde ihre zwei Enden. Gestatten Sie mir, sie jetzt am anderen Ende anzufassen. Es ist zum mindesten interessant festzustellen, was dabei herauskommt.

„Einen Monat vor der Katastrophe vertraute Fräulein Werchhoffzeff dem Angeklagten dreitausend Rubel an, um sie durch die Post abzuschicken. Sind sie ihm wirklich in so schmachvoller, demütigender Weise übergeben, wie es hier dargestellt wurde? Die erste Aussage des Fräulein Werchhoffzeff ließ es nicht erkennen. In der zweiten hörten wir nur den Schrei der Rache und Wut und eines lange unterdrückten Hasses. Aber die Unrichtigkeit der ersten Aussage berechtigt uns, auch die zweite für unrichtig zu halten. Der Ankläger will nach seinen eigenen Worten nicht an diesen Roman rühren. Aber ich erlaube mir die Bemerkung, daß, wenn eine sittlich so hochstehende Persönlichkeit, wie es Fräulein Werchhoffzeff unstreitig ist, plötzlich vor Gericht ihre Aussage widerruft in der Absicht, den Angeklagten zu vernichten, gewiß diese Aussage nicht leidenschaftslos gemacht ist. Wird man bestreiten, daß eine rachedurstige Frau vieles übertreiben kann? Daß sie gerade den Schimpf und die Schande, die mit dem Geldangebot verbunden waren, übertrieben hat? Ich bin im Gegenteil der festen Überzeugung, daß das Geld so angeboten wurde, daß er es annehmen konnte, besonders da der Angeklagte ein leichtsinniger Mensch ist. Er rechnete dabei natürlich auf das Geld, das er noch von seinem Vater zu erhalten hatte. Das war leichtsinnig. Doch gerade wegen dieses Leichtsinns glaubte er bestimmt, daß der Vater ihm die Dreitausend geben werde und müsse und er, wenn er sie erhalten, das ihm von Fräulein Werchhoffzeff anvertraute Geld ersetzen und nach Moskau schicken könne.

„Aber der Ankläger will nicht zugeben, daß er an demselben Tage die Hälfte des erhaltenen Geldes habe in ein Säckchen einnähen können. ‚Ein solcher Charakter kann so etwas nicht tun.‘ Uns hat er selbst erklärt: Karamasoff sei eine weit angelegte Natur, könne sich gleichzeitig in zwei entgegengesetzte Abgründe versenken. Karamasoff ist eine Natur mit zwei Abgründen, der mitten in der grenzenlosesten Schwelgerei innezuhalten vermag, weil ihn plötzlich die andere Seite, der andere Abgrund lockt. Das war die Liebe, die wie Pulver aufgeflamnte Liebe! Für diese Liebe aber ge-

brauchte er Geld, viel Geld. Denn sagte sie ihm: Ich bin dein, will nicht zu Fedor Pawlowitsch, so wäre er mit ihr fortgegangen. Dazu brauchte er Geld, und das war wichtiger als Feste feiern. Karamasoff soll es nicht verstanden haben? Diese Sorge machte ihn fast krank.

„Was ist verständlicher: daß er die Hälfte des Geldes für alle Fälle oder vielmehr für diesen einen Fall aufbewahrte? Inzwischen vergeht die Zeit. Fedor Pawlowitsch gibt die Dreitausend nicht heraus. Der Angeklagte erfährt vielmehr, daß jener mit diesem Gelde seine Geliebte an sich locken will. Wenn Fedor Pawlowitsch das Geld nicht auszahlt, denkt er, stehe ich vor Katerina als Dieb da.“ So kommt ihm der Gedanke, die Fünfhundert, die er auf der Brust trägt, Fräulein Werchhoffzeff zurückzugeben und ihr zu sagen: Ich bin ein Schuft, aber kein Dieb!“ Er hatte also zwiefachen Grund, das Geld wie seinen Augapfel zu bewahren und nicht etwa jeden Tag das Säckchen aufzutrennen und einen Hundert-rubelschein nach dem andern herauszunehmen und zu verschleudern. Warum sprechen Sie dem Angeklagten das Ehrgefühl ab? Nein, Ehrgefühl hat er, wenn auch ein etwas absonderliches; aber er hat es bis zur Leidenschaft. Das hat er bewiesen!

„Die Sache verwickelt sich. Die Pein der Eifersucht erreicht den höchsten Grad. Immer quälender werden die beiden Fragen im Kopf des Angeklagten: ‚Gebe ich das Geld Katerina Iwanowna wieder, womit bringe ich Gruschenska fort?‘ Er trank diesen ganzen Monat und schleppte sich aus dem einen Gasthause ins andere, nur weil er sonst nicht die Kraft gehabt hätte, diese Qualen zu ertragen. Die Fragen spitzten sich schließlich dermaßen zu, daß sie ihn fast zur Verzweiflung brachten. Er schickte, glaube ich, seinen jüngsten Bruder zum Vater, um diesen zum letztenmal um die Dreitausend zu bitten. Doch vermochte er die Antwort nicht abzuwarten. Außer sich, stürzte er selbst hin und verprügelte den Alten in Gegenwart von Zeugen.

„Nach diesem Vorfall kann er natürlich nicht mehr darauf rechnen, daß der Vater ihm das Geld geben werde. Am

Abend desselben Tages schlägt er sich auf die Brust, wo das Geldsäckchen sich befindet, und schwört dem Bruder, daß er noch eine Möglichkeit habe, nicht zum Schurken zu werden; doch fühle er schon im voraus, daß er diese Möglichkeit nicht benutzen werde, weil seine Charakterstärke nicht dazu ausreicht. Warum glaubt der Ankläger nicht der Aussage Karamasoffs, die aufrichtig und unbeabsichtigt gemacht ist?

„An demselben Abend nach dem Gespräch mit dem Bruder schreibt der Angeklagte den verhängnisvollen Brief; und dieser Brief soll das hauptsächlichste Beweisstück sein, daß der Angeklagte einen Raubmord verübt hat. ‚Ich werde alle Leute bitten. Wenn sie mir das Geld nicht geben, erschlage ich den Vater und nehme unter dem Federbett das Paket mit dem rosa Bande; wenn nur Iwan fortführe,‘ oder so ungefähr. Wie sollte das nicht der regelrechte Plan eines Raubmörders sein! ‚Es hat sich alles so zugetragen, wie es in dem Briefe steht,‘ ruft der Ankläger aus. Aber zunächst ist der Brief in der Trunkenheit geschrieben und in großer Gereiztheit. Dann erwähnt er das Geldpäckchen nur auf Smerdjakoffs Mitteilungen hin; er selbst hat es nicht gesehen. Drittens ist der Brief nur geschrieben; womit will man beweisen, daß der Mord sich so zugetragen hat?

„Hat der Angeklagte das Geld unter dem Kissen gefunden, hat er es genommen, ist das Geld überhaupt dagewesen? Lief der Angeklagte denn wegen des Geldes nach dem Hause seines Vaters? Er ist doch Hals über Kopf hingelaufen, nicht um zu rauben, sondern in eifersüchtigem Zorn, um zu erfahren, wo das Weib ist, das ihn zugrunde gerichtet hat! Also nicht nach dem Wortlaut seines Briefes, aus Berechnung, sondern plötzlich, unvorhergesehen. ‚Ja,‘ sagt man, ‚er ist doch hingelaufen, hat totgeschlagen und wird auch das Geld genommen haben.‘ Hat er überhaupt erschlagen? Die Behauptung, daß er den Vater beraubt hat, weise ich mit Unwillen zurück. Es ist ein feststehender Grundsatz: Man kann niemanden des Raubes beschuldigen, wenn man nicht ganz genau auf das Geraubte hinweisen kann. Hat er aber auch wirklich getötet, ohne zu rauben? Ist das nachweisbar? Oder ist das auch eine Dichtung?

## Und kein Mord.

**E**s handelt sich um ein Menschenleben; da müssen wir vorsichtiger sein. Der Ankläger hat selbst zugegeben, daß er bis zur heutigen Gerichtsverhandlung nicht gewagt habe, den Angeklagten eines beabsichtigten Mordes zu beschuldigen; bis vorhin dieser verhängnisvolle Brief dem Gericht übergeben wurde. ‚Es ist geschehen, wie es dort geschrieben steht,‘ sagt die Anklage. Ich wiederhole: Er ist zu ihr gelaufen, um zu erfahren, wo sie ist. Hätte er sie zu Hause gefunden, so wäre er bei ihr geblieben und hätte das im Brief Angedrohte gar nicht ausgeführt. Er ist ganz plötzlich hingelaufen, und an seinen Brief hat er in dem Augenblick überhaupt nicht gedacht.

„Er ergriff aber die Mörserkeule,‘ wird die Anklage einwenden. Wenn diese Mörserkeule nicht auf dem Küchentische gelegen hätte, von wo der Angeklagte sie fortgenommen hat, sondern wenn sie im Schrank gewesen wäre, so wäre er mit leeren Händen, ohne Waffe davongelaufen und hätte überhaupt niemanden erschlagen! Wie kann die Mörserkeule als Beweis dafür genügen, daß er sich vorsätzlich bewaffnet und vorsätzlich den Mord begangen hat? Er hat in den Gasthäusern ausgeschrien, er werde den Vater erschlagen. Wenn er sich damals schon den ganzen Mordplan ausgedacht hätte, dann wäre er vielleicht gar nicht ins Gasthaus gegangen. Ein Mensch, der mit solchen Dingen umgeht, sucht die Stille und Einsamkeit, damit man nichts von ihm hört und sieht, ihn womöglich ganz und gar vergift.

„Die Seelenkunde hat zwei Enden; auch wir können Seelenkunde treiben. Betrunkene und Kinder bringen immer viele Reden heraus, besonders wenn sie miteinander zanken. ‚Ich bringe dich um!‘ sagen sie schon beim kleinsten Ärger, tun es aber hinterher nicht. Ist nicht dieser verhängnisvolle Brief selbst die Rede eines Gereizten, der das Gasthaus in betrunkenem Zustande verläßt? Klingt nicht auch er wie eine Drohung: ‚Ich bringe Euch um, Euch alle ohne Ausnahme!‘

Warum sollte es nicht so sein? Warum soll dieser Brief nicht geradezu lächerlich sein? Weil man den Vater erschlagen gefunden hat, weil ein Zeuge den Angeklagten im Garten hat fortlaufen sehen und selbst von ihm zu Boden geschlagen ist — darum hat sich alles nach dem schwarz auf weiß Geschriebenen erfüllt, darum ist der Brief nicht lächerlich, sondern verhängnisvoll.

„Jetzt sind wir bei dem Punkt auf dem I angelangt. ‚Er ist im Garten, folglich ist er der Mörder.‘ In diesem Satze scheint sich die ganze Anklage zu erschöpfen. Aber wenn er ihn nicht erschlagen hat, trotzdem er im Garten war? Die Verkettung der Tatsachen, das Zusammentreffen aller verdächtigen Aussagen kann von einer gewissen Bedeutsamkeit sein. Betrachten Sie indes die Tatsachen einzeln, ohne sich von ihrer Verkettung beeinflussen zu lassen.

„Warum will die Anklage die Aussage des Angeklagten, daß er vom Fenster fortgelaufen sei, unter keiner Bedingung auch nur als wahrscheinlich gelten lassen? Denken Sie an den Spott, den der Ankläger über die Ehrerbietung und die frommen Gefühle ausgegossen hat, die sich plötzlich des Mörders bemächtigt haben sollen. Aber wenn sich wirklich etwas Ähnliches zugetragen hat! Wenn ihn auch nicht Ehrerbietung fortgetrieben hat, so kann es doch ein gewisses heiliges Gefühl gewesen sein? ‚Meine Mutter muß in diesem Augenblick für mich gebetet haben‘, sagt der Angeklagte und behauptet: er sei fortgelaufen, sobald er sich überzeugt habe, daß die Swetlowa nicht beim Vater war. ‚Er konnte sich aber nicht durch das Fenster überzeugen‘, erwidert die Anklage. Warum nicht? Das Fenster wurde doch auf das vom Angeklagten gegebene Zeichen geöffnet. Bei der Gelegenheit kann Fjodor Pawlowitsch ein Wort entschlüpft sein; das hat den Angeklagten sofort überzeugt, daß die Swetlowa nicht bei ihm war. Warum muß denn eine Sache so gewesen sein, wie wir sie uns vorstellen oder richtiger: wie wir sie uns unbedingt vorstellen wollen? Es können tausend Dinge vorübergehend auftauchen, die selbst der feinsten Beobachtung eines Romanschriftstellers entgehen würden.

„Aber Grigori hat die Thür offen gesehen; folglich muß der Angeklagte im Hause gewesen sein, und folglich hat er den Mord begangen.“ Diese offenstehende Thür hat nur eine Person gesehen, die sich indessen in einem Zustande befunden hat, der . . . Mag die Thür offen gestanden haben, mag der Angeklagte sie geöffnet und aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus die Unwahrheit gesagt haben — in seiner Lage wäre es wohl verständlich — warum muß er auch gemordet haben? Er kann durch die Zimmer gelaufen sein, den Vater gestossen und geschlagen haben. Doch deswegen kann er, nach dem er sich überzeugt hatte, daß die Swetlowa nicht bei ihm war, ohne ihn zu erschlagen wieder fortgelaufen sein, froh, daß sie nicht da war und er den Vater nicht zu erschlagen brauchte. Darum ist er einige Minuten später vielleicht zum alten Grigori, den er im Jähzorn verwundet hatte, vom Zaun hinuntergesprungen, eben weil er imstande war, ein Gefühl des Mitleids und Bedauerns zu empfinden. Er war soeben der Versuchung entronnen, den Vater zu erschlagen, und empfand jetzt Freude in seinem reinen Herzen, daß er den Vater nicht getötet hatte.

„Ergreifend beschreibt uns der Ankläger den schrecklichen Zustand des Angeklagten im Dorfe Mokroje, als die Liebe sich ihm plötzlich zuwandte und ihn zu neuem Leben aufrief, und als es ihm unmöglich war zu lieben, weil vor seinem Bewußtsein die blutige Leiche seines Vaters lag und diese schon das Gericht hinter ihm herschickte. Der Ankläger hat die Möglichkeit einer solchen Liebesleidenschaft in einem solchen Augenblick zugelassen und sie nach seiner Seelenkunde erklärt. Haben Sie da vielleicht nicht eine andere Person geschaffen, Herr Ankläger? Sollte der Angeklagte wirklich so roh und herzlos sein, daß er in diesem Augenblick an Liebe und Winkelzüge vor Gericht denken konnte, wenn auf seinem Gewissen das Blut des Vaters lag? Nein und abermals nein! Sonst hätte er, sobald er sich gesagt, daß sie ihn liebte, ein zweifaches, dreifaches Bedürfnis empfunden, sich zu töten, und er hätte sich getötet, wenn, wie gesagt, die Leiche des Vaters vor seinem Bewußtsein gelegen hätte! Dann hätte er nicht vergessen,

wo seine Pistolen lagen! Ich kenne den Angeklagten. Die rohe Herzlosigkeit, die ihm vom Ankläger zugesprochen wird, stimmt nicht zu seinem Charakter. Sicher hätte er sich getötet. Er hat sich nicht getötet, weil die Mutter für ihn gebetet hatte und sein Herz unschuldig am Blute des Vaters war. Er sorgte sich in dieser Nacht nur um den verwundeten Grigori und betete, daß der Alte wieder zu sich kommen möge! Warum soll man diese Auslegung der Ereignisse nicht als wahr hinnehmen? Welchen sicheren Beweis haben wir, daß der Angeklagte uns belügt? Aber da ist die Leiche des Vaters, und auf sie wird man uns sofort wieder verweisen. Gut, er ist hinausgelaufen. Doch wer hat dann den Alten erschlagen?

„Man sagt, niemand könne an die Stelle des Angeklagten gesetzt werden. Verhält es sich wirklich so? Wir haben gehört, wie der Angeklagte alle Personen, die sich während der Mordnacht im Hause befunden haben, an den Fingern hergezählt hat. Im ganzen waren es fünf Menschen. Ich bin gleichfalls der Ansicht, daß drei außerhalb jedes Verdachtes stehen: Der Erschlagene selbst, der alte Grigori und seine Frau. Es bleiben also nur der Angeklagte und Smerdjäkoff.

„Mit besonderem Nachdruck erklärt der Ankläger: Der Angeklagte nenne nur deshalb Smerdjäkoff, weil er weiter keinen nennen könne; wenn indes eine sechste Person oder auch nur ein Schatten von ihr da wäre, würde er die Beschuldigung gegen Smerdjäkoff sofort fallen lassen, ja sogar sich schämen, einen so lächerlichen Verdacht auszusprechen und gegen den sechsten auszusagen.

„Warum soll ich nicht das gerade Gegenteil behaupten? Zwei Menschen stehen vor uns: der Angeklagte und Smerdjäkoff. Warum soll ich nicht sagen: Sie beschuldigen meinen Klienten nur, weil Sie keinen anderen zu beschuldigen haben? Und Sie haben niemand weiter zu beschuldigen, weil Sie Smerdjäkoff voreingenommen von jedem Verdacht ausgeschlossen haben. Allerdings weisen auf Smerdjäkoff nur der Angeklagte, seine beiden Brüder und die Swetlowa, sonst niemand.

„Aber noch etwas anderes weist darauf hin. Das ist eine gewisse Stimmung, eine Frage, die wie ein Verdacht umgeht. Ein Gerücht verbreitet sich; es herrscht eine allgemeine Erwartung. Schließlich können noch einige bemerkenswerte Tatsachen zeugen, wenn sie auch etwas unbestimmt sind. Erstens ist da dieser epileptische Anfall, den der Ankläger so sehr in Schutz zu nehmen sich bemüht, gerade am Tage der Katastrophe. Dann der plötzliche Selbstmord Smerdjäkoffs am Vorabend der Gerichtsverhandlung. Ebenso unerwartet kommt heute die Aussage des einen Bruders des Angeklagten, der bis dahin an die Schuld des Bruders geglaubt hatte, der jetzt das Geld bringt und Smerdjäkoff als den Mörder angibt. Ich bin genau wie der Gerichtshof und die Staatsanwaltschaft vollkommen überzeugt, daß Iwan Karamasoff an einem Nervenfieber erkrankt ist, seine Aussage wirklich nur ein im Fieber erfonnener, verzweifelter Versuch sein kann, den Bruder zu retten, und er deshalb die Schuld auf den Erhängten wälzen wollte. Immerhin ist der Name Smerdjäkoff genannt, und abermals knüpft sich etwas Rätselhaftes an diesen Namen. Wir stehen noch nicht am Ende. Es fehlt noch der Schluß. Das letzte Wort wird noch demaleinst gesprochen werden! Doch lassen wir das. Der Gerichtshof hat nichtsdestoweniger beschlossen, die Verhandlung fortzusetzen.

„So will ich denn vorläufig etwas zur Charakteristik des verstorbenen Smerdjäkoff bemerken, die der Ankläger mit solchem Geschick entworfen hat. Ich bewundere aufrichtig das Talent meines Widersachers, kann ihm jedoch nicht in allen Punkten der Charakteristik zustimmen. Ich bin bei Smerdjäkoff gewesen, ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen und muß gestehen, daß er auf mich einen ganz anderen Eindruck gemacht hat. Gesundheitlich war er schwach; aber was seinen Charakter und sein Denken anbelangt, so war er bei weitem nicht so schwach, wie der Ankläger glaubt. Ich habe durchaus nicht jene Schüchternheit an ihm wahrgenommen, die nach der Meinung des Anklägers zu seinem Wesen gehören soll. Treuherzigkeit habe ich erst recht nicht an ihm bemerkt. Er war im Gegentheil schrecklich mißtrauisch, was er durch ein kindliches

Benehmen zu verbergen suchte. Auf mich hat er einen ganz bestimmten Eindruck gemacht: Ich bin mit der Überzeugung fortgegangen, daß er ein durchaus schlechter, maßlos ehrgeiziger, rachsüchtiger, boshafter und neidischer Mensch ist.

„Ich habe einige Erkundigungen über ihn eingezogen und folgendes erfahren: Er haßte seine Herkunft, schämte sich ihrer und knirschte vor Wut bei dem Gedanken, daß er von der Stinkenden abstammte. Gegen den Diener Grigori und dessen Frau, seine Wohlthäter von Kindheit an, betrug er sich unehrerbietig. Von Rußland wollte er nichts wissen. Er träumte davon, nach Frankreich zu gehen und zum Franzosen zu werden. Oft erwähnte er, daß ihm die Mittel dazu fehlten. Anscheinend liebte er nur sich bis zur Krankhaftigkeit. Bildung sah er nur in guten Kleidern, reinen Vorhemden und gewichsten Stiefeln. Er hielt sich — dafür habe ich Beweise — für den unehelichen Sohn Fedor Pawlowitschs und fühlte sich zurückgesetzt gegenüber den ehelichen Kindern seines Herrn. Ihnen gehört alles, mir nichts; sie haben alle Rechte, sind die Erben, ich bin nur der Koch.“ Mir teilte er mit, daß er zusammen mit Fedor Pawlowitsch das Geld in den Umschlag getan habe. Die Bestimmung dieser Summe — mit dreitausend Rubeln hätte er sich eine Lebensstellung schaffen können — war ihm gleichfalls verhaßt. Zeigen Sie niemals einem neidischen, eigensüchtigen Menschen viel Geld auf einmal! Er hielt damals zum erstenmal eine so große Summe in der Hand. Dieses regenbogenfarbene Paket konnte seine Einbildungskraft in die höchste Erregung versetzen, wenn auch zunächst ohne Folgen.

„Mit außergewöhnlichem Geschick hat der verehrte Ankläger alle möglichen Annahmen für und wider, Smerdjakoff des Mordes zu beschuldigen, uns vorgeführt und noch besonders gefragt: Wozu soll er einen epileptischen Anfall vorgetäuscht haben? Das braucht er gar nicht; der Anfall konnte ganz natürlich gewesen sein. Doch ebenso natürlich kann der Anfall vorübergegangen und der Kranke erwacht sein. Nehmen wir an: er hat sich nicht sofort erholt, ist aber vielleicht zu sich gekommen und aufgewacht, wie es bei Epileptikern häufig der

Fall ist. Wann hat Smerdjäkoff den Mord ausgeführt? fragt die Anklage. Es ist sehr leicht, den Zeitpunkt festzustellen. Er ist aus tiefem Schlaf erwacht — nach einem Anfall fällt der Epileptiker immer in einen tiefen Schlaf — als der alte Grigori den flüchtenden Angeklagten auf dem Zaun am Fuße packte und über den ganzen Garten hinschrie: ‚Waternörder!‘ Bei diesem ungewöhnlichen Schrei durch die Stille und Finsternis kann Smerdjäkoff sehr wohl aufgewacht sein; es brauchte sein Schlaf gar nicht mehr so fest zu sein. Daraufhin kann er recht gut aus dem Bette aufgestanden und ohne Absicht hinausgegangen sein, um zu sehen, was es mit dem Schrei auf sich hatte. In seinem Kopf ist noch ein krankhafter Druck — da aber ist er schon im Garten. Er tritt an die erleuchteten Fenster heran und erfährt von seinem Herrn, der sich natürlich über sein Kommen sehr freut, die schreckliche Nachricht. Er überlegt sofort. Von dem erschrockenen Herrn erfährt er alle Einzelheiten. Plötzlich durchzuckt sein krankes Gehirn ein Gedanke — ein furchtbarer, aber verführerischer, unabweisbarer Gedanke: den Herrn zu morden, die Dreitausend zu nehmen und später alle Schuld auf den jungen Herrn zu wälzen! Diesen würde man verdächtigen. Er war dagewesen, das konnte man beweisen. Eine entsetzliche Bier nach dem Gelde kann ihn zusammen mit dem Gedanken an die Straflosigkeit gepackt haben. Solche plötzlichen Ausbrüche stellen sich bei Mördern ein, die noch eine Minute zuvor nicht wußten, daß sie töten würden, wenn sich die Gelegenheit bietet.

„Smerdjäkoff kann zum Herrn hineingehen und seinen Plan ausführen, aber wie? Mit dem ersten besten Stein, den er im Garten fand. Zu welchem Zweck? Mit dreitausend Rubel kann er sich einen Lebensberuf schaffen. Ich widerspreche mir durchaus nicht. Das Geld mag existiert haben. Smerdjäkoff wußte sogar ganz allein, wo es beim Herrn zu finden war.

„Aber der zerissene Umschlag auf dem Fußboden? Der Ankläger machte die außerordentlich feine Bemerkung, daß nur ein ungewohnter Dieb wie Karamasoff den Umschlag habe auf

dem Fußboden liegen lassen können. Smerdjäkoff hätte ein solches Beweisstück auf jeden Fall beseitigt. Damit sagte er mir etwas bereits Bekanntes. Denn genau dieselbe Bemerkung, daß nur Karamasoff so habe mit dem Umschlag verfahren können, machte vor zwei Tagen mir Smerdjäkoff selbst, und er hat mich damit sogar in Erstaunen gesetzt. Mir fiel nämlich sofort auf, daß er sich kindlich einfältig stellte, um mir diesen Gedanken aufzubinden. Ich sollte selbst zu diesem Schlusse kommen. Er gab sich die redlichste Mühe, mir diesen Gedanken nahezu legen. Jetzt frage ich: Hat er nicht auch dem verehrten Herrn Ankläger denselben Gedanken in derselben Weise eingeklüstert?

„Man wird fragen: Aber die Frau Grigoris? Sie hat gehört, wie der Kranke neben ihr die ganze Nacht gestöhnt hat? Möglicherweise hat sie es gehört; aber die Einbildungskraft ist oft stark. So kannte ich eine Dame, die bitter Klage führte, daß die ganze Nacht ein Hund auf dem Hofe sie durch anhaltendes Bellen gestört und sie überhaupt nicht habe schlafen lassen. Dabei hatte das arme Tier, wie sich später herausstellte, nur zwei- oder dreimal gebellt. Das ist ganz natürlich. Der Mensch schläft; plötzlich hört er ein Stöhnen, er erwacht und ärgert sich über die Störung, schläft indes augenblicklich wieder ein; nach zwei Stunden hört er das Stöhnen wieder, im ganzen also nur zweimal in der Nacht. Am Morgen steht er auf und klagt, daß er in der Nacht dauernd gestört sei. So muß es ihm vorkommen. Er hat die Zwischenzeiten von zwei Stunden verschlafen und erinnert sich nur des Erwachens. Da glaubt er, die ganze Nacht gestört zu sein.

„Aber,“ wirft die Anklage ein, „warum hat Smerdjäkoff vor seinem Tode in dem hinterlassenen Schreiben nicht alles eingestanden?“ — „Zu dem einen reichte das Gewissen aus,“ haben wir noch soeben gehört, „zu dem andern nicht.“ Erlauben Sie: Gewissen ist schon Reue, und Reue brauchte bei diesem Selbstmörder nicht vorhanden gewesen zu sein, sondern nur Verzweiflung. Verzweiflung und Reue sind indes zwei ganz verschiedene Dinge. Der Mörder kann in dem Augen-

blick, als er die Hand an sich legte, die sogar doppelt gekaft haben, die er sein ganzes Leben lang beneidet hatte.

„Meine Herren Geschworenen, begehen Sie keinen Justizirrtum! Warum soll unwahrscheinlich sein, was ich Ihnen soeben geschildert habe? Finden Sie einen Fehler, eine Unmöglichkeit in meiner Darlegung? Wenn Sie nur einen Schatten von Wahrheit, von Möglichkeit in meiner Annahme sehen, enthalten Sie sich der Verurteilung! Ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist, daß ich an meine Erklärung des Mordfalles glaube. Der Gedanke erbittert mich geradezu, daß aus der ganzen Menge von Tatsachen, welche die Anklage vor dem Angeklagten aufstürmt, nicht eine einzige Tatsache bewiesen und daher unwiderruflich ist, und daß der Unglückliche nur durch eine Verkettung von Tatsachen zugrunde gehen soll. Diese Verkettung der Tatsachen ist schrecklich. Dieses von den Fingern niederrinnende Blut, die blutdurchtränkte Wäsche, die schwarze Nacht, die der Schrei: ‚Watermörder‘ durchgellt, und der mit verletztem Schädel am Boden Liegende, weiter diese Unmenge von Andeutungen, Bewegungen, Ausrufen des Angeklagten — das alles verfehlt seinen Eindruck nicht. Wird es auch Ihre Überzeugung beeinflussen? Vergessen Sie nicht, welche Machtbefugnis in Ihre Hände gelegt ist! Doch je umfassender die Befugnis, desto schwerer ihr Gebrauch. Nicht einen Buchstaben werde ich von dem aufgeben, was ich gesagt habe.

„Doch nehmen wir an, daß ich für einen Augenblick mit der Anklage übereinstimme: mein unglücklicher Klient habe seine Hände mit dem Blut des Waters besleckt. Ich wiederhole, daß ich nicht im geringsten an seiner Unschuld zweifle. Aber nehmen wir einmal an: er sei des Watermordes schuldig. Auch in Ihrem Herzen und Gedanken fühle ich diesen schweren Kampf. Verzeihen Sie mir das Wort von Herzen und Gedanken. Doch ich möchte bis zum Ende wahr und aufrichtig bleiben. Seien wir es einmal alle — wahr und aufrichtig!“

Bei diesen Worten wurde der Redner durch ziemlich starken Beifall unterbrochen. Er hatte seine letzten Worte in einem ehrlich klingendem Tone gesprochen. Alle fühlten, daß

er wirklich etwas zu sagen hatte, vielleicht das Wichtigste. Als der Vorsitzende den Beifall hörte, klingelte er sofort und drohte mit erhobener Stimme, daß er den Saal räumen lassen werde, wenn etwa Ähnliches sich wiederholen sollte. Alles wurde still, und Fetjukowitsch begann von neuem, diesmal mit geradezu seelenvoller Stimme, die ganz anders klang als vorher.

## Der Übertreter des Gebotes

**N**icht nur die Verkettung von Tatsachen vernichtet meinen Klienten; im Grunde bricht ihm nur eine einzige unleugbare Tatsache den Hals — der Leichnam des alten Vaters. Wäre es ein gewöhnlicher Mord, so würden Sie bei der Nichtigkeit, Übertriebenheit, Unbewiesenheit der sogenannten Anklagebeweise — jeder einzeln und nicht in der Gesamtheit betrachtet — die Anklage zurückweisen oder sich wenigstens bedenken, das Leben eines Menschen nur auf Grund des leider zu sehr verdienten Vorurtheiles zugrunde zu richten. Aber hier handelt es sich nicht um einen gewöhnlichen Mord, sondern um einen Vatermord! Das macht einen solchen Eindruck, daß selbst die Nichtigkeit und Unbewiesenheit der anklagenden Tatsachen selbst dem Vorurteilslosesten nicht mehr so nichtig und unbewiesen erscheint. Wie soll man einen solchen Angeklagten rechtfertigen? Wenn er den Mord verübt hat und ungestraft entkommt! Diese Frage erhebt sich unwillkürlich in jedem Herzen.

„Es ist etwas Schreckliches, das Blut des Mannes zu vergießen, der mich erzeugt, liebt, sein Leben für mich nicht geschont, von meiner frühesten Lebenszeit an um mich bei jeder Kinderkrankheit sich gesorgt, sein ganzes Leben lang nur für mein Glück gearbeitet und entbehrt, nur in meinen Freuden

und Erfolgen gelebt hat! Einen solchen Vater zu erschlagen, läßt sich kaum ausdenken. Was ist ein Vater, wieviel liegt nicht in diesem Worte!

„Im vorliegenden Falle jedoch entspricht der Vater, der verstorbene Fedor Pawlowitsch Karamasoff nicht im mindesten dem Begriff von einem Vater, den wir im Herzen tragen. Das ist das Unglück. Gar mancher Vater ist das Unglück seiner Kinder. Mein hochgeachteter Gegner, der schon mein Gegner war, bevor ich mein erstes Wort gesprochen, hat mehr als einmal erklärt: 'Ich will die Verteidigung des Angeklagten keinem anderen überlassen — ich bin der Ankläger, ich will auch der Verteidiger sein!' Das hat er mehrmals erklärt. Aber er hat vergessen zu erwähnen, daß der Angeklagte, wenn er ganze dreiundzwanzig Jahre lang Dankbarkeit für ein Pfund Nüsse in seinem Herzen bewahrt hat, das ihm der einzige Mensch geschenkt hat, der zu ihm als Kind in seinem Elternhause freundlich gewesen ist, — daß er in diesen dreiundzwanzig Jahren auch nicht hat vergessen können, wie er auf dem Hinterhofe barfüßig umhergelaufen ist in Höschen mit nur einem Knopf, wie der menschenfreundliche Doktor es uns geschildert hat. Warum soll ich wiederholen, was alle wissen! Und was hat mein Klient vorgefunden, als er jetzt nach Hause zum Vater kam?

„Warum stellt man ihn als gefühllosen, selbstfüchtigen Menschen, als Ungeheuer hin? Gewiß ist er zügellos, wild und wüßt. Aber wer ist Schuld an seinem verpfuschten Leben? Wen trifft die Schuld, daß er bei seinen Geistesanlagen eine solche Erziehung erhielt, dieser kleine, verlassene Junge mit dem prächtigen, liebebedürftigen Herzen? Hat ihm denn auch nur ein einziger Mensch Vernunft beigebracht? Hat ihm ein einziger nur ein bißchen Liebe in seiner freudlosen Kindheit gezeigt? Mein Klient ist aufgewachsen wie ein Tier. Vielleicht hat er sich danach gesehnt, nach so langer Zeit seinen Vater wiederzusehen, vielleicht die trüben Erinnerungen seiner Kindheit wie einen Traum verschleudt und das aufrichtige Verlangen gehabt, seinen Vater entschuldigen und umarmen zu können!

„Und was findet er? Mit beißendem Spott, mit Mißtrauen und Betrug um das strittige Geld wird er empfangen. Die Gespräche und die Lebensphilosophie, die er täglich bei Kognak mit anhören muß, werden ihm fast zum Ekel. Bald gewahrt er, wie dieser Vater mit seinem, des Sohnes Geld, ihm die Geliebte abspenstig machen will. Und dieser selbe alte Vater beschwert sich bei allen über die Unehrethätigkeit des Sohnes, sucht ihn in der Gesellschaft zu verleunden und ihm zu schaden, wo er nur kann; schließlich kauft er seine Wechsel auf, um den leiblichen Sohn ins Gefängnis zu bringen.

„Diese anscheinend wilden, heftigen, zügellosen Menschen wie mein Klient sind meistens sehr zärtlich; nur zeigen sie es nicht. Lachen Sie nicht über meine Worte! Der verehrte Ankläger hat meinen Klienten vorher unbarmherzig zu verspotten gesucht, indem er in ganz besonderer Art andeutete, daß Dimitri Karamasoff Schiller liebe, alles Schöne und Hehre. Ich hätte mich an seiner Stelle nicht lustig darüber gemacht. Denn diese Herzen sehnen sich oft nach Zärtlichkeit, Schönheit und Gerechtigkeit gleichsam aus Widerspruch zu sich selbst, unbewußt vielleicht, aber mit ganzer Leidenschaft. Außerlich hart, sind sie fähig, bis zur Selbstquälerei ein Weib liebzugewinnen mit einer geistigen, höheren Liebe. Nur sind sie nicht imstande, ihre zuweilen sehr rohe Leidenschaft zu verbergen, und das fällt sofort an ihnen auf. Den inneren Menschen sieht niemand. Doch ihre Leidenschaften ebbten schnell ab, und dieser anscheinend rohe, gefühllose Mensch sucht in der Nähe eines edlen, schönen Wesens die Möglichkeit, gut zu werden, ehrlich und edel.

„Ich wage, wie gesagt, nicht, über den Roman meines Klienten mit Fräulein Werchoffzeff zu sprechen. Doch wird mir wohl ein kurzes Wort gestattet sein. Wir haben vorhin das wahnsinnige Geschrei — nicht die Aussage — eines Weibes gehört, das sich rächen will. Aber nicht ihr kommt es zu, ihm Treubruch vorzuwerfen; sie hat zuerst die Treue gebrochen. Hätte sie einen Augenblick zum Nachdenken gehabt, sie hätte sicher nicht so ausgesagt. Glauben Sie ihr nicht: mein Klient ist kein Auswurf des Menschengeschlechtes, wie sie

ihn genannt hat. Der gekreuzigte Menschenfreund hat gesagt: 'Ich bin der gute Hirte. Ein guter Hirte läßt sein Leben für seine Schafe, damit keines untergehe.' Nichten auch wir keine Menschenseele zugrunde!

„Über die Bedeutung des Wortes ‚Vater‘ habe ich mich soeben ausgesprochen und verlange, daß man jedem Dinge seinen richtigen Namen gibt. Darum sage ich offen: Ein Vater, wie es der erschlagene alte Karamasoff war, kann nicht Vater genannt werden; er verdient den Namen nicht. Wird die Liebe zum Vater von diesem nicht gerechtfertigt, so ist sie eine Unmöglichkeit. ‚Väter, betrübet nicht eure Kinder‘, schreibt der Apostel aus liebevollem Herzen heraus. Um aller Väter willen rufe ich diese Worte ins Gedächtnis zurück. Niemand hat mir das Recht gegeben, die Väter Liebe zu lehren. Aber ich spreche zu den Vätern als Mensch und Staatsbürger.

„Wir sollten bei unserem kurzen Erdenleben jeden Augenblick ausnützen, einander ein gutes Wort zu sagen, da wir so viel Böses tun und reden. Von hier aus hört uns ganz Rußland. Deshalb rufe ich nicht nur den hier versammelten, sondern allen Vätern zu: ‚Väter, betrübet nicht eure Kinder!‘ Erfüllen wir zuerst Christi Gebot, dann können wir auch von unsern Kindern die Erfüllung der Gebote verlangen. Sonst sind wir nicht die Väter, sondern die Feinde unserer Kinder, und sie nicht unsere Kinder, sondern unsere Feinde, und wir selbst machen sie zu unseren Feinden! ‚Mit welchem Maße du misset, wirst du wieder gemessen‘, — das sage nicht ich, das droht uns das Evangelium. Wie soll man die Kinder anklagen, wenn sie uns mit demselben Maße wiedermessen, mit dem wir messen?

„Sagen wir es gerade heraus: Der Erzeuger ist noch nicht Vater; er muß sich den Vaternamen erst verdienen. Die Auffassung des Wortes Vater, daß mein Vater auch dann, wenn er zum Verbrecher an seinen Kindern geworden ist, immer noch mein Vater bleibt, weil er mich erzeugt hat, kann ich nur auf Treu und Glauben hinnehmen, aber nicht mit dem Verstande begreifen. Aber ein solcher Fall mag außerhalb

des wirklichen Lebensbereiches bleiben. Hier haben wir als Menschen und Christen die Pflicht, nur die Überzeugungen durchzuführen, die von der Vernunft und von der Erfahrung gutgeheißen sind. Mit einem Wort: wir sollen vernünftig handeln, um den Menschen keinen Schaden zuzufügen, sie nicht unnütz zu quälen und zugrunde zu richten. Erst dann wird es eine wirklich christliche Tat sein."

Bei diesen Worten erhob sich an vielen Stellen des Saales ein starker Beifall. Aber Fetjukowitsch wehrte mit den Armen ab, als bitte er, daß man ihn nicht unterbreche, sondern ausreden lasse. Im Augenblick wurde es wieder still. Der Redner fuhr fort:

„Glauben Sie, daß solche Fragen unsere Kinder unberührt lassen, wenn sie anfangen nachzudenken? Der Anblick eines unwürdigen Vaters veranlaßt den Jüngling, ihn mit würdigen Vätern seiner Altersgenossen zu vergleichen, und zwingt ihm peinvolle Fragen auf. Auf solche Fragen erhält er aber immer die eine Antwort: ‚Du bist Blut von seinem Blut, folglich mußt du ihn lieben.‘ Wie soll da der Jüngling nicht ernster nachdenken und sich weiter fragen: ‚Hat er mich geliebt, als er mich erzeugte? Er kannte mich doch gar nicht, hat vielleicht gar nicht an mich gedacht in dem Augenblick der Leidenschaft, die möglicherweise nur vom Weine herrührte, und in dem er mir bloß die Neigung zum Trunk vererbt hat. Das sind seine einzigen Wohltaten gegen mich. Warum soll ich ihn mein ganzes Leben lang dafür lieben, daß er mich zwar erzeugt, aber von dem ersten Lebenstage an nicht geliebt hat?‘ Diese Fragen mögen Ihnen roh erscheinen. Doch fordern Sie nicht Unmögliches von einem jungen Menschen, verlangen Sie nicht, daß er sich mäßige und in allem denke wie sein Lehrer. Wie sollen wir uns dazu stellen?“

Hier wurde der Redner durch geradezu stürmischen Beifall unterbrochen. Die Väter und Mütter vor allem klatschten ihm zu. Aus dem Kreise der Damen hörte man zustimmendes Rufen, sah man Tücher winken. Der Vorsitzende griff nach der Glocke und läutete aus allen Kräften. Das Vorgehen der Zuhörer hatte ihn offenbar sehr empört. Trotzdem wagte er

nicht, seine Drohung wahr zu machen und den Saal räumen zu lassen. Selbst die Standespersonen, die hinter dem Gerichtshof auf besonderen Lehnstühlen saßen, hielten mit dem Beifall nicht zurück. So begnügte sich der Vorsitzende mit der Wiederholung seiner Drohung, und triumphierend ergriff Fetjukowitsch von neuem das Wort.

„Ich bestehe mit allem Nachdruck darauf, daß der Angeklagte nicht des Geldes wegen in den Garten gelaufen ist. Auch nicht um seinen Vater zu erschlagen, ist er bei diesem eingedrungen. Hätte er wirklich die Absicht gehabt, so würde er sich mit einer Waffe versehen haben. Die kleine Mörserkeule hat er nur ergriffen, ohne selbst zu wissen, warum und wozu. Nehmen wir einmal an, wenn ich auch gesagt habe, daß ich keinen Augenblick an die Fabel glaube, daß er das Zeichen an die Tür geklopft hat und ins Haus eingedrungen ist. Wäre der Tote nicht sein Vater gewesen, sondern ein Fremder, der ihn beleidigt hat, so hätte er ihn vielleicht grob angefahren. Aber das wäre alles gewesen, er hätte weiter keine Zeit für ihn gehabt. Mußte er doch erfahren, wo sie sich befand. Beim Anblick des Vaters, seines von Kindheit an verhassten Feindes, der jetzt sein ungeheuerlicher Nebenbuhler war, überwältigte ihn unwillkürlich der Haß; da war keine Zeit mehr zum Überlegen. Doch der Mörder hat auch da nicht ermordet; nein, nur in angeekelttem Widerwillen hat er mit der Hand einmal ausgeholt, ohne erschlagen zu wollen. Hätte er nicht die verhängnisvolle Mörserkeule in der Hand gehabt, so hätte er den Vater vielleicht nur verprügelt, aber nicht erschlagen. Als er fortlief, wußte er nicht, ob der von ihm niedergestreckte Mann wirklich tot war. Ein solcher Totschlag ist kein Mord, erst recht kein Watermord.

„Und hat dieser Totschlag wirklich stattgefunden, ist er von dem Angeklagten ausgeführt worden? Das frage ich immer wieder! Nach der Verurteilung wird er sich sagen: „Diese Menschen haben nichts getan, um mich besser zu machen; und jetzt haben sie mich noch zur Zwangsarbeit verurteilt. Damit ist meine Schuld getilgt; wir haben miteinander abgerechnet. Sie sind böse — so werde auch ich böse sein. Sie

sind grausam — so werde auch ich grausam sein.' Mit Ihrer Schuldigsprechung werden Sie seine Schuld nur erleichtern; denn Sie werden seinem Gewissen das Schuldbewußtsein nehmen. Er wird das von ihm vergossene Blut verfluchen, aber nicht bereuen. Zugleich vernichten Sie den Menschen in ihm. Sie nehmen ihm die Möglichkeit, ein Mensch zu werden; er würde sein Leben lang böse bleiben.

„Wollen Sie ihm die härteste Strafe auferlegen, die sich nur denken läßt, um seine Seele aufzurichten und ihn auf ewig zu retten, so erdrücken Sie ihn durch Ihre Barmherzigkeit. Sie werden sehen, wie er zusammenzucken wird. ‚Habe ich soviel Liebe verdient?‘ wird das erste sein, was er ausruft. Seine Seele wird die Tat verfluchen. Mit Tränen der Reue wird er gestehen: ‚Ich bin gegen alle Menschen schuldig und der Unwürdigste unter ihnen. Die Menschen sind besser als ich; sie haben mich nicht verderben, sondern retten wollen.‘

„Wie leicht ist es für Sie, diese Barmherzigkeit zu üben. Denn beim Fehlen jedes nur einigermaßen glaubwürdigen Schuldbeweises muß es Ihnen schwer werden, ihn schuldig zu sprechen. Hören Sie die Stimme aus dem vorigen Jahrhundert unserer ruhmreichen Geschichte: ‚Es ist besser, zehn Schuldige unbestraft zu entlassen, als einen Unschuldigen zu bestrafen.‘ Mir kommt es nicht zu, Sie daran zu erinnern, daß das russische Gericht nicht nur dem Schuldigen eine Sühne auferlegen, sondern den verlorenen Menschen retten will, mag auch bei anderen Völkern nach dem Buchstaben gerichtet werden. Wenn es sich so verhält, so lassen Sie sich nicht ängstigen mit rasenden Troiken, denen alle Völker vor Abscheu ausweichen. Nicht die sinnlos dahinstürmende Troika, sondern der erhabene russische Triumphwagen wird ans Ziel gelangen.

„In Ihren Händen liegt das Schicksal meines Klienten, in Ihren Händen auch das Schicksal unserer russischen Wahrheit und Gerechtigkeit. Sie werden beweisen, daß wir Männer haben, die sie hochhalten und bei denen sie in guten Händen ruht.“

## Das Urtheil der Bauern

**G**o schloß Fetjukowitsch, und der Ausbruch der Begeisterung unter den Zuhörern war diesmal unaufhaltfam wie ein Sturm. Niemand hätte ihm Einhalt tun können. So ergab sich denn auch der Vorsitzende in die Lage und legte nur zögernd die Hand an die Glocke. Auch der Redner war sichtlich aufrichtig ergriffen. Da erhob sich unerwartet Hippolyt Kirillowitsch zu einer Entgegnung. Und selbst wenn alle Damen der Welt, die eigene Frau Hippolyt Kirillowitschs an ihrer Spitze, sich dagegen aufgelehnt hätten, es wäre unmöglich gewesen, ihn in diesem Augenblick aufzuhalten. Seine ersten Worte waren völlig unverständlich. Er war atemlos, sprach undeutlich und schien sogar den Faden zu verlieren. Doch das legte sich bald.

„Mir wird der Vorwurf gemacht, daß ich Romane erdichte. Was tut denn der Verteidiger anders, als daß er uns einen Roman, sogar einen zwiefachen, vorträgt? Es fehlte nur, daß er in Versen gesprochen hätte.“

„Fedor Pawlowitsch zerreißt, während er die Geliebte erwartet, den Umschlag und wirft ihn auf den Fußboden. Es wird uns sogar mitgeteilt, was er bei dieser unbegreiflichen Handlungsweise geredet hat. Ist das keine Erdichtung? Und wo bleibt der Beweis, daß er das Geld herausgenommen hat? Wer hat gehört, daß er dabei gesprochen hat? Der schwachsinnige Idiot Smerdjakoff wird uns als ein Mensch geschildert, der sich an der Gesellschaft für seine uneheliche Geburt rächt. Und der Sohn, der beim Vater eingedrungen ist, ihn erschlägt und auch wieder nicht erschlägt, ist schon mehr als ein Romanheld, ist eine Sphinx, die Rätsel aufgibt, die sie freilich selbst niemals lösen wird. Wenn er erschlagen hat, so hat er erschlagen. Wer kann es verstehen, daß er erschlagen hat und dabei doch nicht erschlagen haben soll?“

„Dann wird uns verkündet, daß den Watermord wirklich Watermord nennen, ein Vorurteil sei. Wenn jedes Kind

seinen Vater fragen soll: ‚Vater, warum soll ich dich lieben?‘ wo bleiben da die Grundfesten der Gesellschaft und der Familie? Die heiligsten Gebote in der Bestimmung und der zukünftigen Bedeutung des russischen Gerichtes werden uns entstellt vorgeführt, nur um den einen Zweck zu erreichen: Die Rechtfertigung dessen durchzusetzen, was wir nicht rechtfertigen dürfen.

„Erdrücken Sie ihn mit Ihrer Barmherzigkeit“, ruft der Verteidiger. Für den Verbrecher ist das wirklich alles, was er braucht. Dann können wir morgen sehen, wie niedergedrückt er ist! Und ist der Verteidiger nicht noch bescheiden, wenn er die Freisprechung des Angeklagten verlangt. Warum verlangt er nicht gleich, daß man eine Stiftung gründe auf den Namen des Vatemörders, um seine Heldentat zu verewigen?

„Da wäre doch das Evangelium und die ganze Religion verbessert durch die Vernunft und gesunde Auffassung. ‚Mit welchem Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen‘, ruft der Verteidiger. Aber in dem gleichen Augenblick verkündet er, daß Christus geboten habe, mit demselben Maße wieder zu messen, mit dem wir gemessen werden. Doch Christi Gebot ist nicht mit demselben Maße zu messen. Wir sollen verzeihen und auch noch die rechte Backe hinhalten. Das hat unser Gott gelehrt, nicht aber, daß das Verbot an die Kinder, ihre Väter zu erschlagen, ein Vorurteil sei. Ich wage nicht, daß Evangelium unseres Gottes zu verbessern, den der Verteidiger bloß den gekreuzigten Menschenfreund zu nennen geruht im Gegensatz zum ganzen rechtgläubigen Rußland, das zu ihm emporruft: ‚Wahrlich, du bist unser Gott.‘“

Hier unterbrach der Vorsitzende unseren erregten Hippolyt Kirillowitsch und bat ihn, nicht zu übertreiben, sondern die pflichtschuldigen Grenzen innezuhalten. Auch im Saal war es unruhig geworden. Man hörte sogar einige Rufe des Unwillens.

Fetjukowitsch antwortete nicht. Mit gekränkter Stimme und die Hand aufs Herz gepreßt sprach er einige würdevolle Worte zu den Zuhörern. Leichtthin und spöttisch erwähnte er die Romane und die Seelenkunde und brachte geschickt die

Wendung an: „Jupiter, du ärgerst dich, folglich hast du unrecht.“ Diese Worte lösten natürlich ein beifälliges Lachen im Saale aus; denn unser Hippolyt Kirillowitsch glich niemandem weniger als einem Jupiter. Auf die Anschuldigung, er habe dem heranwachsenden Geschlecht gestattet, die Väter zu erschlagen, bemerkte Fetjukowitsch mit überlegener Miene: auf so etwas wolle er überhaupt nicht eingehen. Über den Vorwurf, daß er Christus nicht Gott, sondern nur den gekreuzigten Menschenfreund genannt habe, was der Rechtgläubigkeit widersprechen sollte, ließ er nur eine kurze Bemerkung fallen.

Im übrigen erklärte er noch: als er hergereist sei, habe er wenigstens darauf gerechnet, daß er gegen Beschuldigungen geschützt werde, die ihm als Staatsbürger und treuem Untertan gefährlich werden könnten.

Aber bei diesen Worten wurde auch er vom Vorsitzenden unterbrochen und schloß unter dem Beifall des Saales seine Rede. Hippolyt Kirillowitsch war nach der Meinung der Damen endgültig aufs Haupt geschlagen.

Darauf wurde dem Angeklagten selbst das Wort erteilt. Mitja erhob sich, sprach aber nur wenig. Körperlich und seelisch war er gänzlich erschöpft. Hatte er noch beim Betreten des Saales Selbstbewußtsein und Kraftgefühl gezeigt, so war jetzt beides fast geschwunden. Es war, als habe er an diesem Tage etwas erlebt, was zu erleben ihm früher unmöglich gewesen war. Seine Stimme klang matt, lange nicht mehr so laut wie vorhin. Etwas Neues: Ergebenheit und Unterwerfung sprach aus seinen Worten.

„Was soll ich sagen! Ich fühle Gottes Hand über mir. Mit dem zügellosen Menschen ist es vorbei. Aber ich sage Ihnen, als stünde ich vor Gottes Angesicht: An dem Blute meines Vaters bin ich unschuldig. Nicht ich habe ihn erschlagen. Zügellos und wild bin ich gewesen; doch das Gute habe ich geliebt. Ich danke dem Staatsanwalt. Er hat vieles über mich gesagt, was ich selbst nicht gewußt habe. Aber es ist nicht wahr, daß ich den Vater erschlagen habe. Darin irrt er. Auch dem Verteidiger danke ich. Aber es ist nicht wahr, daß ich den Vater erschlagen habe. Auch die bloße Annahme

ist unwahr in sich. Den Ärzten glauben Sie nicht; ich bin bei vollem Verstande, nur meine Seele leidet schwer. Wenn Sie mich freisprechen, werde ich für Sie beten. Ich werde ein besserer Mensch werden, darauf gebe ich Ihnen mein Wort wie meinem Gott. Wenn Sie mich aber verurteilen, werde ich den Degen selbst über mich zerbrechen. Aber verschont mich, ihr Menschen, nehmt mir nicht meinen Gott. Ich werde wider ihn murren. Zu schwer ist es für meine Seele. Laßt den Kelch an mir vorübergehen!“

Seine Stimme versagte. Kaum vermochte er noch die letzten Worte hervorzubringen. Fast fiel er auf seinen Stuhl zurück.

Nach Erledigung der sonstigen Förmlichkeiten erhoben sich die Geschworenen, um sich zur Beratung zurückzuziehen. Der Vorsitzende war sehr abgesspannt und gab ihnen nur ein kurzes Geleitwort mit. Dann wurde die Sitzung unterbrochen.

Es war schon sehr spät, schon nach Mitternacht. Doch niemand dachte ans Fortgehen. Selbst der Schlaf wurde von der Aufregung verschreckt. Alle erwarteten neugierig das Urteil, wengleich ihnen gar nicht bange um den Richterspruch war. „Unfehlbar wird er freigesprochen!“ meinte man überzeugt und bereitete sich schon auf den großen Augenblick der Begeisterung vor. So die Damen. Auch unter den Männern waren sehr viele von der Freisprechung überzeugt. Die einen freuten sich, die andern machten mürrische Gesichter, und die dritten ließen sogar ganz niedergeschlagen die Köpfe hängen: Die wünschten wahrlich keine Freisprechung. Selbst Fetjukowitsch soll seines Erfolges ganz sicher gewesen sein. Man umringte ihn, beglückwünschte ihn und streute ihm Weihrauch.

„Es gibt“, soll er gesagt haben, „gewisse unsichtbare Fäden, die den Verteidiger mit den Geschworenen verbinden. Man fühlt sie schon während der Rede. So erging es auch mir. Der Sieg ist unser. Seien Sie unbesorgt!“

„Was werden unsere Bäuerlein jetzt sagen?“ fragte ein dicker, poekennarbiger Herr, ein Gutsbesitzer aus der Umgegend, während er zu einer Gruppe eifrig sich unterhaltender Herren trat.

„Aber es sind nicht nur Bauern. Auch vier Beamte sind dabei.“

„Jawohl, nicht weniger als vier Beamte,“ bestätigte hinzutretend ein Mitglied des Landtags.

„Kennen Sie Nasarjeff, den Kaufmann mit den Medaillen, einen von den Geschworenen?“

„Was ist mit ihm?“

„Ein feiner Kopf!“

„Aber er schweigt immer.“

„Umso besser. Der braucht sich nicht von diesem Petersburger belehren zu lassen; er könnte selbst ganz Petersburg belehren. Zwölf Kinder, bedenken Sie nur!“

„Ich bitte Sie, ist es denn überhaupt möglich, daß sie ihn nicht freisprechen?“ rief in einer anderen Gruppe einer von unseren jungen Beamten.

„Ganz gewiß wird er freigesprochen,“ ließ sich eine andere Stimme vernehmen.

„Eine Schmach wäre es, wenn sie ihn nicht freisprächen,“ ereiferte sich der junge Beamte. „Mag er ihn erschlagen haben. Zwischen Sohn und Vater ist immer ein Unterschied! Und dann war er immer erregt und aufgebracht. Vielleicht hat er wirklich einmal mit der Mörserkeule so geschwenkt, und der Alte hat dann von selbst den Geist aufgegeben. Dumm war nur, daß sie den Diener an den Haaren herbeizogen. Das ist nur eine lächerliche Verdächtigung. An der Stelle des Verteidigers hätte ich einfach gesagt: Er hat erschlagen, ist aber unschuldig: damit hol' Euch der Teufel!“

„Das hat er auch getan, nur die letzten Worte nicht laut gesagt.“

„Nein, beinahe hätte er es gesagt,“ fiel eine dritte hohe Stimme ein.

„Vorige Ostern hat man doch die Schauspielerin freigesprochen, die der Ehefrau ihres Geliebten die Kehle durchgeschnitten hatte.“

„Sie hatte nicht ganz durchgeschnitten.“

„Das bleibt sich gleich. Sie hatte schon angefangen zu schneiden.“

„Was er da von den Kindern sagte! Einfach großartig!“

„Großartig!“

„Dagegen läßt sich nichts sagen. Das hat er gut gemacht.“

„Lassen Sie das doch,“ unterbrach ihn ein anderer. „Versuchen Sie lieber, sich in die Lage unseres Hippolyt zu versetzen. Stellen Sie sich einmal das Leben vor, das seiner wartet. Morgen kraßt ihm seine Frau Mitjas wegen die Augen aus.“

„Hier? Dann hätte sie ihm die Augen schon ausgekraßt. Nein, mein Lieber, die sitzt zu Hause und hat zum Glück Zahnschmerzen.“

„Hahaha!“

In einer anderen Gruppe:

„Der Mitja wird anscheinend freigesprochen!“

„Dann stellt er morgen die ganze Stadt auf den Kopf und geht wieder einmal vierzehn Tage lang durch.“

„Ja, weiß der Teufel noch eins!“ meinte der andere kopfschüttelnd.

„Man kann doch nicht den Vätern die Köpfe einschlagen! Wie weit käme man damit?“

„Der Triumphwagen – wissen Sie noch?“

„Ja, der machte aus einem Schlitten sofort einen Triumphwagen.“

„Und morgen aus dem Triumphwagen einen Schlitten – ganz nach Bedarf.“

„Heute machen alles nur noch die Klugen. Gibt es überhaupt noch Wahrheit und Recht in Rußland?“

Da ertönte die Glocke. Die Geschworenen hatten sich genau eine Stunde beraten. Tiefes Schweigen trat ein.

Punkt für Punkt wurden die einzelnen Fragen den Geschworenen vorgelegt. Und Punkt für Punkt erfolgte dieselbe Antwort: Schuldig, schuldig, schuldig, und zwar ohne die geringste Milderung! Das hatte niemand erwartet. Die Totenstille im Saale dauerte an, als seien alle erstarrt, die, welche die Verurteilung, wie auch die, welche die Freisprechung gewünscht hatten. Doch dann entstand ein furchtbares Durcheinander. Von den Männern schienen viele sehr zufrieden.

Einige rieben sich sogar die Hände, ohne ihre Freude zu verbergen. Die Unzufriedenen dagegen waren niedergedrückt, flüsterten untereinander und zuckten mit den Achseln. Und erst die Damen! Zuerst trauten sie ihren Ohren nicht. Dann hörte man allseits empörtes Rufen: „Was soll das heißen?“ Erregt sprangen sie von ihren Sitzen auf in der Erwartung, alles werde noch umgeändert. In diesem Augenblick erhob sich Mitja und rief mehrmals laut über den ganzen Saal mit einer Stimme, die das Herz erbeben ließ:

„Ich schwöre bei Gott und seinem furchtbaren Gericht, am Blute meines Vaters bin ich unschuldig! Katja, ich verzeihe dir! Freunde habt Mitleid mit der anderen!“

Und dann schluchzte er auf, so ganz eigenartig, daß einen das Grauen erfaßte. Da ertönte aus der entferntesten Ecke der oberen Galerie ein gellender Schrei. Gruschenka hatte ihn ausgestoßen. Sie hatte schon vor der Rede des Staatsanwalts die Leute angefleht, sie nach oben zu lassen. Mitja wurde hinausgeführt. Die Verlesung des Urteils wurde auf den nächsten Vormittag vertagt. Der Saal leerte sich in erregter Hast.

„Der kann jetzt seine zwanzig Jahre angeschmiedet Bergwerke schmecken!“

„Mindestens.“

„Ja, unsere Bäuerlein haben ihren Mann gestanden.“

„Und haben unsern Mitja begraben!“



---

## Nachwort

---

1

### Pläne zu Mitjas Rettung

**A**m fünften Tage nach dem über Mitja gehaltenen Gericht kam Aljoscha schon frühmorgens neun Uhr zu Katerina Iwanowna, um mit ihr zum letztenmal über eine für sie beide wichtige Angelegenheit zu sprechen, und außerdem noch mit einem Auftrage an sie. Sie empfing ihn in demselben Zimmer, wo sie mit Gruschkenta Schokolade getrunken hatte. Im Nebenzimmer lag Iwan Fedorowitsch noch immer bewusstlos und in Fieberphantasien.

Katerina Iwanowna hatte sofort nach seinem Auftreten vor Gericht den erkrankten Iwan Fedorowitsch, der das Bewußtsein verloren hatte, in ihre Wohnung bringen lassen. Von Anfang an hatte sie sich über jedes daran anknüpfende Gerede der Gesellschaft und ihr Urtheil hinweggesetzt. Die eine von ihren beiden Tanten, die bei ihr wohnten, war sofort nach Moskau zurückgereist; die andere war bei ihr geblieben. Doch selbst wenn auch beide abgereist wären, hätte sie trotzdem nicht aufgehört, den Kranken zu pflegen und an seinem Bett zu sitzen. Behandelt wurde er von den beiden Ärzten im Städtchen. Der Moskauer Professor war zurückgereist, ohne seine Ansicht über den möglichen Ausgang zu äußern. Die beiden anderen Ärzte sprachen Katerina Iwanowna und Aljoscha Mut zu; aber man sah es ihnen an, daß sie selbst keine feste Hoffnung hatten.

Aljoscha kam täglich zweimal zum kranken Bruder. Diesmal war er in einer besonderen, dringenden Angelegenheit gekommen. Es wurde ihm sehr schwer, darüber zu sprechen, und

doch mußte er sich beeilen. Außerdem verband er mit diesem Besuch etwas Unauffchiebbares. Und jetzt sprachen sie schon über eine Viertelstunde von nebensächlichen Dingen. Katerina war übermüdet, zu gleicher Zeit aber von krankhafter Lebhaftigkeit. Sie ahnte, warum Aljoscha gekommen war.

„Wegen seiner Einwilligung seien Sie unbesorgt,“ sagte sie bestimmt. „Er wird zur Einsicht kommen, daß er entfliehen muß. Er muß! Der Unglückliche, der seine Ehre und sein Gewissen daran gesetzt hat, — ich meine nicht Dimitri Fedorowitsch, sondern ihn, der hinter jener Tür liegt,“ — Katjas Augen blühten — „der hat mir schon früher den ganzen Fluchtplan mitgeteilt. Sie wissen, daß er Verbindungen angeknüpft hat? Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es auf der dritten Etappe geschehen, wenn die Abteilung der Verschiedten über den Ural nach Sibirien geht. Iwan Fedorowitsch ist schon einmal zum Kommandanten der dritten Etappe gefahren. Nur ist noch unbekannt, wer der Führer des Transportes ist. Morgen vielleicht werde ich den ganzen Plan ausführlich darlegen. Iwan Fedorowitsch hat ihn mir am Abend vor der Gerichtsverhandlung dagelassen, falls irgend etwas . . . Es war an jenem Abend, als Sie zu mir kamen. Wir hatten uns gestritten. Sie trafen ihn auf der Treppe, und ich zwang ihn, nochmals umzukehren. Wissen Sie, weshalb wir uns gestritten hatten?“

„Nein, ich weiß es nicht,“ antwortete Aljoscha.

„Es war gerade wegen dieses Fluchtplans. Schon drei Tage vorher hatte er mir das Wichtigste mitgeteilt, und gleich damals gerieten wir in Streit. Es geschah nur deshalb, weil ich mich damals über seine Äußerung: Dimitri Fedorowitsch werde im Falle der Verurteilung zusammen mit jenem Geschöpf ins Ausland fliehen, so furchtbar aufregte.“ Katerina Iwanownas Lippen bebten vor Zorn. „Als aber Iwan Fedorowitsch merkte, daß ich mich dieses Geschöpfes wegen aufregte, glaubte er sofort, es sei Eifersucht und ich liebte immer noch Dimitri. So kam es zum ersten Streit. Ich wollte keine Erklärungen geben und konnte nicht um Verzeihung bitten. Es ging mir zu nahe, daß Iwan mich der

früheren Liebe zu diesem . . . verdächtigen konnte und zwar nachdem ich ihm gesagt hatte, daß ich nicht Dimitri, sondern nur ihn liebe. Nach drei Tagen, an jenem Abend, als Sie zu mir kamen, brachte er mir einen versiegelten Umschlag, den ich sofort öffnen sollte, wenn ihm etwas zustoße. Er hat seine Krankheit schon lange vorausgeföhlt. Im Umschlage sei, teilte er mir mit, der ganze Fluchtplan bis in alle Einzelheiten; sollte er sterben oder ernstlich erkranken, so müsse ich allein Mitja retten. Zudem übergab er mir zehntausend Rubel, dieselbe Summe, auf die der Staatsanwalt hindeutete, als er sagte: Iwan Fedorowitsch habe Geld wechseln lassen. Ich war sprachlos vor Staunen, daß Iwan Fedorowitsch, der noch immer eifersüchtig auf seinen Bruder war, trotzdem den Gedanken an dessen Rettung nicht aufgegeben hatte und gerade mir die Ausführung des Planes anvertraute. Eine solche Aufopferung werden Sie nie ganz verstehen, Alexei Fedorowitsch. Ich wäre ihm zu Füßen gefallen, wenn mir nicht eingefallen wäre, er könne es für Freude halten, daß Mitja gerettet werde. Schon über diese bloße Möglichkeit eines solchen Gedankens war ich so empört, daß ich wieder in Wut geriet und ihm eine neue Szene machte! Das ist mein unseliges Wesen! Ich werde es noch so weit bringen, daß er mich, wie Dimitri es getan, auch um einer anderen willen, mit der sich leichter leben läßt, verlassen wird. Als er mit Ihnen eintrat, ergriff mich ein solcher Zorn über seinen verächtlichen Blick, daß ich Ihnen zurief: er allein habe mich überzeugt, daß sein Bruder Dimitri der Mörder sei. Ich wollte ihn bis ins Herz kränken; denn er hat mir niemals gesagt, daß sein Bruder der Mörder sei. Vielmehr habe ich ihn davon zu überzeugen gesucht. An allem ist nur mein Wesen schuld! Ich allein habe die Szene vor Gericht veranlaßt. Wie ich mich deshalb verwünsche! Er wollte mir beweisen, daß er in seinem Edelmut, wenn ich auch seinen Bruder liebte, diesen doch nicht aus Rache oder Eifersucht verderben wollte. Da kam er denn hin — erinnern Sie sich, wie er sich den Richtern näherte? Ich bin die Ursache des ganzen Unglücks, bin an allem schuld!"

Noch nie hatte Katja so zu Aljoscha gesprochen. Er empfand, daß ihre Neue in diesem Augenblick sie so sehr niederdrückte, daß ihr Herz allen Stolz ablegte und sich vor ihm bis in den Staub demüthigte. Aljoscha kannte sehr wohl die letzte Ursache ihrer bitteren Seelenqualen, wie sehr sie diese auch in den letzten Tagen nach Mitjas Verurteilung vor ihm zu verbergen suchte. Sie litt unerträglich unter dem Bewußtsein, Mitja vor Gericht überantwortet zu haben, und es drängte sie, ihre Schuld gerade Aljoscha einzugestehen. Aber dieser schreckte vor einer neuen Erschütterung Katjas zurück und wollte sie möglichst schonen. Umso schwerer lastete daher der Auftrag auf ihm, mit dem man ihn zu ihr geschickt hatte. Doch er brachte das Gespräch wieder auf Mitja.

„Sinetwegen brauchen Sie sich keine Sorge zu machen,“ unterbrach ihn Katja schroff. „Seien Sie überzeugt: er wird in die Flucht einwilligen. Er hat ja noch Zeit. Iwan Fedorowitsch wird inzwischen wieder gesund und nimmt alles selbst in die Hand, so daß ich nichts damit zu tun habe. Er ist doch auch jetzt schon einverstanden. Kann er denn dieses Geschöpf verlassen? Sie läßt man aber nicht in die Erzgruben. Wie sollte er da nicht entfliehen wollen! Er fürchtet nur Sie, fürchtet, daß Sie seine Flucht vom sittlichen Standpunkte aus nicht billigen werden. Sie werden sie ihm schon großmüthig erlauben, wenn Ihre Zustimmung einmal unumgänglich nötig ist.“

Sie verstummte und lächelte.

„Jetzt redet er“, begann sie wieder, „von einer Hymne, von einem Kreuz, das er tragen muß, von einer Schuld. Iwan Fedorowitsch hat mir viel davon erzählt. Wenn Sie wüßten, wie er den Unglücklichen in diesem Augenblick geliebt und vielleicht zu gleicher Zeit gehaßt hat! Und doch hatte ich für seine Worte und sein Leid nur ein übermüthiges Lächeln! O, ich gemeines Geschöpf! Ich bin die eigentliche Ursache seiner Krankheit! Aber er, der Verurtheilte,“ unterbrach sich Katja heftig, „ist er bereit zu leiden? Kann er überhaupt leiden? Solche Menschen leiden niemals!“

Haß und Verachtung klangen aus ihren Worten. Und doch hatte sie ihn überantwortet; das mußte sie sich immer wieder sagen.

„Vielleicht kommt es daher,“ dachte Aljoscha, „weil sie sich vor ihm schuldig fühlt und ihn deshalb bisweilen sogar haßt.“ Er hätte gewünscht, daß es nur in manchen Augenblicken gewesen wäre.

„Ich habe Sie heute zu mir gebeten, nur um Ihnen das Versprechen abzunehmen, daß Sie ihn zur Flucht bereden. Oder ist es nach Ihrer Meinung unehrenhaft zu entfliehen — unchristlich?“ fragte Katja herausfordernd.

„Nein, ich werde ihm alles sagen,“ sprach Aljoscha vor sich hin. Doch plötzlich sah er entschlossen auf, ihr in die Augen. „Er läßt Sie bitten, heute zu ihm zu kommen!“ kam er unerwartet mit seinem Auftrage heraus.

Katja zuckte zusammen und fuhr unwillkürlich zurück.

„Mich? Ist denn das möglich?“ stammelte sie erbleichend.

„Es muß sogar bestimmt geschehen,“ beharrte Aljoscha eifrig. „Ich hätte nicht davon angefangen, wenn es nicht unbedingt nötig wäre. Er ist krank, wie von Sinnen, und will immer nur Sie sehen. Er bittet Sie nicht, sich mit ihm auszusöhnen; nur sehen will er Sie noch einmal. Sie können auf der Türschwelle stehen bleiben, sagt er. Seit jenem Tage ist eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Jetzt sieht er ein, wie unermesslich seine Schuld gegen Sie ist. Nicht um Ihre Vergebung bittet er — ‚mir kann nicht vergeben werden,‘ sagt er selbst — er bittet Sie einfach, sich nur einmal auf der Türschwelle zu zeigen.“

„Sie haben mich so plötzlich . . .“ stammelte Katja; „alle diese Tage habe ich gehaut, daß Sie damit kommen würden. Ich habe gewußt, daß er mich rufen werde. Aber es ist unmöglich!“

„Und wenn es auch unmöglich ist, tun Sie es doch. Bedenken Sie nur das eine: zum erstenmal in seinem Leben sieht er ein, wie sehr er Sie gekränkt hat. ‚Wenn sie sich zu kommen weigert, bin ich unglücklich für mein Leben,‘ sagt er. Ein Zwangsarbeiter, der zwanzig Jahre lang keine Sonne

sehen wird, will noch glücklich sein! Haben Sie denn gar kein Mitleid? Bedenken Sie doch: Sie besuchen einen unschuldig Verurteilten," sagte Aljoscha stolz. „An seinen Händen klebt kein Blut. Zeigen Sie sich nur einmal auf der Schwelle, das ist ja alles. Das müssen Sie tun!" schloß Aljoscha unerbittlich.

„Ich muß, aber ich kann nicht," klang es wie ein Stöhnen.  
„Er wird mich ansehen. Ich kann nicht!"

„Ihre Blicke müssen sich noch einmal treffen. Wie wollen Sie weiterleben, wenn Sie sich jetzt nicht entschließen können?"

„Lieber lebenslängliche Qual!"

„Nein, Sie müssen kommen," bestand Aljoscha unerbittlich.

„Warum heute? Ich kann den Kranken nicht allein lassen."

„Auf einen Augenblick können Sie das schon. Sie brauchen nur wenige Minuten. Kommen Sie nicht, so erkrankt auch er noch in dieser Nacht an einem Nervenfieber. Ich belüge Sie nicht. Haben Sie Erbarmen!"

„Haben Sie vielleicht mit mir Erbarmen?" sagte Katja bitter, und Tränen rollten über ihre Wangen.

„Also Sie kommen! Ich gehe voraus und sage ihm, daß Sie kommen."

„Um Gottes willen, sagen Sie es ihm nicht!" unterbrach ihn Katja erschrocken. „Ich komme, aber sagen Sie nichts. Vielleicht trete ich gar nicht ein. Ich weiß noch nicht."

Die Stimme versagte ihr. Sie atmete schwer. Aljoscha erhob sich, um fortzugehen.

„Aber wenn ich dort jemanden treffe?" fragte sie leise und wurde wieder blaß.

„Darum müssen Sie sofort kommen. Es ist niemand bei ihm, glauben Sie mir. Wir erwarten Sie also," sagte er bestimmt und verließ das Zimmer.

## Sür einen Augenblick wurde die Lüge Wahrheit

**M**itja lag im Krankenhause, wohin Aljoscha jetzt eilte. Am zweiten Tage nach seiner Verurteilung befahl Mitja ein nervöses Fieber, so daß man ihn aus dem Gefängnis in das städtische Krankenhaus brachte. Doch hatte Doktor Warwinski ihn auf Aljoschas und vieler anderer Bitten in einen besonderen Raum, nicht zu den Gefangenen legen lassen, und zwar in dasselbe Zimmer, in dem Smerdjakoff gelegen hatte. Ueberdies stand am Ende des Korridors ein Soldat, und das Fenster war vergittert. So wagte denn Warwinski nicht viel mit seiner Nachsicht. Er konnte es Mitja nachempfinden, wie ihm zumute sein müsse, so plötzlich unter Räuber und Mörder versezt zu werden, und sah ein, daß er sich an solche Gesellschaft erst gewöhnen müsse. Der Besuch von Verwandten war — unter der Hand natürlich — erlaubt worden. Doch hatten bisher nur Gruschenka und Aljoscha ihn besucht. Zweimal hatte auch Naktin unbedingt zu ihm gewollt. Doch Mitja hatte den Arzt dringend gebeten, jenen nicht zu ihm zu lassen.

Als Aljoscha eintrat, sah Mitja in seiner Krankenhauskleidung auf seiner feldbettartigen Lagerstätte. Er schien noch Fieber zu haben. Um den Kopf und auf der Stirn hatte er ein mit Wasser und Essig angefeuchtetes Tuch. Wie ein Schreck flimmerte es in seinem Blick, als Aljoscha in der Thür erschien.

Mitja war in diesen Tagen auffallend nachdenklich geworden. Zuweilen schwieg er halbe Stunden lang; er sann anscheinend angestrengt über etwas nach und vergaß dabei völlig den Anwesenden. Fing er aber an zu sprechen, so gewiß nicht davon, wovon er eigentlich reden wollte. Zuweilen sah er den Bruder so flehentlich an, daß dieser deutlich fühlte, wie sehr er litt. War Gruschenka bei ihm, so schien ihm leichter zu sein, als wenn Aljoscha allein bei ihm saß. Auch mit ihr sprach er kaum etwas; doch sein ganzes Gesicht verklärte sich, sobald sie eintrat.

Schweigend setzte sich Aljoscha zu Mitja auf das Bett. Voll Unruhe hatte dieser den Bruder erwartet, doch wagte er nicht, eine Frage an ihn zu richten. Er hielt es für undenkbar, daß Katja zu ihm kommen werde; und dennoch fühlte er, daß er diesen Zustand nicht lange ertragen werde, wenn sie nicht komme. Aljoscha verstand ihn.

Plötzlich fuhr Mitja auf und begann lebhaft:

„Trifon Boryssitsch soll sein ganzes Haus durchwühlen, alle Dachsparren untersuchen, alle Bretter abreißen; die ganze Galerie soll er abgetragen haben. Er sucht immer noch den Schatz, die fünfzehnhundert Rubel, die ich nach den Worten des Staatsanwalts bei ihm versteckt habe. Nach seiner Rückkehr soll er sogleich angefangen haben. Ich wünsche dem Spitzbuben viel Glück!“

„Sie kommt,“ sagte Aljoscha, „nur weiß ich nicht, wann. Vielleicht heute, vielleicht in den nächsten Tagen. Aber sie kommt bestimmt, das weiß ich.“

Mitja fuhr zusammen. Er wollte sprechen, brachte aber kein Wort heraus. Die Nachricht erschütterte ihn. Man sah ihm an, daß er noch mehr erfahren wollte, sich jedoch nicht getraute zu fragen, weil er sich vor der Antwort fürchtete. Etwas Verächtliches von Katja zu erfahren, wäre für ihn zu grausam gewesen.

„Ich soll dich wegen der Flucht vollkommen beruhigen. Sollte Iwan bis dahin nicht gesund werden, nimmst sie die ganze Sache allein in die Hand.“

„Das hast du mir schon gesagt,“ versetzte Mitja, in Gedanken versunken.

„Und du hast es Gruschenka schon mitgeteilt,“ bemerkte Aljoscha.

„Ja,“ gestand Mitja. „Heute morgen kommt sie nicht,“ sagte er mit verstohlenem Blick auf den Bruder. „Sie kommt erst am Abend. Als ich ihr gestern abend andeutete, daß Katja die Sache machen werde, verstummte sie, und ihre Lippen verzogen sich. Sie erwiderte nur: ‚Mag sie!‘ denn sie begriff, daß es sehr wichtig ist. Weiter wagte ich sie nicht zu

fragen. Doch sieht sie ein, daß jene nicht mich liebt, sondern Swan."

„Meinst du?“ entfuhr es Aljoscha.

„Du hast recht, vielleicht auch nicht. Sie kommt heute vormittag nicht; ich habe ihr einen Auftrag gegeben. Swan wird uns alle überragen. Er muß leben, nicht wir. Er wird gesund.“

„Katja zittert für ihn, und doch zweifelt sie kaum, daß er gesund wird,“ sagte Aljoscha.

„Dann ist sie überzeugt, daß er sterben wird. Nur aus Angst glaubt sie, daß er gesund wird.“

„Swan hat eine kräftige Natur. Ich hoffe auch sehr, daß er gesund wird,“ bemerkte Aljoscha in sichtlichem Eifer.

„Er wird gesund. Aber sie ist überzeugt, daß er sterben wird. Schweren Kummer hat sie.“

Beide schwiegen. Etwas Wichtiges schien Mitja zu beschäftigen.

„Aljoscha, ich liebe Gruscha wahnsinnig,“ sagte er plötzlich mit tränenerfüllter, bebender Stimme.

„Dort wird man sie aber nicht zu dir lassen.“ Aljoscha ging sofort auf seine Gedanken ein.

„Und was ich noch sagen wollte, Alexei,“ fuhr Mitja in eigenartigem Tone fort. „Sollte man mich dort oder unterwegs schlagen, das dulde ich nicht. Ich erschlage sie, und dann erschießt man mich. Das soll ich zwanzig Jahre lang ertragen! Schon hier fängt man an, mich zu duzen. Die ganze Nacht habe ich wach gelegen und habe mich geprüft. Ich bin nicht bereit, kann es nicht auf mich nehmen; meine Kräfte reichen nicht aus. Ich wollte dort eine Hymne singen und nehme hier nicht einmal das Du der Wärter ruhig hin. Für Gruscha würde ich alles ertragen — nur keine Schläge. Doch man läßt sie dort nicht zu mir.“

Aljoscha lächelte still.

„Höre mich an,“ sagte er; „ich will dir sagen, wie ich über die Flucht denke. Du weißt, ich lüge dir nichts vor. Du bist nicht bereit für Sibirien, und dieses Kreuz ist nicht für dich geschaffen. Wenn du den Vater erschlagen hättest, würde es

mir leid tun, daß du dein Kreuz nicht tragen willst. Aber du bist unschuldig, und deshalb wäre ein solches Kreuz zu viel für dich. Wenn du nur späterhin, wo du auch leben magst, dein ganzes Leben lang an den neuen Menschen in dir denkst, wird auch das für dich genügen. Wenn du die letzten, schlimmsten Qualen nicht auf dich nimmst, wird es nur dazu dienen, daß du das Bewußtsein einer noch größeren Schuld bei dir behältst; und dieses Schuldbewußtsein, das nie ganz schwindet und dich stets geleitet, wird dir zu deiner Wiedergeburt verhelfen, vielleicht noch eher, als wenn du wirklich nach Sibirien gingest. Denn dort würdest du vielleicht nur wider Gott murren und zuguterlekt doch sagen: „Ich habe abgerechnet.“ Da hast du meine Gedanken. Wenn für deine Flucht andere zur Verantwortung gezogen würden,“ sagte Aljoscha lächelnd, „würde ich dir nicht erlauben, zu entfliehen. Aber der Etappenleiter hat Iwan ausdrücklich gesagt, daß man die Sache verstehen müsse, damit niemanden die Verantwortung treffe. Das Bestechen ist freilich auch in diesem Falle nicht in der Ordnung. Doch ich will nicht darüber richten. Denn wenn Iwan und Katja mir befehlen würden, alles für deine Flucht zu tun, würde ich ohne weiteres die Bestechung auf mich nehmen. Du sollst ein für allemal wissen, daß ich nicht daran denke, mich zum Richter über dein Tun aufzuwerfen. Wie könnte ich wohl dein Richter sein! Damit ist, glaube ich, alles gesagt.“

„Dafür verurteile ich mich aber selbst!“ rief Mitja erregt. „Ich werde selbstverständlich entfliehen. Das war auch schon ohne dich für mich beschlossene Sache. Trotzdem verurteile ich mich selbst dafür und werde ewig zu Gott beten, daß er mir meine Sünden vergebe! So sprechen sonst wohl Jesuiten, nicht wahr? Sieh, so weit sind wir beide schon gekommen.“

„Ja, so reden Jesuiten,“ sagte Aljoscha lächelnd.

„Darum liebe ich dich, Alexei, weil du stets die Wahrheit sagst und nichts verheimlichst!“ rief Mitja froh. „Sieh einmal, jetzt habe ich meinen Aljoscha auf einem Jesuitenwege ertappt. Abküssen müßte man dich dafür, mein Junge. Ich will dir aber auch die andere Hälfte meiner Seele aufdecken.“

Wenn ich mit Geld und einem Paß versehen, meinetwegen nach Amerika entfliehe, so beruhigt mich doch nur der Gedanke, daß ich nicht in Freude und Glück, sondern in eine andere Verbannung ziehe, die vielleicht nicht leichter sein wird als die in Sibirien. Der Teufel hole dieses Amerika, ich hasse es jetzt schon! Gruscha ist bei mir dort. Aber ist sie eine Amerikanerin? Russin ist sie bis ins innerste Herz und wird sich zurücksehnen nach ihrer Heimat, und ich sehe beständig, wie sie sich meinetwegen sehnt und grämt, für mich das Kreuz trägt. Wodurch hat sie das verdient? Und wie werde ich im amerikanischen Leben diese leibeigene Knechtschaft ertragen, wenn die Menschen auch tausendmal besser sind als ich? Mögen sie noch so spitzfindig sein — hol' sie der Teufel samt und sonders! Es sind nicht meine Leute; sie haben eine andere Seele. Rußland liebe ich, den russischen Gott, obschon ich selbst ein Schuft bin. Dort muß ich umkommen!" rief er mit blickenden Augen, und seine Stimme durchbebten verhaltene Tränen.

„Sobald Gruscha und ich dort angekommen sind," begann er wieder und bezwang kräftig seine Erregung, „fangen wir in der Einsamkeit, abseits von der Heerstraße, an zu pflügen. Dort soll es noch irgendwo Rothhäute geben. Zu denen gehen wir, zu den letzten Mohikanern. Da machen wir uns sofort ans Erlernen der Sprache, Gruscha und ich. Arbeit und Sprache, sagen wir, drei Jahre lang. Dann sprechen wir besser englisch als die eingeborenen Amerikaner. Sobald wir die Sprache beherrschen, dann Ade Amerika! Wir kommen unverzüglich wieder her als amerikanische Bürger. Doch sei unbesorgt, in diese Stadt kommen wir natürlich nicht. Wir verbergen uns irgendwo weit von hier, im Norden oder Süden. Bis dahin haben wir beide uns genügend verändert. In Amerika kann mir ein Doktor irgendeine Warze anbringen — sie verstehen sich dort darauf. Oder wenn das nicht geht, steche ich mir ein Auge aus und lasse mir den Bart meterlang wachsen, natürlich einen grauen. Aus Heimweh nach Rußland werde ich bald grau. Keinesfalls erkennt man mich wieder. Sollte man mich aber dennoch erkennen und von neuem ver-

schicken, dann will es das Schicksal so! Hier treiben wir genau wie in Amerika in der Einsamkeit Ackerbau, und ich spiele bis zum Schluß den Vollblutamerikaner. Dafür können wir im Mutterlande sterben. Das ist mein unwandelbarer Plan. Billigst du ihn?"

"Ich billige ihn," sagte Aljoscha, der ihm nicht widersprechen wollte.

Nach einer Weile fuhr Mitja fort:

"Wie geschieht sie es bei der Verhandlung gedreht haben! Weiß der Teufel!"

"Und hätten sie es auch nicht entstellt — verurteilt wärest du doch," sagte Aljoscha mit einem Seufzer.

"Ja, die Leute hier hatten genug von mir. Meinetwegen! Aber schwer ist es!" Mitja stöhnte auf.

Wieder schwiegen sie eine Weile.

"Aljoscha, töte mich sofort!" rief Mitja plötzlich leidenschaftlich. „Kommt sie bald oder überhaupt nicht? Sprich: was hat sie gesagt? Wie hat sie es gesagt?"

"Sie hat zugesagt, daß sie kommt. Nur weiß ich nicht, ob es heute sein wird. Auch ihr fällt es schwer!" Aljoscha sah besorgt den Bruder an.

"Das weiß ich. Wie soll es ihr nicht schwer fallen! Ich verliere darüber den Verstand. Gruschenka sieht mich immer so an. Sie begreift . . . Herr, gib du mir Frieden! Weiß ich, nach wem mich verlangt? Karamasoff'sche Zügellosigkeit, weiter nichts! Ich bin unfähig zum Leiden! Ein Schuft bin ich, das ist alles!"

"Da ist sie!" rief Aljoscha.

In diesem Augenblick erschien Katja auf der Schwelle. Regungslos stand sie da, während ihr Blick auf Mitja ruhte. Totenbleich sprang er auf; man konnte ihm den Schrecken ansehen. Sofort aber erzitterte ein schüchternes, bittendes Lächeln auf seinen Lippen; er konnte nicht anders; er streckte ihr beide Hände entgegen. Als sie das sah, stürzte sie ungestüm auf ihn zu. Sie ergriff beide Hände und hielt sie wie im Krampf fest, während sie sich neben ihm niederließ. Beide wollten sprechen; doch hielten sie wieder inne. Schweigend

hingen ihre Blicke aneinander, und ein sonderbares Lächeln lag auf ihren Zügen.

„Hast du mir verziehen, oder kannst du nicht?“ brachte Mitja schließlich stotternd hervor. Dann wandte er sich an Aljoscha und rief ihm mit freudestrahlendem Gesicht zu:

„Hörst du, was ich sie frage?“

„Ich habe dich so geliebt, weil du von Herzen gut bist!“ entfuhr es Katja. „Aber du bedarfst meiner Verzeihung nicht und ich nicht der deinen. Ob du verzeihst oder nicht — mein Leben lang bleibst du als offene Wunde in meinem Herzen zurück und ich in deinem. So muß es sein.“

Sie hielt inne, um Atem zu schöpfen.

„Wozu bin ich hergekommen?“ begann sie wieder, sich überstürzend, als habe sie die Besinnung verloren. „Um deine Füße zu umfassen, deine Hände zu drücken bis zum Schmerz wie in Moskau, weißt du noch? Um dir zu sagen, daß du mein Gott bist, meine Freude, daß ich dich unfagbar liebe!“ kam es halblaut über ihre bebenden Lippen. Und sie beugte sich vor und küßte seine Hand. Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Sprachlos stand Aljoscha da. Alles hätte er eher erwartet als dies.

„Die Liebe ist vergangen, Mitja,“ fuhr Katja fort, „aber schmerzlich lieb ist mir das Vergangene. Das sollst du wissen, und es für immer behalten. Doch in diesem Augenblick mag es sein, wie es hätte sein können,“ sagte sie mit traurigem Lächeln und sah ihm zugleich fast froh in die Augen. „Doch werde ich dich ewig lieb behalten, und du mich auch. Behalte mich lieb dein ganzes Leben lang!“ sagte sie laut, und in ihrer Stimme lag ein drohendes Zittern.

„Ich werde dich lieb behalten!“ Mitja holte nach jedem Wort Atem. „Vor fünf Tagen an jenem Abend liebte ich dich, als du hinfielst und man dich forttrug. Mein ganzes Leben lang werde ich dich lieb behalten. So wird es sein.“

Wie im Rausch sprachen sie miteinander. Vielleicht sagten sie auch Unwahres. Doch in diesem Augenblick war alles Wahrheit für sie, und sie glaubten selbst fest an ihre Worte.

„Katja,“ rief plötzlich Mitja, „glaubst du, daß ich ihn erschlagen habe? Jetzt glaubst du nicht daran. Doch glaubtest du damals, als du ausfragtest, wirklich daran?“

„Auch damals nicht! Niemals! Ich haßte dich nur und redete es mir für diesen einen Augenblick ein. Aber kaum hatte ich die Aussage gemacht, da hörte ich auf zu glauben. Das sollst du wissen. Ich vergaß, daß ich gekommen bin, um mich zu demütigen!“ setzte sie mit ganz anderem Ausdruck hinzu, der mit dem soeben gemachten Liebesgeständnis nichts mehr gemein hatte.

„Schwer hast du es, Weib,“ entfuhr es Mitja in seinem Mitleid.

„Laß mich! Ich werde wiederkommen. Jetzt ist es zu schwer!“

Sie erhob sich. Da stieß sie einen Schrei aus und wankte zurück. Ins Zimmer trat mit ihrem leisen Gang unerwartet Gruschenka. Eilig wandte sich Katja zur Thür. Als sie indes an Gruschenka vorübergehen wollte, blieb sie jäh stehen, wurde unheimlich blaß und sagte mit leiser, verhaltener Stimme:

„Vergeben Sie mir!“

Unbeweglich sah die andere sie an und antwortete nach einer Weile mit haßerfüllter Stimme: „Schlecht sind wir beide. Wie könnten wir einander vergeben? Nette ihn, und ich werde mein Leben lang für dich beten.“

„Und vergeben willst du ihr nicht?“ rief Mitja Gruschenka in bitterem Vorwurf zu.

„Ich werde ihn dir retten!“ flüsterte Katja ihr zu und eilte aus dem Zimmer.

„Und du konntest ihr nicht vergeben, nachdem sie gesagt hatte: ‚vergib?‘“ wiederholte Mitja vorwurfsvoll.

„Mitja, mache ihr keine Vorwürfe, du hast kein Recht dazu!“ rief Aljoscha heftig dem Bruder zu.

„Ihre stolzen Lippen sagten es, ihr Herz hatte keinen Theil daran,“ erwiderte Gruschenka. „Nette sie dich, werde ich ihr alles vergeben.“

Sie verstummte, als habe sie in ihrer Seele etwas niederzuringen.

Wie sich später herausstellte, war sie ganz zufällig eingetreten. Sie hatte nicht geahnt, daß sie Besucher antreffen werde.

„Lauf ihr nach, Aljoscha!“ wandte sich Mitja ungestüm an den Bruder. „Daß sie nicht fortgehen!“

„Noch vor Abend komme ich zu dir!“ rief Aljoscha ihm zu und eilte Katja nach.

Erst auf der Straße holte er sie ein, als sie den Krankenhaushausgarten bereits verließ. Sie beeilte sich sichtlich.

Kaum hatte Aljoscha sie eingeholt, so wandte sie sich zu ihm und stieß hastig hervor:

„Vor der kann ich mich nicht demütigen! Ich habe sie um Verzeihung gebeten, weil ich mich bis zum äußersten demütigen wollte. Und ich liebe sie dafür!“ setzte Katja mit entstellter Stimme hinzu, und ihre Augen bligten in wildem Haß.

„Mein Bruder hat sie nicht erwartet; er glaubte, sie werde erst am Abend wiederkommen,“ entgegnete Aljoscha; „er war fest überzeugt, daß sie nicht kommen werde.“

„Das bezweifle ich nicht. Aber lassen wir das,“ brach sie kurz ab. „Zur Beerdigung kann ich jetzt nicht mitgehen. Doch habe ich Blumen für den Sarg geschickt. Geld werden sie noch haben. Wenn sie welches brauchen, schicke ich wieder. Sagen Sie ihnen, daß ich sie nicht vergessen werde. Sie verspäten sich; es läutet schon zur Messe. Verlassen Sie mich, bitte!“

## Iljuschas Beerdigung. Die Rede am großen Stein

**C**er verspätete sich wirklich. Man hatte bereits lange auf ihn gewartet und wollte den kleinen Sarg ohne ihn in die Kirche tragen. Im Sarg lag der kleine Iljuscha. Er war am zweiten Tage nach Mitjas Verurteilung gestorben.

An der Hofspforte erwarteten ihn Iljuschas Kameraden. Sie freuten sich, daß er endlich kam. Ihrer zwölf hatten sich eingestellt, alle mit ihren Schulranzen und Büchertaschen. „Papa wird weinen, verläßt ihn nicht,“ hatte Iljuscha sterbend gesagt, und sie erfüllten gern seine Bitte. Ihr Anführer war natürlich Kolja Krassotkin.

„Wie freue ich mich, daß Sie gekommen sind, Karamasoff!“ rief er und hielt Aljoscha die Hand hin. „Hier ist es einfach furchtbar. Es wird mir schwer, das mit anzusehen. Snegireff ist nicht betrunken; er hat noch nichts zu sich genommen. Aber er ist wie betrunken. Ich kann es nicht aushalten. Doch das ist zu entsetzlich! Erlauben Sie mir noch eine Frage, ehe wir hineingehen.“

„Was ist denn, Kolja?“ fragte Aljoscha und blieb stehen.

„Ist Ihr Bruder schuldig oder unschuldig? Hat er den Vater erschlagen oder der Diener? Was Sie sagen, werde ich glauben. Ich habe vier Nächte wegen dieser Frage nicht schlafen können.“

„Der Diener hat ihn erschlagen, mein Bruder ist unschuldig,“ antwortete Aljoscha.

„Das habe ich auch gesagt,“ rief der kleine Smuroff dazwischen.

„Sollte er als unschuldiges Opfer zugrunde gehen?“ fragte Kolja erregt. „Aber wenn auch, so ist er doch glücklich! Ich könnte ihn beneiden!“

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte Aljoscha verwundert.

„Könnte ich mich einmal für die Wahrheit opfern!“ rief Kolja begeistert.

„Doch nicht in einer solchen Sache? mit Schande beladen?“ versetzte Aljoscha.

„Für die ganze Menschheit möchte ich sterben. Die Schande ist mir gleichgiltig. Ich verehere Ihren Bruder!“

„Ich auch!“ rief unerwartet aus der Schar derselbe Knabe, der einmal erklärt hatte: er wisse, wer Troja erbaut habe, und errötete auch diesmal wieder über das ganze Gesicht.

Aljoscha trat ins Zimmer. In einem hellbraunen, weißausgeschlagenen Sarge lag mit gefalteten Händen Iljuscha. Sein eingefallenes Gesicht hatte sich gar nicht verändert; es war ernst und nachdenklich. Besonders schön sahen die Hände aus, wie aus Marmor gemeißelt. Unter die Hände hatte man Blumen gelegt, und der ganze Sarg war innen und außen mit Blumen geschmückt, die Lisa Chochlakoff schon am frühen Morgen geschickt hatte. Auch von Katerina Iwanowna waren Blumen gekommen. Als Aljoscha die Tür öffnete, bedeckte der Hauptmann gerade wieder mit zitternden Händen seinen geliebten Jungen mit Blumen.

Er beachtete kaum den Eintretenden, schien überhaupt niemanden beachten zu wollen. Nicht einmal um seine schwach-sinnige, weinende Frau bekümmerte er sich, die immer von neuem sich aufzurichten bemühte, um ihren toten Knaben besser sehen zu können. Ninotschka hoben die Knaben mit ihrem Stuhl auf und trugen sie näher an den Sarg. Da saß sie, preßte den Kopf an den Sarg und weinte still. Snegireffs Züge waren sehr bewegt, dabei aber wie zerstreut und verbittert. Als wisse er nicht, was er tue, so hantierte und redete er.

„Papchen, gib auch mir Blumen, nimm aus seinem Händchen da die weiße und gib sie mir!“ bat schluchzend Mamachen. Gefiel ihr die weiße Rose so sehr, oder wollte sie die Blume aus seinem Sarge zum Andenken behalten — sie fuhr mit den Händen hin und her und streckte sie immer wieder verlangend nach der Blume aus.

„Niemandem gebe ich etwas!“ rief hartherzig Snegireff. „Das sind seine Blumen, aber nicht deine. Alles gehört ihm, du bekommst nichts.“

„Gib doch Mama die Blume!“ bat Ninotschka.

„Nichts gebe ich ihr. Sie hat ihn nicht geliebt. Damals hat sie ihm die kleine Kanone genommen, und er hat sie ihr geschenkt,“ sagte schluchzend der Hauptmann, den die Erinnerung an diese Szene überwältigte.

Die arme Schwachsinnige weinte leise und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Als die Knaben sahen, daß der Vater den Sarg nicht werde forttragen lassen, während es schon die höchste Zeit war, traten sie alle heran und schickten sich an, ihn aufzuheben.

„Er soll nicht auf dem Friedhof beerdigt werden!“ fuhr Snegireff auf. „Beim Stein will ich ihn beerdigen, bei unserem großen Stein! So wollte es Njuscha! Ich lasse ihn nicht forttragen!“

Die ganzen drei Tage hatte er davon gesprochen, daß er ihn beim großen Stein beerdigen wollte. Njuscha, Krassotkin, die Hauswirtin, ihre Schwester und alle Knaben waren dagegen gewesen.

„Bei einem Stein will er ihn beerdigen, wie einen Selbstmörder!“ verwies ihn die alte Wirtin. „Die Friedhoferde ist geweiht. Da wird man für ihn beten. Aus der Kirche hört man den Gesang, und der Diakon liest so laut und verständlich, daß jedes Wort an sein Grab dringt, als werde es dort gelesen.“

Der Hauptmann winkte schließlich mit der Hand. Das sollte heißen: „Bringt ihn, wohin ihr wollt!“ Die Kinder hoben den Sarg auf. Als sie an der Mutter vorüber kamen, senkten sie ihn ein wenig, damit sie von Njuscha Abschied nehmen könne. Als sie das Gesichtchen, auf das sie in diesen letzten Tagen immer nur von weitem geschaut hatte, so nahe vor sich sah, befiel sie ein heftiges Zittern, und sie schüttelte den grauen Kopf über dem Sarge hin und her.

„Mama, bekreuze ihn, segne ihn, küsse ihn!“ rief Ninotschka weinend.

Sie aber bewegte immer noch den Kopf, während ein tiefer Schmerz auf ihren Zügen lag, und plötzlich fing sie an,

sich vor die Brust zu schlagen. Man trug den Sarg weiter. Zum letztenmal drückte Ninotschka ihre Lippen auf die Lippen des toten Bruders, als man ihn an ihr vorübertrug.

Als Aljoscha aus dem Hause trat, bat er die Hauswirthin, nach den Zurückbleibenden zu sehen. Sie ließ ihn kaum aussprechen. „Wir bleiben bei ihnen, sind doch auch Christen!“ sagte weinend die Alte.

Bis zur Kirche war es nicht weit. Der Tag war klar und still, und es fror nur wenig. Die Glocke läutete noch. In zerstreuter Geschäftigkeit lief Snegireff in seinem alten, kurzen Sommermäntelchen hinter dem Sarge her, den alten Schlapphut in der Hand. Bald streckte er die Hand aus, um den Sarg am Kopfende zu stützen; bald lief er an die Seite und wollte dort behilflich sein. Fiel eine Blume in den Schnee, so stürzte er auf sie zu, um sie aufzuheben, als hänge von ihrem Verluste Gott weiß was ab.

„Die Brotrinde haben wir vergessen!“ rief er auf einmal in höchstem Schrecken. Die Knaben erinnerten ihn, daß er sie in die Tasche gesteckt habe. Sofort riß er sie heraus, überzeugte sich, daß sie da war, und beruhigte sich.

„Iljuscha hat es befohlen,“ erklärte er sofort Aljoscha. „Er lag wach in der Nacht, und ich saß bei ihm. Da sagte er zu mir: Papachen, wenn man mein Grab zugeschüttet hat, wirf Brotkrümchen darauf. Die kleinen Sperlinge fliegen dann herbei; ich höre, wie sie kommen, und liege nicht ganz allein.“

„Das ist gut,“ erwiderte Aljoscha, „wir werden des öfteren Brotkrümchen streuen.“

„Jeden Tag, jeden Tag!“ stimmte der Hauptmann wie neu belebt bei.

Endlich kam man in der Kirche an. Die Knaben stellten den Sarg hin und umstanden ihn tief ernst während des ganzen Gottesdienstes. Nach der Totenmesse beruhigte sich Snegireff anscheinend, obgleich ihn noch hin und wieder eine unbewußte Geschäftigkeit ergriff. Bald rückte er das Leichentuch oder das Stirnband zurecht, bald wieder stellte er höchst umständlich ein heruntergefallenes Licht wieder auf. Doch dann

stand er unbeweglich da mit gleichgiltigem, verständnislosem Gesichtsausdruck. Beim Verlesen des Bibeltextes flüsterte er Aljoscha zu: er müsse nicht so verlesen werden, äußerte sich indes nicht weiter. Am Schlusse wollte er mitsingen, brach indes sofort wieder ab, warf sich auf die Knie, beugte den Kopf bis auf die Steine und verharrte eine geraume Zeit in dieser Stellung. Als die Lichter verteilt wurden, ergriff ihn neuerlich die Unruhe. Aber der Grabgesang wirkte geradezu erschütternd auf ihn. Er sank in sich zusammen; anfangs schluchzte er mit unterdrückter Stimme, schließlich weinte er laut. Als man Abschied von dem Toten nahm und den Sarg schließen wollte, umfaßte er ihn mit beiden Armen, als wolle er ihn schützen, und küßte seinen toten Knaben immer wieder auf den Mund. Schon gelang es, ihn vom Sarge fortzubringen, da streckte er noch einmal die Hände aus und riß einige Blumen vom Sarge. Er starrte sie an und vergaß für einen Augenblick alles um sich. Immer mehr versank er in Nachdenken und hatte auch nichts dagegen, als der Sarg aufgehoben und zum Grabe getragen wurde.

Das Grab lag ganz nahe bei der Kirche. Katerina Iwanowna hatte es bezahlt. Die Totengräber senkten wie üblich den Sarg in die Gruft hinab. Snegireff beugte sich mit den Blumen in den Händen so weit vor, daß die Knaben ihn erschrocken zurückzogen. Er schien nicht mehr zu begreifen, was vor sich ging. Als man das Grab zuschüttete, zeigte er geschäftig auf die niederfallende Erde und fing sogar an zu reden; doch verstand niemand, was er sagte, und er verstummte auch bald. Man erinnerte ihn an die Brotkrumen, und er warf sofort in großer Aufregung große Brotstücke auf das Grab. „Fliegt herbei, Vögelchen, fliegt herbei!“ flüsterte er hastig. Einer von den Knaben wollte ihm die Blumen halten, die er in der Hand hielt, aber der Hauptmann gab sie nicht fort. Er fürchtete, man wolle sie ihm wegnehmen.

Nachdem er sich das Grab angesehen und man ihm gesagt hatte, daß alles getan sei, wandte er sich beruhigt um und eilte nach Hause. Seine Schritte wurden bald so schnell, daß er fast lief. Die Knaben und Aljoscha folgten ihm.

„Für Mamachen die Blumen! Ich habe sie getränkt,“ sprach er vor sich hin.

„Man rief ihm zu: er solle den Hut aufsetzen, es sei doch kalt. So wie er es aber hörte, warf er den Hut in den Schnee und wiederholte fortwährend: „Ich will keinen Hut!“ Der kleine Smuroff hob ihn auf und trug ihn hinter ihm her.

Alle Kinder weinten, am bittersten Kolja und der Knabe, der Troja entdeckt hatte. Auch Smuroff schluchzte herzbrechend. Er fand indes immer Zeit, ein Ziegelstückchen, das sich rot vom Schnee abhob, aufzunehmen und nach einem vorüberfliegenden Spasenschwarm zu werfen. Er traf natürlich nicht und lief dann weinend weiter.

Möglich blieb Snegireff stehen, als sei er über etwas betroffen, kehrte um und lief zum Grabe zurück. Die Knaben holten ihn bald ein und umklammerten ihn von allen Seiten. Kraftlos fiel er in den Schnee und rief schluchzend: „Njuschka, Njuschka!“ Kolja und Njuschka hoben ihn auf und redeten ihm beruhigend zu.

„Herr Hauptmann, nicht verzweifeln! Ein tapferer Mann muß alles männlich ertragen,“ meinte Kolja in leisem Unwillen.

„Sie zerdrücken die Blumen,“ sagte Njuschka; „und zu Hause weint Mamachen, weil Sie ihr Njuschkas Blumen nicht gegeben haben. Auch sein Bett steht noch da.“

„Ja, ja, zu Mamachen! Und das Bettchen bringt man fort!“ setzte er erschrocken hinzu, als sei das schon geschehen. Damit sprang er auf und eilte heim.

Alle liefen die kurze Strecke mit. Snegireff riß die Tür auf und stürzte zu seiner Frau, zu der er noch kurz vorher so hartherzig gewesen war.

„Liebes Mamachen, Njuschka schickt dir die Blumen. Du hast doch franke Füße!“ rief er ihr schon von der Tür aus zu und gab ihr die im Frost verwelkten Blumen.

In demselben Augenblick fielen seine Augen auf Njuschkas Stiefelchen vor seinem Bettchen, wie sie soeben die Hauswirthin beim Aufräumen hingestellt hatte; es waren alte,

abgetragene, geflickte Stiefel. Als er sie wahrte, fiel er vor ihnen nieder, preßte einen Stiefel an seine Lippen und küßte ihn.

„Muschka, wo sind deine Füßchen?“

„Wo hast du ihn hingebracht?“ rief die Schwach sinnige mit herzerreifender Stimme.

Auch Ninotschka brach in Tränen aus. Kolja lief aus dem Zimmer, ihm nach die anderen Knaben. Ihnen folgte Mjoscha.

„Mögen sie sich ausweinen!“ sagte er zu Kolja. „Ihnen hilft kein Trost. Wir wollen ein Weilchen warten und dann wieder hineingehen.“

„Ich kann nicht mehr — es ist zu schrecklich!“ bestätigte Kolja. „Ich bin sehr betrübt,“ sagte er leise, damit ihn niemand höre, „wenn ich wüßte, daß man ihn auferwecken könnte, würde ich alles dafür hingeben!“

„Ich auch!“ stimmte Mjoscha bei.

„Wollen wir nicht heute abend wiederkommen? Sonst betrinkt er sich!“

„Das ist möglich. Aber wir wollen allein kommen, um bei ihnen ein Stündchen zu sitzen. Denn wenn wir alle kämen, würden sie nur an die Beerdigung erinnert,“ sagte Mjoscha.

„Jetzt deckt die Wirtin den Tisch zum Totenmahl. Der Geistliche wird bald kommen. Wollen wir gleich wiederkommen?“

„Gewiß,“ antwortete Mjoscha.

„Es ist doch sonderbar, in solchem Schmerze Pfannkuchen zu essen, unnatürlich und sonderbar.“

„Auch Lachs werden sie essen,“ fiel der Knabe ein, der Troja entdeckt hatte.

„Mische dich nicht immer mit deinen Reden ein, Kartaschew, wenn man gar nicht mit dir spricht und sich überhaupt nicht um dich bekümmert,“ wies ihn Kolja gereizt zurecht.

Wieder errötete der Knabe über und über, wagte indes nicht zu antworten. Inzwischen hatten sie still den Fußweg eingeschlagen. Da rief Smuroff:

„Das ist der große Stein, unter dem Muscha beerdigt sein wollte!“

Schweigend blieben sie am großen Stein stehen. In Aljoscha tauchte die Erinnerung auf an Snegireffs Erzählung, wie Iljuscha weinend den Vater umarmt und dabei ausgerufen: „Papachen, wie hat er dich gedemütigt!“ Es war ihm, als erzittere etwas in seiner Seele. Ernst glitten seine Augen über alle die lieben hellen Gesichter der Schuljungen und Kameraden Iljuschas, und plötzlich wandte er sich an sie:

„Ihr meine lieben Freunde, gerade an diesem Stein möchte ich euch etwas sagen.“

Die Knaben umringten ihn und sahen erwartungsvoll zu ihm auf.

„Wir werden uns bald trennen. Nur noch kurze Zeit bleibe ich bei meinen Brüdern, von denen der eine verstorben wird und der andere todkrank ist. Vielleicht für lange Zeit verlasse ich diese Stadt. Darum laßt uns hier an dem Steine, den Iljuscha so lieb hatte, das Versprechen ablegen: erstens Iljuscha und zweitens uns gegenseitig nicht zu vergessen. Was uns auch im Leben begegnen möge, und sollten wir uns auch zwanzig Jahre lang nicht sehen, so wollen wir nicht vergessen, wie wir heute den armen Knaben beerdigt haben, nach dem wir früher mit Steinen geworfen — erinnert ihr euch noch damals bei der Brücke? und den wir dann alle lieb gewonnen haben. Er war ein guter, tapferer Junge. Er hielt die Ehre des Vaters hoch und litt unter der Kränkung, die dem Vater zugefügt war und lehnte sich gegen sie auf. So wollen wir ihn unser ganzes Leben lang nicht vergessen. Und sollten wir auch zu hohen Ehren gelangen oder in tiefes Unglück geraten — wir wollen nie vergessen, wie uns alle das eine Gefühl verband, das uns in der Liebe zu diesem armen Jungen besser gemacht hat, als wir vielleicht von Natur sind. Meine Lieb-linge, möglicherweise begreift ihr nicht, was ich euch sage; denn ich rede oft sehr unverständlich. Trotzdem erinnert ihr euch vielleicht doch einmal des Gesagten und stimmt meinen Worten zu. Es gibt eben nichts, das für das Leben stärkender und nutzbringender ist als eine gute Erinnerung an die Kinderzeit, an das Elternhaus. Ihr werdet vielerlei hören über Er-

ziehung; aber eine schöne, heilige Erinnerung, die man aus der Kinderzeit bewahrt, kann oft die allerbeste Erziehung sein. Hat ein Mensch viele solcher Erinnerungen, so ist er gerettet fürs Leben. Und wenn auch nur eine einzige gute Erinnerung in seinem Herzen verbleibt, kann ihm diese schon zur Rettung dienen. Vielleicht werden später im Leben die Kräfte nur schlecht oder gar nicht ausreichen, eine böse That zu vermeiden — vielleicht werden wir sogar in unseres Herzens Bosheit über die Tränen der Menschen lachen, über Menschen, die das selbe sagen, was Kolja vorhin rief: „Ich möchte für alle Menschen leiden.“ Aber mögen wir auch noch so schlecht werden, — wovor Gott uns bewahren möge — so wird in der Erinnerung daran, wie wir Iljuschka heute beerdigt, ihn in den letzten Tagen geliebt und soeben an diesem Steine freundschaftlich miteinander gesprochen haben, selbst der Schlechteste und Spottlustigste unter uns nicht darüber zu lächeln wagen, daß er in diesem Augenblick gut und brav gewesen ist. Ja, vielleicht hält die bloße Erinnerung ihn zurück, Böses zu tun. Mag er auch bei sich lächeln, das tut nichts. Der Mensch lacht oft über Gutes und Edles. Aber er tut es nur aus Leichtsinne. In dem Augenblicke, wo er lacht, wird er sich doch sagen: „Es ist schlecht, daß ich gelacht habe; man darf nicht darüber lachen!“

„So ist es, Karamasoff; ich verstehe Sie!“ rief Kolja mit blitzenden Augen.

Die Knaben wollten gerne alle noch etwas sagen. Doch hielten sie noch an sich und blickten nur gespannt zu dem Redenden auf.

„Das sage ich nur aus Besorgnis, daß wir schlecht werden könnten,“ fuhr Iljuschka fort. „Aber warum sollten wir denn schlecht werden, Freunde? Vor allem laßt uns gut sein und aufrichtig und einander nie vergessen. Ich gebe euch mein Wort, daß ich niemals auch nur einen von euch vergessen werde. Keines von den Gesichtern, die ich jetzt um mich sehe, werde ich je vergessen, und sollten auch Jahre über Jahre dahingehen. Vorhin sagte Kolja, er bekümmere sich nicht um Kartaschew. Ja, kann ich denn vergessen, daß er da ist und jetzt erröthet wie

damals, als er Troja entdeckte, und mich mit seinen lieben, lachenden Augen ansieht? Meine lieben Freunde, laßt uns großmütig und tapfer sein wie Iljuschka, klug, tapfer und großmütig wie Kolja, und bescheiden, klug und lieb wie Kartaschew. Doch warum rede ich nur von diesen beiden? Alle seid ihr mir lieb, alle schließe ich in mein Herz und bitte auch euch, mich in euer Herz einzuschließen. Wer verbindet uns alle in diesem Gefühl, an das wir von jetzt ab unser ganzes Leben lang denken werden, wenn nicht Iljuschka, der gute, liebe Junge! Niemals wollen wir ihn vergessen, sondern ihm eine Erinnerung in unserem Herzen bewahren für immer.“

„Ja, für immer,“ riefen die Knaben begeistert.

„Wir wollen sein Gesicht nicht vergessen, seine Kleider, seine alten, zerrissenen Stiefelchen, sein Grab und seinen unglücklichen Vater, und daß er allein gegen die ganze Klasse für diesen Vater eingetreten ist.“

„Wir wollen ihn nicht vergessen!“ wiederholten die Knaben, „er war so tapfer und gut!“

„Wie habe ich ihn geliebt!“ rief Kolja.

„Fürchtet das Leben nicht, meine Freunde. Wie schön ist es, wenn man Gutes und Edles tut.“

„Ja, ja,“ riefen die Knaben, ganz Feuer und Flamme.

„Wir haben Sie lieb, Karamasoff!“ sagte ein Stimme, die nicht mehr an sich halten konnte. Wahrscheinlich war es der kleine Kartaschew.

„Wir haben Sie alle lieb!“ riefen auch die andern. Vielen blitzten Tränen in den Augen.

„Hurra Karamasoff!“ schrie plötzlich Kolja. „Ist es wirklich wahr, was die Religion sagt, daß wir von den Toten auferstehen und uns alle wiedersehen werden, auch Iljuschka?“

„Wir werden auferstehen und uns wiedersehen und einander freudig alles mitteilen, was wir erlebt haben,“ antwortete mit einem Lächeln Iljuschka.

„Wie schön wird das sein!“ entfuhr es Kolja.

„Aber jetzt wollen wir mit dem Reden Schluß machen und zum Totenmahl gehen. Laßt es euch nicht anfechten, daß wir Pfannkuchen essen werden. Es ist ein uralter, geheiligter

Brauch unserer Väter und hat auch sein Gutes," sagte  
Aljoscha. „Kommt! Wir gehen jetzt Hand in Hand!"

„So laßt uns immer gehen, das ganze Leben bis zum  
Grabe Hand in Hand! Hurra Karamasoff!" rief nochmals  
begeistert Kolja, und nochmals stimmten alle Knaben in seinen  
Ruf ein.





---

## Nachwort des Herausgebers

---

**M**an sieht leicht, daß die „Brüder Karamasoff“ mit ihrem dritten Bande nur einen vorläufigen und äußeren Abschluß erhalten haben. Das gewaltige Epos nach seinem Plane zu Ende zu führen, ist Dostojeffsky versagt geblieben. Im Juli 1880 teilt er mit: „Am 11. Juni bin ich aus Moskau nach Staraja-Russa zurückgekehrt, war entsetzlich müde, machte mich aber gleich an die Karamasoffs und schrieb auf einen Zug ganze drei Bogen.“ Im August desselben Jahres schreibt er an J. S. Aksakoff: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie furchtbar ich beschäftigt bin Tag und Nacht; es ist eine wahre Zucht hausarbeit! Denn ich beendige jetzt gerade die Karamasoffs und ziehe folglich die Summe aus diesem Wert, das mir persönlich sehr teuer ist, denn ich habe sehr viel von meinem eigenen Ich hineingelegt. Ich arbeite auch im allgemeinen sehr nervös, unter Qualen und Sorgen. Wenn ich arbeite, bin ich physisch krank. Und jetzt muß ich aus dem, was ich während dreier Jahre zurechtgelegt, zusammengestellt und notiert habe, die Summe ziehen. Ich muß diese Arbeit unbedingt gut machen, jedenfalls so gut, wie ich überhaupt kann. Ich begreife gar nicht, wie man in großer Eile und nur der Bezahlung wegen schreiben kann. Nun ist die Zeit gekommen, wo ich den Roman abschließen muß, und zwar ohne Aufschub. Sie werden es mir gar nicht glauben wollen: manches Kapitel, zu dem ich mir während der drei Jahre Aufzeichnungen gemacht habe, muß ich, nachdem ich es endgültig niedergeschrieben, verwerfen, um es dann wieder

neu zu schreiben. Nur einzelne Stellen, die unmittelbar von der Begeisterung diktiert wurden, gerieten mir auf den ersten Wurf; alles übrige war harte Arbeit. Aus diesem Grunde kann ich Ihnen augenblicklich, trotz meines heißen Wunsches, unmöglich schreiben; ich bin nicht in der nötigen Gemüthsverfassung, auch will ich meine Kräfte nicht zersplittern. Ich werde Ihnen erst etwa am 10. September, wenn ich die Arbeit hinter mir haben werde, schreiben können.“

Nachdem dann im Herbst der Band erschienen war, hatte der Dichter noch die Genußtuung, von einem Arzt, dem Doktor Blagonrawoff, ein Schreiben zu erhalten, in dem der Fachmann mit Entzücken die meisterhafte Schilderung von Iwans Teufelshalluzinationen rühmt. Der Dichter erwidert hierauf: „Weil ich den Glauben an Gott und das Volk predige, will man mich hier vom Antlitz der Erde verschwinden lassen. Für jenes Kapitel von den Halluzinationen in den Karamasoffs, mit dem Sie als Arzt so zufrieden sind, hat man mich bereits versucht zu einem Reaktionär und Fanatiker zu stempeln, der bereits beim Glauben an den Teufel angelangt ist. Die Leute bilden sich in ihrer Einfalt ein, daß das Publikum wie aus einem Munde ausrufen wird: ‚Wie, Dostojeffsky hat schon angefangen, über den Teufel zu schreiben? Ach, diese Abgeschmacktheit, diese Vorniertheit!‘ Ich glaube aber, daß es ihnen nicht gelingen wird. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir als Arzt die Naturtreue in der Schilderung der psychischen Krankheit meines Romanhelden bestätigen. Die Ansicht eines Sachverständigen ist mir sehr wertvoll; Sie werden wohl zugeben, daß Iwan Karamasoff unter den gegebenen Umständen keine andere Halluzination hatte haben können.“

Dieses ist, soweit ich sehe, der letzte Brief, der von Dostojeffskys Hand erhalten ist. Er stammt vom 19. Dezember 1880.

Bereits im nächsten Monat, am 28. Januar, um 8.28 Uhr abends, war Dostojewsky aus dem Leben geschieden.

Mereschkoffsky schreibt: „Die ‚Brüder Karamasoff‘ zu Ende zu führen, war, wie sich zeigte, unmöglich für Dostojewsky, denn dieses Ende war im Leben nicht vorhanden; und als hätte er selbst gefühlt, daß er alles getan, was möglich war, verließ er das Leben — er starb.“

M. B.



# Inhalts-Verzeichnis

## Zehntes Buch

### Die Knaben (Fortsetzung)

An Iljuschas Bettchen . . . . .	5
Frühe Entwicklung . . . . .	25
Iljuscha . . . . .	32

## Elfte Buch

### Iwan Sedorowitsch

Bei Gruschenka . . . . .	39
Das kranke Füßchen . . . . .	51
Das Teufelchen . . . . .	64
Die Hymne und das Geheimnis . . . . .	72
Nicht du, nicht du . . . . .	90
Das erste Wiedersehen mit Smerdjakoff . . . . .	98
Der zweite Besuch bei Smerdjakoff . . . . .	112
Der dritte und letzte Besuch bei Smerdjakoff . . . . .	125
Der Teufel. Iwan Sedorowitschs Alp . . . . .	145
„Das hat er gesagt!“ . . . . .	164

## Zwölftes Buch

### Der Irrtum der Richter

Der verhängnisvolle Tag . . . . .	173
Die gefährlichen Zeugen . . . . .	180
Das ärztliche Gutachten und die Geschichte mit dem Pfund Rüsse . . . . .	191
Das Glück lächelt Mitja . . . . .	197

Die Katastrophe . . . . .	208
Die Rede des Staatsanwalts. Die Charakteristik . . . . .	219
Der Überblick . . . . .	231
Über Smerdjákov . . . . .	238
Der Schluß der Rede des Staatsanwalts. Der Gipfel der Seelenkunde. Die jagende Troika . . . . .	250
Die Rede des Verteidigers. Ein Stock hat zwei Enden . . . . .	264
Kein Geld. Keine Verraubung . . . . .	269
Und kein Mord . . . . .	277
Der Übertreter des Gebotes . . . . .	286
Das Urteil der Bauern . . . . .	293

## Nachwort

Pläne zu Mitjas Rettung . . . . .	301
Für einen Augenblick wurde die Lüge zur Wahrheit . . . . .	307
Muschas Beerdigung. Die Rede am großen Stein . . . . .	316
 Nachwort des Herausgebers . . . . .	 329



